9
D69
Serie preoccupat
312 D II 44167

Das Banat

in

topographisch-naturhistorischer Beziehung,

mit besonderer Berücksichtigung

der

Herculesbäder nächst Mehadia

und ihrer Umgebungen.

Nebst einer ausführlichen Schilderung der Reise in die Bäder mit den Dampfschiffen und zu Lande, und einer Beschreibung der an den banatischen Donauufern vorkommenden Alterthümer,

von

JOSEPH VON DORNER,
Apotheker.

Biblioteca centrală regională
Timişoara
C S

Pressburg,
Druck und Verlag von C. F. Wigand.
1839.

321.041.
Bis 1.231

Multa supersunt in rebus Hungariae, partim invidia exterorum corrupta, adductaque in odium, partim nostrorum neglecta oscitantia; sed etiam pleraque tenebris obsita adhuc, et luctantia cum oblivione: pronum ergo est, in earum enarratione, et tunc labi, cum minime cogites.

Matth. Bel in Praefat. ad tom. I. Notit. Hung. novae.

TEMESVÁR SZAB. KIR. VÁROSI NYILVÁNOS KÖNYVTÁR

Seinem innigst geliebten Vater,

dem

Herrn

Joseph von Dorner,

widmet diese Blätter

als ein

Denkmal kindlicher Liebe und Dankbarkeit

der

Verfasser.

Theuerster Vater!

Sie haben das emsige Suchen und Forschen des gereiften Jünglings nach Erkenntniss und Wahrheit in dem unermesslichen Gebiete der Naturforschung im Stillen beobachtet, und wenn Sie auch zuweilen aus väterlicher Sorgfalt befürchteten, dass dabei das Brodstudium, das den Mann einst nähren und glücklich machen sollte, Abbruch leiden könnte, so haben Sie doch die Bemühungen des Sohnes mit Liebe unterstützt. Wie weit es nun meinen geringen Kräften gelungen ist, die grossen Männer nachzuahmen, die auf dem dornigen Pfade mir als Muster voranleuchten, mögen Andere entscheiden, ich bescheide

mich hier gerne mit dem stillen Bewusstsein, in unserem Vaterlande eine längst verhallte Saite wieder angestimmt zu haben. Aber selbst das Wenige, was ich bisher geleistet und gethan, ist unter Ihrer liebevollen Pflege herangewachsen. Und so ergreife ich denn mit Freuden die Gelegenheit, Ihnen diess öffentlich zu bekennen und füge die Bitte bei, Sie wollen den bescheidenen Kranz, unter mancherlei Sorgen gewunden, als ein kleines Denkmal unbegrenzter Liebe und Dankbarkeit aus den Händen des Sohnes hinnehmen, der sich dem besten Vater ewig verpflichtet fühlt.

Vorwort.

Mit nicht geringen Besorgnissen übergebe ich vorliegenden Versuch, die Erstlinge meiner Feder, den zahlreichen Freunden des naturgeschichtlichen Studiums, wohl erkennend, wie schwierig es sein müsse, mit Ehren auf einem Felde aufzutreten, auf dem Männer von anerkannter Meisterschaft so viel Grosses geschafft und gewirkt. Im Frühjahre 1835 brachte mich ein günstiges Geschick in das Banat. Ich verweilte dort vom April bis in den October hinein, durchzog die Provinz nach allen Richtungen, und besonders ist mir im herrlichen Cserna-Thale kein Stein und kein Strauch fremd geblieben. Ich habe dort die genussreichsten und schönsten Stunden meines Lebens genossen. Mein Tagebuch füllte sich immer mehr und mehr. Flüchtige Skizzen sollten das Andenken, das so leicht im Sturme des Lebens untergeht, an so manche glücklich verlebte Stunde bewahren. So entstanden die ersten Materialien zu dem vorliegenden Werke. Schon im Winter desselben Jahres, wo ich im väterlichen Hause beschäftigt war, meine reiche Sammlung zu ordnen, dachte ich daran, das Ausland und insbesondere mein Vaterland

auf das Banat aufmerksam zu machen, das schon an Kitaibel und Rochel warme Freunde gefunden hatte; aber bei uns sind ihre Werke kaum dem Namen nach bekannt geworden. Ich hoffte, eine ausführliche Schilderung des Landes dürfte den vielen Freunden und Kennern der banater Flora in Deutschland, die manches seltene Blümchen aus diesen Gegenden durch Rochel, Dr. Heuffel oder durch mich besitzen, nicht anders als willkommen sein, in einer Zeit, worin das Studium der Naturgeschichte einer allgemeinen, bis jetzt nicht gekannten Theilnahme sich erfreut*). Diess war um so mehr zu erwarten, nachdem eine mehrjährige Erfahrung uns belehrt, wie sehr das Ausland für das Naturgeschichtliche Ungarns und des Banates sich interessirte.

Ich machte mich also an die Arbeit, und zwar um so lieber, als seit Kitaibel's und Rochel's Arbeiten, also seit 1828, wenig oder nichts für die Naturgeschichte dieser interessanten Provinz öffentlich geschehen ist, während doch im Auslande sich von Jahr zu Jahr eine immer grössere

*) Nur bei uns nicht. Da hat das Studium der Naturgeschichte noch keinen Eingang gefunden; da versinkt alles Andere in dem Wuste juridischer Gelehrsamkeit, und man blickt mitleidig nach dem beklagenswerthen Menschen hin, der sein Gedächtniss mit so unnützem Kram, wie die Naturgeschichte ist, beladet.

Thätigkeit entwickelte. Man durchsuchte America nach allen Richtungen; erforschte die himmelanstrebenden Höhen und die Thäler des Nepal-Gebirges in Asien; und wie viele unermüdete Forscher haben nicht in der glühenden Zone Africas ihr Grab gefunden! Und — erröthend müssen wir es gestehen — Ungarn, das mitten unter den civilisirtesten Staaten liegt, ist dabei fast eine terra incognita geblieben*).

Als ich die erste Hand an die Arbeit legte, ergab es sich bald, wie viele irrige Ansichten und Angaben sich in den älteren und neueren Werken vorfanden, und ich musste, wenn ich nicht auch bloss abschreiben wollte, mich zu einem genaueren Quellenstudium entschliessen. So arbeitete ich, häufig von Berufsgeschäften unterbrochen, im Stillen fort.

Der nächste Zweck dieses Buches sollte demnach sein, eine ziemlich vollständige Uebersicht des Landes zu geben. Es sollte also nicht bloss für den Naturforscher von Profession bestimmt,

---

*) Dass man sich um das Entferntere immer mehr interessirt, wie um das was uns nahe liegt, ist ein allgemeines Uebel. Schon das uralte deutsche Sprichwort: „er ist nicht weit her" will so viel sagen, als: er ist nicht viel werth. Prof. Brogniart hat mir unlängst aus Paris geschrieben, dass das königl. Museum sehr reich an Pflanzenschätzen aus allen Welttheilen ist, während ihnen aus Mitteleuropa sehr vieles fehlt.

sondern jedem gebildeten Leser zugängig sein, dem es darum zu thun ist, seine Länder- und Völkerkunde zu erweitern. Eine andere Hauptbestimmung des Buches sollte ferner sein, bei recht vielen, vom Schicksale etwas begünstigten, Naturfreunden die Lust zu wecken, unser schönes Vaterland, insbesondere das Banat zu besuchen. Es musste also die innere Einrichtung desselben so angelegt werden, um dem Reisenden auf seinen Wanderungen durch die Berge und Thäler dieser Provinz, als treuer Gefährte dienen zu können, was um so nöthiger schien, da besonders im Banate jeder Fremde sich selbst überlassen ist.

Der geneigte Leser findet demnach hier das Wissenswertheste über das Banat in möglichster Vollkommenheit zusammengestellt; und es wird dem Kenner nicht entgehen können, welche Schwierigkeiten, bei der Mannigfaltigkeit des Gegenstandes, mit einer solchen Arbeit nothwendig verbunden waren; um so mehr, nachdem die Vorarbeiten und Mittheilungen in jeder Art sich als sehr mangelhaft erwiesen haben. So habe ich, unter andern, wiederholt in das Banat geschrieben um über die dortige Erzgewinnung, Ausbeute, Lagerstätte u. s. w. etwas Näheres zu erfahren; allein, alle meine Bemühungen blieben fruchtlos. Ein Bergbeamte, an den ich zuletzt einen freundschaftlichen Brief desshalb geschrieben, und ihn im Namen der Wissenschaft gebe-

ten, mir darüber berichten zu wollen, hat mich ganz und gar ohne Antwort gelassen; ein Beweis, wie wenig man bei uns das Bedürfniss sich mitzutheilen fühlt, und wie schwierig dabei alles Studieren wird, da man fast ganz auf sich selbst beschränkt ist. Um so dankbarer muss ich hier der äusserst zuvorkommenden Art erwähnen, mit welcher der Grenzwald-Director Herr Bachhofen von Echt meiner Bitte entgegenkam, mir etwas Näheres über den banater Sandschollenbau, der unter seiner Leitung steht, mitzutheilen.

In geologisch-geognostischer Beziehung habe ich, nebst Born's Briefen, Beudant's Reise durch Ungarn, und einen, aus von Leonhard's Taschenbuche mir freundschaftlich mitgetheilten Aufsatz eines Herrn Martini, meine eigenen Wahrnehmungen zu Rathe gezogen. Dem Leser wird es indessen nicht entgehen, wie stiefmütterlich bis jetzt dieses Feld bebaut worden, und er wird das in dieser Beziehung Mitgetheilte darum auch nicht zu strenge beurtheilen, nachdem ich das dort Gesagte nur als Andeutungen betrachtet wissen will.

Die Analyse der Badequellen im Cserna-Thale ist von Prof. Zimmermann in Wien, ich habe sie aus Schwarzott abgeschrieben. Die Arbeit kann, meines Erachtens, auf keine gar grosse Vollständigkeit Anspruch machen. Mir war es nicht vergönnt, neue chemische Untersuchungen

an Ort und Stelle vorzunehmen, da mir Alles dazu erforderliche Material fehlte.

Ueber die Verbreitung der Gewächse hätte ich gerne ein Mehreres gesagt, auch eine, mit critischen Anmerkungen versehene, systematische Aufzählung der im Banate bis jetzt entdeckten Pflanzen, nebst Angabe der Standorte, im Anhange beigefügt. Ich war lange unschlüssig, ob ich eine solche Enumeratio critica dem vorliegenden Werke ansschliessen sollte oder nicht. Ich entschied mich endlich für das Letztere, da der Band zu voluminös geworden wäre, und behalte mir daher, nach dem Vorschlage meines hochverehrten Freundes Dr. Fenzel, diese Arbeit für einen zweiten Band vor, der von dem ersten ganz unabhängig und so eingerichtet werden soll, um auf einer Reise durch das Banat zugleich als botanisches Handbuch dienen zu können. Dort werde ich Veranlassung finden, die climatologischen Verhältnisse des Banates, so wie die geographische Verbreitung der Gewächse, was hier nur angedeutet werden konnte, ausführlich zu behandeln und zu besprechen. Diesem zweiten Theile soll auch eine Gebirgskarte des Banates, den Alpenstock und seine Verzweigungen darstellend, beigefügt werden, die schon für den vorliegenden Band bestimmt gewesen war, aber durch Zufall verspätet worden. Dieser zweite Band soll jedoch erst dann erscheinen, wenn der gegenwärtige Theil den Erwar-

tungen eines geehrten Publicums entsprechen sollte.

Schliesslich kann ich nicht umhin, dem gräflich Appony'schen Bibliothekar, Herrn v. Litzner, für die äusserst freundschaftliche Art, mit der er, bei Benützung der reichen Bibliothek, jedem meiner Wünsche entgegen gekommen ist, hier meinen Dank auszusprechen.

Und so möge der geneigte Leser diese Gabe freundlich hinnehmen und dadurch sich recht Viele veranlasst finden, uns zu besuchen, um all' das Schöne, was hier nach Kräften geschildert worden, mit eigenen Augen zu sehen.

Pressburg, *am Sylvesterabende 1838.*

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

I. *Allgemeine Ansicht des Banates* 9

II. *Reise in das Banat und in die Bäder* 67

1. Reise mit dem Dampfboote 79

a) Von Wien nach Pesth 80

b) Von Pesth nach Drenkowa 96

c) Von Drenkowa nach Alt-Orsowa 107

2. Reise zu Lande 114

a) Von Pesth nach Temesvár 115

b) Von Temesvár in die Bäder 129

III. *Die Herculesbäder und ihre Umgebungen* . 141

1. Das Cserna-Thal 145

a) Die Schwefelquellen 158

b) Badeanstalten und Bauten 161

c) Spaziergänge im Badethale 169

d) Die im Badethale aufgefundenen Alterthümer 177

2. Ausflüge in die Umgebungen der Bäder . 182

a) Ersteigung des Domoglett 183

No. 1. Ueber den Katzensteg und die Felskante 185

„ 2. Durch das Zseralu-Thal 190

„ 3. Durch die Prolazer Schlucht 193

b) Ausflug nach dem Cordonsposten Bobod . . . 196

Seite

c) Excursion nach Orsowa, dem Berge Alion und dem eisernen Thore 199
Nach dem Alion 206
Zu den Cataracten, das eiserne Thor genannt 207

d) Fahrt in die Klissura, zur veteran'schen Höhle und zur trajan'schen Tafel 224

e) Zum Wasserfalle nach Mehadia 236

Die banatischen Sandhügel 238

Rückweg durch die Almas und über die Bergstädte 243

Einleitung.

Nachdem im Juli 1718 durch Eugen's sieggekrönte Waffen, der Friede zwischen Kaiser Carl und der Pforte, nach 164jährigen Drangsalen einer alles niederdrückenden Tyrannei, zu Stande gekommen war, zog alsbald ein neuer Morgen über das zertretene Land herauf. Jahrhunderte lang war der Halbmond ein Schrecken der Menschheit, seine Wege waren mit Blut bezeichnet, und alles Glück verdorrte unter seinem vernichtenden Tritte: das schöne gesegnete Banat war zur Wüstenei geworden. In der ewigen Angst und Anstrengung, in den düsteren Zeiten der immer steigenden Gefahr wuchs auch der Heldensinn des Volkes riesengross heran, aber es kämpfte lange vergebens gegen den schrecklichen Feind, der das beglückende Banner unseres Heilandes mit Feuer und Schwert zu vernichten drohte. Jahrhunderte mussten unter Schrecken und Angst durchgekämpft werden, ehe die Zeit einen Helden gebar, der mit kräftiger Faust das blutige Zeichen des Halbmondes zu Boden warf. Der schwerfällige Körper regte sich wohl noch einigemale, er bot alle seine Kräfte auf, die erlittene Schmach zu rächen, aber es war nur ein krampfhaftes Zucken im Todeskampfe; er erholte sich von dem schweren Falle nicht wieder. Der Friedensbote schüttelte seine goldenen Schwingen, und es erwachten, von einer väterlichen Regierung sorgsam gepflegt, allmählig alle Keime menschlicher Glückseligkeit.

Das ganze Banat war in einem betrübenden Zustande. 164 Jahre lang unter türkischem Joche seufzend, war es der Schauplatz der rohesten Gewaltthätigkeiten und Räubereien aller Art. Da gab es kein Eigenthum und keinen Erwerb, alles häusliche Glück war in den Staub getreten. Und diese bange Zeit des Schreckens durchlebten mehrere Generationen.

Kaum dämmerte indessen die frohe Aussicht auf einen dauernden Frieden, so erwachte ein neues Leben durch das ganze Land, alles kehrte zu dem väterlichen Herde zurück und die lang entbehrte häusliche Beschäftigung trat an die Stelle des blutigen Waffendienstes. Vor Allem dachte man daran, den verwahrlosten Boden für die Bedürfnisse des Lebens wieder vorzubereiten. Es wurden Canäle und Dämme gebaut, um die vielen Sumpfwasser, die ganze Ländereien verschlungen hatten, abzuleiten; Colonieen angelegt, die Städte durch eingewanderte deutsche Künstler, Manufacturisten und Handwerker bevölkert und belebt, und bald darauf der bereits von den Römern betriebene Bergbau wieder aufgenommen.

In dieser Zeit machte Graf Marsigli durch sein grosses Donauwerk, das 22 Jahre lang im Pulte der Bekanntmachung geharrt, die gelehrte Welt zuerst auf Ungarn und das Banat aufmerksam*). Die durch die Kriegsoperationen an beiden

---

*) Danubius Pannonico-Mysicus, observationibus geographicis, astronomicis, hydrographicis, historicis, physicis perlustratus et in sex tomos digestus, ab Aloysio Ferd. Comite Marsigli etc. Imp. folio. 6 Tomi. Hagae Amstelodami 1726. — Marsigli schrieb im J. 1698, also volle 28 Jahre vor dem Erscheinen des Werkes selbst, einen Prodromus in fol. dazu. Der I. Band enthält den geographischen und physicalischen Theil des Werkes, mit einer

Donauufern häufig aufgefundenen römischen Antiquitäten aller Art, kamen darin zuerst ausführlich zur Sprache, und durch Marsigli's mitgetheilte Irrthümer liessen sich auch die meisten, ihm nachgefolgten, Schriftsteller zu falschen Ansichten und Angaben verleiten. Auch für die Naturgeschichte hat Marsigli Einiges, wiewohl nur Weniges gethan, indem er nur Bekanntes, und das nicht vollständig gegeben, wie es wohl in jenen stürmischen Zeiten und bei dem damaligen Stande der Naturwissenschaften, nicht anders möglich war. Marsigli ist in seinem Eifer für das Gute auch oft zu weit gegangen. So hat er unter andern ausführliche Beschreibungen und Abbildungen von Sandkörnern geliefert, die er zu diesem Behufe in den Strombetten der Donau und der Theiss sammeln liess, — eine mühsame Arbeit, die ganz ohne allen Werth ist, u. dgl. m.

---

grossen Stromkarte der Donau; der II. Band handelt von den römischen Alterthümern, mit vielen Abbildungen; die folgenden Bände enthalten das Naturgeschichtliche des Mineral-, Pflanzen- und Thierreiches. So findet man im III. Bande eine Beschreibung des Schemnitzer Grubenbaues, nebst sehr abenteuerlichen Ansichten über das Entstehen der Metalle in den Gängen. Der IV. Band handelt von den Fischen und Schalthieren der Donau und der Theiss. Die Beschreibungen sind unvollständig, die Abbildungen mitunter gut. Der V. Band enthält die Wasservögel, mit 59 Abbildungen. Die Nomenclatur, so wie die sehr kurzen Beschreibungen, sind aus Willugbeius Ornithologie. Der VI. Band enthält einige anatomische Tafeln von Fischen, einen Catalogus plantarum, alphabetisch nach Tabernemontanus und C. Bauchin, ohne aller Beschreibung; dann kurze Beschreibungen einiger Quadrupeden, und endlich eine Abbildung jener Heuschrecken, die in den J. 1689, 90 und 91 die ganze Moldau, Walachei und Ungarn verheerten. Das Werk ist durch eine Menge überflüssiger Kupfertafeln sehr vertheuert worden.

Diesem grossen Unternehmen folgte bald eine wichtigere Entdeckung, als General Hamilton von Kaiser Carl VI. nach Orsova geschickt wurde, um die Festungswerke der Insel zu verstärken. Hamilton besuchte bei dieser Gelegenheit die Gegenden des nahe gelegenen Cserna-Thales, welche bis dahin ganz in Vergessenheit gerathen waren, und entdeckte, wider alles Vermuthen, die nachher so berühmt gewordenen heissen Quellen. Auf einen Bericht, den der General desshalb nach Wien gemacht, kam ein kaiserlicher Befehl, dieselben zum Gebrauche wieder herzustellen, wozu auch sofort die nöthigen Anstalten gemacht wurden.

Schon bei den ersten Arbeiten wurden eine Menge Statuen, Münzen, Votivtafeln u. dgl., die alle dem blühenden Zeitalter der römischen Kaiser angehörten, zu Tage gefördert. Die Entdeckung machte grosses Aufsehen. Schon im nächsten Jahre (1737) erschien zu Wien: „Paschalis Dissertatio epistolaris de thermis Herculanis," worinn Caryophilus (eigentlich Pascal Garofolo) bemüht war, die aufgefundenen Alterthümer, die nach Wien befördert wurden, zu deuten und zu beschreiben. Diese Arbeit wird von den Archäologen noch heutzutage geschätzt. Zwei Jahre darauf schrieb er eine Dissertatio epistolaris altera, de usu et praestantia thermarum Herculanarum, welche in Mayland gedruckt worden. Sie hat keinen Werth.

Mit erneuerter Wuth brach 1738 der schon längst befürchtete Krieg mit der Pforte wieder aus. Zahllose Türkenhorden überschwemmten das Banat; Alles floh vor den gefürchteten Barbaren; die Arbeiten an den Bädern wurden für viele Jahre vergessen, da man, trotz dem bald darauf erfolg-

ten Frieden, erst 1772 dieselben wieder aufgenommen.

In dieser Zwischenzeit arbeitete man mit um so grösserem Eifer an den Bergwerken von Oravitza, Szaszka, Dognatska und Moldowa. Bewährte Bergmänner, wie ein Born, Delius, Koczian, bereisten und untersuchten den gebirgigen Theil des Banat's, und trugen durch ihre Entdeckungen und Forschungen wesentlich zur Vervollkommnung des Bergbaues bei *).

1773 unternahm der berühmte Cranz zu Wien die erste Analyse der Quellen von Mehadia, wozu er sich die verschiedenen Wässer nach Wien bringen liess. Cranz war mehr Botaniker als Chemiker, seine Arbeit ist daher auch ohne Werth **). Stadler's Versuch über die uralten römischen Herkulesbäder, 1776 zu Wien herausgekommen, kam mir nicht zu Gesichte. In den J. 1775 und 76 bereiste Franz Griselini, ein italienischer Abt, das ganze temesvarer Banat, und seinem gelehrten Eifer verdanken wir die ersten umfassenden Mittheilungen über diese

---

*) Der wackere Born hat die Resultate seiner Reise durch die ungrischen, banatischen und siebenbürgischen Bergwerke seinem Freunde Ferber in Briefen mitgetheilt. Ferber hat diese Briefe später herausgegeben: „Des Ignaz Edlen von Born Briefe über mineralogische Gegenstände auf seiner Reise durch das temesvarer Banat, Siebenbürgen, Ober- und Niederungarn etc." Frankfurt und Leipzig 1774.

**) „Cranz Analyses thermarum Herculanarum Daciae Traiani celebriorumque Hungariae etc." Viennae 1773. Die später, 1777, in Wien erschienene Arbeit: „Gesundbrunnen der österreichischen Monarchie," enthält eine von Helbing etwas berichtigte Analyse der Mehadier Quellen, die aber auch nicht viel besser ist, als die Cranz'sche.

Provinz. Sein Werk*), das von Gelehrsamkeit strotzt, hat viel historischen Werth und enthält manche interessante, aber auch viele irrige Beobachtungen über das Land und seine Bewohner. Was Griselini in naturhistorischer Beziehung geleistet, bezieht sich insbesondere auf sehr gelehrte geologisch-geognostische Bemerkungen über die banatischen Gebirge, wobei er seine ganze grosse Belesenheit ausgekramt hat und den ältesten neptunischen Ansichten über die Entstehung der Gebirge gefolgt ist. Wir werden oft Gelegenheit finden, dieses Werkes zu gedenken.

Endlich erschien Kitaibel 1800 im Banate, und es werden, durch ihn, die ersten botanischen Entdeckungen auf diesem, an Naturschätzen und Seltenheiten so reichen, Boden gemacht. 1805 besuchte er die Gegenden zum zweiten Male. Seine schönen Entdeckungen sind in seinem grossen Werke**), das neben dem Rochel'schen ***) ganz einsam dasteht, niedergelegt.

So standen die Dinge, als unser geachtete Veteran Rochel, angezogen durch die reichen Entdeckungen Kitaibels, im Frühjahre 1815 von Neutra aus seine Reise ins Banat antrat, Ende Mai die Sandebenen von Grebenacz untersuchte, im Juni den Semenik bestieg, die schöne Almás besuchte und dann über Weisskirchen an der Donau herab botanisirte, und erst mit Ende Juli bei anhal-

*) Versuch einer politischen und natürlichen Geschichte des temesvarer Banats etc., in Briefen von Fr. Griselini. Wien 1780. 2 Theile. 4.

**) Com. Waldstein et Prof. Kitaibel descriptio et icones plantarum rariorum Hungariae. 3 Vol. fol. Vindobonae 1802—12.

***) Plantae Banatus rariores iconibus et descriptionibus illustratae, praemisse tractatu phytogeographico, etc. Auct. Ant. Rochel. Pestini 1828. fol.

tend regnerischem Wetter, in den Bädern anlangte. Seinen Bemühungen und seinem unermüdeten Eifer verdanken wir viele interessante Aufschlüsse über das ganze Land. Durch ihn erlangten wir die ersten richtigen Kenntnisse über den ausgebreiteten banater Gebirgsstock. Bis dahin kannte man nur Griselini's irrige Angaben, denen selbst Hietzinger in seiner Statistik der österreichischen Militärgrenze gefolgt ist.

Eine richtigere Kenntniss der Herkules-Quellen und des Bodens, dem diese entströmen, erhielten wir erst neuerer Zeit, durch Prof. Zimmermann's chemische Arbeiten, die er 1817 auf Anordnung des k. k. Hofkriegsrathes, an Ort und Stelle unternommen. Seine bis jetzt einzig verlässlichen Resultate werde ich im Verlaufe des Werkes mittheilen.

Das herrliche, an Naturschönheiten und Schätzen reich gesegnete, Cserna-Thal hat seitdem manche Freunde der Natur dahin gelockt und keiner von ihnen kehrte unbefriedigt zurück. In den Jahren 1820 und 1829 besuchte der durch seine Reiseunternehmungen in den Balkan bekannte Entomolog Friwaldszky das Cserna-Thal. Seit ungefähr acht Jahren ist Herr Doctor Heuffel, Physicus der Krassóvaer Gespanschaft, unermüdet im Aufsuchen und Bestimmen seltener Gewächse des Banats, und die Flora dieser Provinz hat dem, auch als Arzt sehr hoch geschätzten, verdienstvollen Manne viele schöne Entdeckungen und Berichtigungen zu verdanken. Der königl. Cameral-Wundarzt zu Oravitza, Herr Wierzbicky, hat ihn dabei mit Beiträgen wacker unterstützt*).

*) Einen Theil dieser seiner Entdeckungen hat Dr. Heuffel im Jahre 1835 in der Regensburger botanischen Zeitung bekannt gemacht.

Im Jahre 1829 besuchte Dr. Schwarzott die Bäder und das folgende Jahr darauf erschien zu Wien sein monographischer Versuch: „Die Hercules-Bäder bei Mehadia“ — eine für Curgäste wie für Aerzte sehr empfehlenswerthe Schrift.

Im Sommer des Jahres 1835 machte Rochel, 20 Jahre nach seiner ersten Reise, trotz dem für sein stark vorgerücktes Alter so schwierigen Unternehmen, eine zweite grosse Reise ins Banat, auf der ich ihn theilweise begleitete, und er legte seinen früher da gemachten Entdeckungen noch einige bei.

Zu diesen wackern Unternehmungen neuester Zeit, haben Herr Apotheker Gallinyzu Lugos, und Herr Grosseck, Dechant und Stadtpfarrer zu Temesvár, freundlich die Hand gebothen, und so manches bescheidene Blümchen in den Kranz der Scientia amabilis unsers Vaters Linné flechten geholfen. Und so wird nun eifrig und mit Liebe an dem schönen Werke fort und fort gearbeitet, so dass die Zeit nicht mehr gar ferne sein kann, wo die Naturgeschichte des Banats, was insbesondere den botanischen Theil betrifft, als ziemlich vollständig wird betrachtet werden können.

Und dies wäre in Kürze das Wichtigste, was besonders seit der Entdeckung der Herkules-Quellen, für die Naturgeschichte des Banates von tüchtigen Männern ist geleistet worden.

I.

Allgemeine

Ansicht des Banates.

Allgemeine Anleitung des Beamten.

I.

Allgemeine Ansicht des Banates.

Jener bedeutende Landstrich, innerhalb den linken Ufern der Marosch und der Theiss, bis hinab an die Donau, wo diese die südliche Grenze des Königreiches bildet, ist unter dem allgemeinen Namen Banat bekannt, eine Benennung, welche im 17. Jahrhunderte entstanden ist. Lange Jahre hindurch bildete dasselbe, unter der Verwaltung eines Militär-Chefs, eine eigene Provinz, und zur Unterscheidung von dem, früher unter österreichischer Herrschaft gestandenen, severiner Banat (die heutige sogenannte kleine Walachei zwischen der Donau, der Aluta und dem siebenbürgischen Grenzgebirge) nannte man jenes das temesvarer Banat.

Erst in neuerer Zeit, nämlich 1778, wurde diese Provinz von der Kaiserin Maria Theresia dem Königreiche Ungarn einverleibt. Anfangs hatte man dieselbe in das Camerale und in zwei Militär-Confinien eingetheilt. Die wohlthuende Grenzverfassung, welche mit so viel Geist entworfen worden, trat zuerst ins Leben. Später ist das Camerale in das Provinziale verwandelt, und unter die übrigen Gespanschaften des Königreichs eingetheilt worden. Das Provinziale besteht nunmehr aus den Gespanschaften Temes, Torontal und Krassó. Die beiden Militär-Grenzgebiete dagegen, aus dem westlich gelegenen deutsch-banater und dem, an Siebenbürgen stossenden, wallachisch-illyrischen Grenz-Regimente, welche beide unter der un-

mittelbaren Leitung des banater Generalcommando's stehen *).

Den Lipszky'schen Messungen zufolge, da diese noch immer die einzig verlässlichen sind**), beträgt der Flächenraum des gesammten Banates 539,7 geographische Quadrat-Meilen, davon kommen für das Provinziale 357,5 Meilen, bleiben für die beiden Confinien 182,2, nämlich 75,3 Meilen für das deutsch-banater, und 106,9 für das walachisch-illyrische Regiment. Nach denselben Karten liegt das Banat sammt den Confinien, zwischen dem 44°, 27′ und 46°, 15′ nördlicher Breite, und dem 37°, 42′ und 40°, 26′ östlicher Länge von Ferro.

Bedeutende Ebenen, die wichtigsten Stellen für den ungrischen Feldbau, durchziehen den grössten Theil des Provinziale. Sie erstrecken sich durch die Gespanschaften Temes und Torontal bis weit über die Ufer der Theiss hinaus, und reichen südlich durch das deutsch-banater Regiment, bis an die äussersten Grenzen desselben.

Diese gesegneten Fluren des Banates hat man schon in früheren Zeiten das Kornmagazin Ungarns genannt, und das mit Recht. Seit die verheerenden Türkenkriege unter Kaiser Josephs Regierung für

*) Durch allerhöchste Entschliessung vom 9. Februar 1838 ward aus diesen beiden Grenz-Regimentern ein neues, für sich bestehendes, Bataillon gebildet, dessen Chef in Weisskirchen residirt. Die Verordnung ist am 1. Nov. desselben Jahres ins Leben getreten. Das walachisch-illyrische Grenz-Gebiet hat für das neue Bataillon 4 Compagnie-Bezirke, das deutsch-banatische 2 abgetreten und wird den Namen: das illyrisch-banatische Bataillon führen, das walachisch-illyrische heisst dagegen von nun an: das walachisch-banatische Grenz-Regiment.

**) Die vortreffliche Lipszky'sche Karte von Ungarn in 9 Blättern ist 1806 zu Pesth erschienen. 1810 wurde eine Uebersichtskarte aller 9 Blätter dazu gestochen.

immer ein Ende genommen, stiegen die Erträgnisse des Bodens unglaublich rasch empor.

Dieser besteht durchgehends aus der fettesten Humuserde, von beträchtlicher Mächtigkeit, und die Erzeugnisse dieses Bodens, besonders in Bezug auf Getreidearten, übertreffen an Güte und Menge Alles, was man in Deutschland kennt. Und dieses Land ist einer noch weit höhern Cultur fähig, da es noch immer so gut, wie in der Kindheit liegt. Im deutschbanaterRegimente hört die überschwengliche Fruchtbarkeit des Bodens allmählig auf, und es besteht zum Theil aus Sumpfland und Sandboden.

Dagegen ist ein grosser Theil des Krassóvaer Comitats, und fast das ganze walachisch-illyrische Grenzgebiet rauh und gebirgig. Während dort in den Ebenen der betriebsame Deutsche gemächlich sein Feld bestellt und einer reichen Ernte stets mit Zuversicht entgegensieht, kömmt hier an vielen Stellen der türkische Waizen nur kümmerlich fort, und der Walache muss die Frucht seines Fleisses oft mit dem, auf diese Speise sehr lüsternen, Bären theilen.

Schon bei Lugos erhebt sich das Land allmählig aus dem Sumpfboden zu fruchtbaren Weinhügeln, die den Ort in einer Entfernung von ½ bis 1½ Stunden umkreisen. An zwei entgegengesetzten Seiten, östlich und westlich sich erhebend, schliesst es sich hier an die Oravitzer Erzgebirge an, dort aber lehnt es sich, immer rauher und höher werdend, an die colossalen Grenzmauern des Banates, an die Alpen an. Im Karansebeser Districte, 4 Meilen hinter Lugos, beginnt das Alpengebiet selbst, als die letzten Verzweigungen des weit auslaufenden Karpathenzuges.

An der südöstlichen Grenze Siebenbürgens, wo noch kein Fuss eines Naturforschers geweilt *), stei-

*) Wenigstens seit Ferber nicht.

gen die nackten Häupter der Karpathen zu schwindelnder Höhe hinan und wahrscheinlich dürfte hier, oder aber in der Nähe, der Centralpunkt des ganzen karpathischen Gebirgszuges zu suchen sein. Im Fogarascher Districte sollen einige Gipfel nahe an 10,000 Fuss hoch steigen. Hier wendet sich der Hauptstamm des hochaufgethürmten Gebirges plötzlich, und schreitet an der südlichen Grenze Siebenbürgens fort, bis es am Felsen Skarisora, einem ausgedehnten zackigen Felskamme, auf dem die drei Grenzpunkte des Banats, der Walachei und Siebenbürgens sich berühren, in das Banat übertritt. Längs der Grenze entwickeln sich aus diesem Felskamme, in der Richtung von Norden nach Süden, die höchsten Gipfel, welche den Hauptstock des banater Alpengebietes bilden. Es sind diess die Alpen Godjan, Muraru und Gugu, der letzte, höchste, mit 7,233 Fuss über der Meeresfläche. Ueber den Scheitel des Godjan geht die walachische Grenzlinie, so dass dessen östliche Abdachung schon der Walachei angehört.

Ueber diese Gipfel hinaus breitet sich ein ungeheures Netz von zahllosen Alpenhöhen nach allen Richtungen in das Land hinein*). In einer fast ununter-

*) Rochel hat der erste eine richtige Darstellung der Banater Alpenzweige geliefert, nach ihm hat Heuffel das Alpengebiet bis Siebenbürgen hinein durchwandert, und auch das Grenz-Commando lenkte seine Aufmerksamkeit dahin. Es ergab sich, dass Rochel's Angabe, als überträfen einige Alpen des Banates und Siebenbürgen's die Karpathen der Zips und der Liptau an Höhe, irrig sei. Der Centralpunkt des ganzen karpathischen Gebirgszuges dürfte, wie schon gesagt, im südöstlichen Theile Siebenbürgen's zu suchen sein. Die einzig bekannten Höhen von Siebenbürgen sind: der Muntje-Retyezath, nahe an der banater Grenze, mit 7,980 Fuss, dann der Butsetsch bei Kronstadt, welcher 8,160

terbrochenen Linie schreitet der Gebirgsrücken vom Godjan längs der Grenze südlich fort, bis in die Gegend der Donau, auf welchem Wege zahlreiche Alpengipfel, von untergeordneter Höhe auftauchen, unter denen die Gipfel Peterle-Albe, Burba, Sli-Vér, Babel, Dobri-Vér, Jutz und Arcsana, die namhaftesten sind. So wie sich das Gebirge der Donau nähert, wird es allmählig niedriger, überschreitet endlich bei Orsowa den Strom und verflächt sich bald in die ungeheure Ebene des türkischen Reiches, welche von der Donau durchspühlt wird.

Von der Alpe Burba wendet sich ein Ast dieses Rückens, weit in das westliche Banat hinein, und erhebt sich daselbst zu dem 4571 Fuss hohen Semenik. Dieser Koloss bildet den Mittelpunkt zahlloser Gebirgsrücken, die sich nach allen Richtungen hin verlaufen. Das Erzgebirge, die Verzweigungen der Klissura, die ausgebreiteten Bergwälder der Almás liegen in dessen Gebiet. Aber ein weit mächtigerer Stamm wendet sich vom Godjan nordwestlich, und endiget mit dem riesigen Szárko, von Rochel für die höchste der banatischen Alpen erklärt. In neuerer Zeit, von dem Karansebeser Regiments-Commando veranstaltete Messungen, die, wie ich glaube, trigonometrisch gemacht wurden, haben jedoch ausgewiesen, dass er nur 6939 Fuss über die Meeresfläche misst, und daher niedriger als der Godjan ist. Mit den zwei benachbarten Gipfeln, Kunt und Kallian, bildet der Szárko den zweiten Hauptstock. Die östlichen Abstürze des Kallian und Szárko hängen durch die Kämme

---

Fuss messen soll. Das Hochgebirge Szurul im Fogarascher Districte ist von Binder auf 1187 Toisen berechnet worden.

der Alpen Salatruk und Prislopu-Niegru, mit dem Godjan zusammen. Nördlich ragen viele Höhen aus dem grossen Alpenzuge empor, der sich nach Siebenbürgen hineinwendet. Längs der Grenze stehen die Häupter Vervu-Blosuluy, Kusturry, Blosu, Lolay, Sturu und Zanoga, durch einige Vorgebirgskämme stehen mit diesen die zwischenliegenden Alpen Nevoya, Baiku, Piga, Nedjea in Verbindung, mit welchen Höhen der ganze nördliche Gebirgszug über die Alpe Magura und den Bagyes hinaus zummenhängt. In östlicher Richtung schliesst sich die Alpe Mik an die Ausläufer des Szárko. Ueber die bedeutenden Vorgebirge Kapu-Ples, Guguju-Kuntuluy, Sikury, Sorka, fällt endlich das ganze westliche Gebiet des Szárko in die banater Ebene ab *).

*) Ausser den hier genannten Gipfeln ragen aus dem Alpennetze noch viele Höhen empor, von denen die meisten keinen bestimmten Namen haben. Ueberhaupt wird den Fremden das Reisen durch die banater Alpen dadurch sehr erschwert, dass die Walachen diese Höhen verschiedentlich benennen. Weiss man sich selbst nicht zurecht zu finden, so fragt man, auf der Höhe angekommen, vergebens den Führer nach den Namen der vielen Gipfel, die man übersieht; sie wissen, ausser den Szárko, nur wenige zu nennen. So ist es mir ergangen. Diess gilt allgemein von den walachischen Führern des Banates. Zur Erläuterung wollen wir hier einige, im walachischen Gebirgslande gebräuchliche, Ausdrücke deutsch bezeichnen. So nennen die Landleute jeden gewöhnlichen Berg Deál, bedeutendere Höhen werden Muntje genannt. So sagen sie Muntje Szárko, Muntje Mik u s. w. Wrwu bezeichnet einen Gipfel überhaupt. Die Anwohner des Szárko nennen daher oft die Gipfel des Szárko, Kunt und Kallian, welche in die Gropa-Bisztri abstürzen, Wrwu de la Szárko. Gropa heisst eine Schlucht, ein tief eingeschnittenes Alpenthal; Kapu eine abgestutzte Bergspitze. Pojana allgemein eine Wiese, eine Berg-

Was nun die Ausdehnung des in Rede stehenden banatischen Alpengebietes betrifft, so überschreitet es nur an wenigen Stellen das walachisch-illyrische Grenzgebiet. Die grösste Ausbreitung findet an der siebenbürgischen Grenze in der Richtung von Norden nach Süden Statt, und misst diese Länge, nach Rochel's Angabe, ungefähr $6^3/_8$ Quadratmeilen, die westliche Breitenausdehnung dagegen nur ungefähr die Hälfte. So wie diese Höhen die Grenze Siebenbürgens überschreiten, entwickeln sie auch zugleich ganz andere Structurverhältnisse. Denn, während das ausgedehnte siebenbürgische Grenzgebirge aus lauter schroffen Felskegeln und zerklüfteten schmalen Rücken besteht, zeichnen sich die banater Alpen durch ihre breiten riesigen Massen besonders auffallend aus. Plateaus von beträchtlicher Ausdehnung bedecken die Gipfel des Szárko, Mik, Muraru u. s. w., wie schon Rochel darauf hingewiesen hat, und obschon es nicht an zahlreichen Precipicen, Klüften und tief eingeschnittenen Thälern und Schluchten fehlt, so bilden doch die vielen Alpengipfel, mit geringer Unterbrechung, eine fast ununterbrochene Kette. Alpenseen, wie sie in den ungrischen und siebenbürgischen Karpathen häufig getroffen werden, und den grossartigen Eindruck derselben unendlich erhöhen, vermissen wir hier gänzlich. Ein einziger kleiner See findet sich bedeutend hoch am Szárko.

Diese Physiognomie der banatischen Alpenwelt ergibt sich zum Theil aus den geognostischen Verhältnissen derselben. Die vorherrschende Schiefer-

---

wiese insbesondere. Die vielen Alpentriften des Banates haben alle besondere Namen, da sie von dem Grenz-Regiments-Commando an die Landleute verpachtet werden, die ihre Schafe darauf weiden lassen.

formation, jene, welche zu der Grauwacke und den ältesten Kalkbildungen in so naher Beziehung steht, lagert auf den Urgebirgsbildungen, die aus Granit, Glimmerschiefer und Gneiss bestehen, und welche an vielen Orten zu Tage gehen, was namentlich vom Glimmerschiefer gilt. Gar auszeichnend und belehrend lässt sich an manchen Stellen der allmählige Uebergang des Glimmerschiefers in Thonschiefer nachweisen. So unter andern am Szárko, dessen mächtiger Rücken aus Thonschiefer besteht, der in den Tiefen und auf den benachbarten Höhen in den bezeichneten Glimmerschiefer übergeht. Noch belehrender gehet die nahe Beziehung dieser beiden Felsarten, deren Extreme so sehr von einander verschieden erscheinen, in dem Erzgebirge des Banates hervor, wo die Thon- und Glimmerschieferformation die anderen Glieder der Gruppe mehr zurückgedrängt haben. In den Alpen hat der Uebergangskalk die Oberhand erhalten, der Thonschiefer wechselt mit ihm durch die ganze Vorgebirgsreihe, bis in das Gebiet des Semenik hinüber, aber er tritt gegen den Kalk mehr untergeordnet auf, und erlangt erst am westlichen Ende der banatischen Gebirgszüge, im Erzgebirge, die geognostische Wichtigkeit. Noch weit untergeordneter tritt im Alpengebiete die Grauwacke auf. Sie nimmt die tieferen Stellen ein, und erscheint minder häufig im Wechsel mit dem Kalke und dem Thonschiefer.

In den vorhin erwähnten Verzweigungen des Semenik finden wir dieselben Verhältnisse. Der Uebergangskalk setzt die meisten Höhen zusammen. Ihm verdankt die Flora des westlichen Gebirgszuges bis an die Donau hinab, den Reichthum an seltenen Pflanzen. Was aber dieses Gebirge besonders interessant macht, sind die reichen Kupfergruben, die schon zu den Zeiten der Römer bebaut wurden.

Das Erzgebirge, in welchem diese Gruben vorkommen, liegt am westlichen Abhange jener Höhen, welche das Provinziale von dem Grenzgebiete scheiden, und es erstreckt sich in nördlicher Linie bis über die südliche Grenze desselben. Dognatska, Oravitza, Szaszka und Neu-Moldowa sind die Bergstädte, in deren Umgebung die Gruben liegen. Oravitza ist der Hauptort und der Sitz der Central-Verwaltung.

Um diesen Ort herum findet man allenthalben Glimmerschiefer anstehen, der an seinen Grenzen in Gneiss und Thonschiefer übergeht. Er ist im ganzen Erzgebirge, besonders nördlich gegen Dognatska hinauf, ziemlich verbreitet, und scheint die Unterlage desselben zu bilden. Oberhalb Oravitza wird diese Urgebirgsbildung von sehr interessanten Lagerungen verdrängt. Es kommen Syenit und Dioritschiefer vor, die mitunter bedeutende Züge von Grauwacke und körnigem Kalke einschliessen. In diesen Felsarten liegen die Erzgänge.

Der Syenit bildet mächtige Stöcke, er erscheint über den Glimmerschiefer hingeschoben, und wird gegen die Tiefe zu mächtiger. Er ist feinkörnig, und führt oft schön ausgebildete Epidot-Krystalle. Im Maidaner und Klein-Tilfaer Reviere geht er in grossen Massen zu Tage. Oestlich an ihn lagert Dioritschiefer mit deutlicher Schichtung, und bedeutenden Biegungen und Stürzungen, die mit den stark wellenförmigen Biegungen des Syenites parallell laufen. Dieses Schiefergestein, das in den Schemnitzer Gruben einen überschwenglichen Reichthum an Gold- und Silbererzen führt, schliesst hier grosse Lagen von körnigem Kalke ein, die häufig im Diorite selbst, oder aber auch oft zwischen beide Felsarten, dem Diorite und Syenite, eingelagert erscheinen. Born hat das Gestein Saxum metalli-

ferum genannt. Den Bergleuten ist es wegen seiner ausnehmenden Härte, da es sich nur schwer mit dem Hammer und Schlegel bearbeiten lässt, sehr wohl bekannt.

Das Vorkommen des Kalkes findet in bedeutenden Massen Statt, und was ihn besonders characterisirt, sind im Innern der Kalkmasse zerstreute Glimmerblättchen.

Als besonders wichtig in bergmännischer Beziehung erscheint endlich das Vorkommen des gemeinen Granates, der mitunter in bedeutenden Stöcken theils im Syenite, theils im Kalke, sehr oft auch zwischen beiden Felsarten eingelagert, sich findet. In diesem Gesteine, das in allen Farben erscheint, brechen zum Theil die reichsten Erze. Wenigstens sind die Gänge im Syenite und körnigen Kalke minder reichhaltig. Wo der Granat in grösseren Massen auftritt, verflösst er allmählig in das Lagergestein, und da erscheint er in schönen, mitunter ½ Zoll im Durchmesser grossen, Krystallen.

Unter solchen Verhältnissen streichen nun in allen den genannten Felsarten die Erzgänge. Die Hauptgangart bilden im Allgemeinen Quarz, Kalk- und Braunspath, seltener mit Grammatit und Strahlstein vergesellschaftet. Das Erzgestein erscheint in allen möglichen Varietäten, und namentlich kommen einige Kupfererze in den prachtvollsten Farben vor. Wir nennen hier: den Kupferkiess, Rothkupfererz, Fahlerz, Kupferlasur, Buntkupfererz, Kupferschwärze, Siegelerz und Malachyte. Von Bleierzen, an denen das Wadarner Gebirge besonders reich ist, brechen Bleiglanz, Bleierz und Bleierde, mit erdigem und spathigem Galmey, brauner und schwarzer Blende. Auch gediegen Gold findet sich hie und da, jedoch seltener, und einige Kupfer- und Bleierze sind auch silberhaltig.

Diese verschiedenartigen Erze sind häufig von den schönsten Gangarten begleitet. So finden sich die Kalkspathe krystallisirt durch alle Reihen und Glieder des rhomboedrischen Systemes, und oft in den schönsten Farben prangend. In nicht minder schönen Varietäten erscheint der Schalstein und Grammatit, und manche Gruben liefern die ausgezeichnetsten Exemplare von Strahlzeolith und Iphthiothalmen.

Wendet man sich weiter nördlich gegen Dognatska hinauf, so findet man, was das erzführende Gestein betrifft, dieselben Verhältnisse wieder, wie wir sie um Oravitza herum gesehen haben. Syenite und Dioritschiefer mit Stöcken und Lagen von Granat und körnigem Kalke, bilden das Lagergestein, in welchem dieselben Kupfer-, Blei- und Zinkerze brechen, jedoch hier in Verbindung mit Eisenerzen. Besonders reich daran ist das Moravitzer Gebirge. Diese bestehen in Spatheisenstein, Eisenglimmer, Eisenkies, Magnetkies, Eisenglanz, Magneteisen u. s. w.

Ganz ähnliche Vorkommnisse haben die südlich gelegenen Gruben von Szaszka und Neu-Moldowa aufzuweisen. Die Moldowaer wurden in früheren Jahren sehr emsig betrieben, und lieferten die reichsten Kupfererze. Die schönen, mitunter prachtvollen Stufen und Gangarten aus den Moldowaer Gruben bilden die schönsten Zierden vieler Mineralienkabinete. Schon zu den Zeiten der Römer wurden hier bedeutende Baue niedergetrieben. Noch heutzutage bewundert man in den alten verlassenen Stollen die Geduld und Ausdauer der römischen Bergleute, mit welcher sie die tiefsten Stollen mit dem blossen Meissel in das feste Gestein gehauen haben, das selbst unseren Arbeitern, die sich des Pulvers bedienen, viele Mühe macht.

Die Wände dieser Stollen sind mit dem Meissel ganz glatt gehauen, und erscheinen wie polirt *).

Werfen wir nun einen prüfenden Blick auf das im Vorhergehenden Erzählte, wie das Erzgebirge auf den älteren Bildungen ruht, wie es hier von Glimmer- und Thonschiefer, dort von Grauwacke und Grauwackenkalke unterbrochen wird, und erwägen wir die Lagerung der erzführenden Felsarten selbst, so ergeben sich recht interessante Thatsachen.

Mehrere in bedeutenden Zwischenräumen erfolgte stürmische Ereignisse mögen diesen Bildungen vorangegangen sein, und dieselben veranlasst haben. Zu den ältesten Bildungen dürfte der Uebergangskalk mit der Grauwacke und dem Thonschiefer zu rechnen sein. Als diese Ablagerungen eine ziemliche Festigkeit erlangten, scheint die aus den Tiefen emporgedrungene Glimmerschiefermasse neue Störungen bewirkt zu haben. Weit späteren Ursprunges ist der Syenit, und die Bildung des Diorites scheint den letzten plutonischen Störungen anzugehören.

So manche Zweifel bleiben indessen über diese Bildungen noch zu lösen. Das vorhin Erwähnte sollen nur Vermuthungen sein, die einer weiteren Erörterung bedürfen. So wird es wohl immer schwer sein, eine genügende Erklärung zu geben, auf welche Weise im Erzgebirge sich der körnige Kalk gebildet, und vorzüglich, wie zwischen dem Syenite und dem Dioritschiefer, und in dem letzteren Gesteine selbst die ausgedehnten Granatstöcke entstanden, und in

---

*) Die von Ptolomäus angeführte dacische Colonie Centum putea, vermuthet man in der Nähe dieser verlassenen alten Grubenbaue. S. Griselini 1. Seite 284, wo man auch einen in der Gegend aufgefundenen römischen Grabstein angeführt findet.

welche Periode der Bildung endlich das Entstehen und die Erfüllung der Erzgänge fällt.

Aller Wahrscheinlichkeit nach müssen plutonische Kräfte das mächtige Agens gewesen sein, welches diese Bildungen bewirkt. Man findet Thatsachen, die keine andere Erklärung zulassen. In der Almás lagern bedeutende Kohlenflötze auf dem diese Bildungen characterisirenden Sandsteine. Man kann sie bis über Oravitza hinaus verfolgen. Diesen ausgedehnten Ablagerungen vegetabilischer Reste müssen bedeutende Störungen gefolgt sein, denn man findet die Kohlenschichten vielfach gestürzt und gebrochen; nördlich von Oravitza, bei Steuerdorf, stehen diese Schichten sogar auf dem Kopfe. Auch der Syenit ist durch manche Eigenheiten recht ausgezeichnet. Im Szaszkaer Reviere schliesst er bedeutende Kalktrümmer ein, und im Moldovaer Bezirke ist im Benedikter Gebirge durch den Grubenbau eine Stelle aufgeschlossen worden, wo eine, aus der Tiefe emporgetriebene, Basaltmasse in den Syenit eingedrungen ist. Die im körnigen Kalke eingeschlossenen Glimmerblättchen scheinen sich auch mit einer neptunischen Entstehung des Gesteins nicht recht vereinigen zu lassen.

Mit diesen Erscheinungen hängen wieder andere zusammen, die auf stürmische Bewegungen anderer Art hinweisen. Die Höhen wie die Thäler unseres Alpengebietes sind mit zahlreichen Felsblöcken bedeckt, die, näher betrachtet, von Urgebirgsmassen abstammen, nach denen man sich in mehreren Gegenden vergebens umsieht. Rochel hat zuerst auf dieses Phänomen aufmerksam gemacht, und er hat die Thatsache auf die Weise erklärt, dass die in den Alpen so häufig vorkommenden Gewitter die höchsten Zinnen der Alpen nach und nach zertrüm-

merten. Stürme, tobende Wildbäche, Wolkenbrüche u. dgl. hätten dann das Trümmergestein fortgeführt in die Tiefen. Aber vergleichen wir diese Erscheinung mit ähnlichen Thatsachen, wie sie von Saussure, Leopold von Buch, Escher und Studer, und neuester Zeit in den kitzbühler Alpen von Dr. Unger sind beobachtet und erforscht worden, so wird es uns nicht entgehen können, dass das in den banater Alpen vorkommende Phänomen in dieselbe Categorie gehören müsse. Unsere gewöhnlichen Elementarereignisse reichen bei Weitem nicht hin, das Vorkommen dieser Blöcke von so ansehnlicher Grösse, da man mehrere Klaftergrosse getroffen hat, befriedigend zu erklären. Erwägt man die von den genannten Naturforschern bekannt gemachten Thatsachen über das Vorkommen dieses noch immer räthselhaften Trümmergesteins, so wird es wohl vor Allem klar, dass eine ungeheure, plötzlich eingetretene Ueberfluthung dieses Gestein an den Ort der Bestimmung geführt. Darüber ist man einig. Fragt man aber nach der Ursache, welche eine so schreckliche Catastrophe herbeigeführt und die Kraft der Fluthen so ins Ungeheure gesteigert haben konnte, so wird man bekennen müssen, dass wir bei einer befriedigenden Lösung der Frage noch lange nicht angelangt sind, besonders wenn man mehrere dabei vorkommende Umstände berücksichtiget. So viel geht indessen aus den Untersuchungen hervor, dass das Hervorbrechen der Fluthen aus den hinteren Alpenthälern überall nur als eine, an bloss örtliche Verhältnisse gebundene, Erscheinung zu betrachten ist, und es bleibt darum sehr beachtenswerth, dass diese Findlinge in allen grösseren Alpenzügen unseres Festlandes fast unter denselben Verhältnissen erscheinen. Unseres verdienstvollen Buch's Meinung, nach welcher das Losbrechen

der Fluthen durch das Emporheben und Zerreissen des secundären Gebirges veranlasst worden, dürfte wohl die meiste Wahrscheinlichkeit für sich haben.

Aus der vorherrschenden Kalkformation, woraus, wie wir so eben gesehen haben, der grösste Theil der Alpen besteht, und aus ihrer südlichen Lage erklärt sich das ganz Eigenthümliche ihrer Vegetationsverhältnisse. Bis nahe über 5000 Fuss hinauf, reicht die Holzregion, welche aus *Fagus sylvatica*, *Pinus Abies*, *Alnus incana*, *Corylus avellana*, *Betula alba* u. a. m. besteht. Die oberste Grenze bilden abwechselnd *Fagus sylvatica* und *Pinus Abies*, über welche hinaus *Juniperus nana* und *Pinus pumilio* nur sparsam vorkommen, so dass sie auf vielen Alpen gänzlich fehlen. Ueberhaupt ist in dem ganzen Alpenzuge das Laubholz überwiegend. Die Buche ist allgemein verbreitet und erfreut das Auge durch ihren ausserordentlich üppigen Wuchs noch bei 3000 Fuss Höhe, wo sie die schönsten Waldbestände bildet. Nächst der Buche geht auch *Betula alba*, *Corylus avellana* und besonders *Alnus incana* ziemlich hoch hinauf. Noch auffallender tritt indessen die Eigenthümlichkeit dieser Verhältnisse unter den krautartigen Pflanzen auf. Wir treffen eine grosse Menge Bürger der tauro-caucasischen Flora nicht nur in den Alpen, sondern durch das ganze Banat verbreitet an. Hier musste die Verbreitung allerdings durch das Gebirge über Siebenbürgen und die Walachei herein Statt gefunden haben, und von da zogen die Fremdlinge in die Ebene herab, und drangen bis tief nach Ungarn vor*), und hier scheint sich Wildenow's veraltete Behauptung, als ginge die Verbreitung der Gewächse durch das

*) Die Flora von Pesth zählt viele M. Bieberstein'sche Pflanzen aus dem Caucasus.

Gebirge von Statten, zu bestätigen. Nicht minder verbreitet in den südlichen Theilen, treffen wir eine grosse Menge Pflanzen, die den Gegenden von Istrien, Friaul, Krain u. s. w. eigenthümlich sind. Eine jedoch weit interessantere Erscheinung ist das Vorkommen einzelner Pflanzenarten aus den südlichen Floren von Frankreich, dem Piemontesischen, der Novara u. a. Die Verbreitung der M. Bieberstein'schen Pflanzen lässt sich durch Siebenbürgen, die Walachei, Moldau und so fort an den Gestaden des schwarzen Meeres, bis in die Thäler des Caucasus hinein, ziemlich genau verfolgen, so wie von der entgegengesetzten Seite den Pflanzen der karnischen und julischen Gebirgszüge der Weg zu uns durch die Thäler der Save und der Drau offen steht. Aber jene, oben erwähnten, Arten der südwestlichen Floren scheinen eine grosse Strecke zu überspringen, und erscheinen plötzlich im Banate wieder. Wenigstens hat man die *Carex pyrenaica* ausser den Pyrenäen noch in keiner andern Gegend bis jetzt gefunden, und das *Geranium bohemicum* kann unmöglich Böhmen angehören, sondern es dürfte ausschliesslich nur den Nadelwäldern von Wallis und der südlichen Schweiz eigenthümlich sein. *Carex depauperata*, welches zierliche Riedgras truppenweise, jedoch sparsam in subalpinen Wäldern des südlichsten Banates vorkömmt, fehlt der ganzen julischen Gebirgskette, und kommt erst in der Novara wieder vor.

Viele dieser fremden Bürger haben sich nur sparsam in unsern Thälern und auf den Höhen niedergelassen, wie das der französischen Flora angehörige *Hypericum Richeri, Vesicaria utriculata*, die bereits erwähnte *Carex depauperata*, die schöne *Iris lutescens* der Franzosen, welche nur vereinzelt die grasigen Abhänge des Domoglett zum Aufent-

halte gewählt, während andere minder empfindsam waren. *Carex pyrenaica* bedeckt nach Dr. Heuffel auf dem Retjezath in Siebenbürgen ganze Strecken moorigen Bodens in Gesellschaft der *Plantago uliginosa Baumg. Geranium bohemicum* ist über den ganzen Domoglett in ungeheurer Menge verbreitet, scheint jedoch manche Jahre zu fehlen, da sie wenigstens vor mir weder von Rochel, noch von Heuffel bemerkt worden ist, ein Umstand, der um so auffallender ist, nachdem Heuffel auf seinen vielen Wanderungen die Pflanze unmöglich übersehen haben konnte.

Es wäre gewiss höchst interessant, diese Vegetationsverhältnisse des Banates noch weiter zu verfolgen. Aber einerseits gebricht es hier an nöthigem Raum zu solch einer Arbeit, und anderseits sind unsere Forschungen in diesem interessanten Gebiete der Naturkunde, was unser Vaterland betrifft, bei Weitem noch nicht so weit gediehen, um vor der Hand etwas Umfassendes darüber sagen zu können. Aeusserst interessante, hierher bezügliche, Thatsachen müssten sich ergeben, wenn wir erst die Gebirge und Thäler der Walachei, Serbiens, von Syrmien und Croatien, in botanischer sowohl, wie in geologischer Hinsicht, genauer kennen lernten, und nur erst dann wären wir im Stande, die erste Hand zu legen an einen Entwurf zu einer Pflanzengeographie des Vaterlandes*).

*) Eine, sonst sehr achtbare, Stimme hat sich bei uns vor Kurzem erhoben, die alle Bemühungen der neuern Botaniker und Naturforscher, die Naturwissenschaften auf eine höhere, in der Natur selbst begründete, Stufe der Ausbildung zu erheben, für Schwindelei und reinen Unsinn erklärt hat. Also Alles, was Jussieu, de Candolle, Humboldt und andere Heroen der Wissenschaft bisher für die Systematik und Pflanzengeographie

Allerdings dürften diese Studien zu sehr bemerkenswerthen Resultaten führen. Schon dem flüchtigen Blicke fällt die nahe Beziehung der gesammten pannonischen Flora zur asiatischen auf, welcher

---

gethan, wäre demnach Faselei. Die Arbeiten der superintellectuellen Neobotaniker, Organographen, Morphologen und Natur-Systemmacher, wie unsere Priester der Wissenschaft genannt wurden, verwerfen, hiesse so viel, als behaupten wollen, Linné habe die ganze Wissenschaft abgethan, und seinen Nachfolgern weiter nichts mehr übrig gelassen, als auszuflicken, Pflanzen zu sammeln, und diese dem Sexualsysteme einzureihen. Wir sind der Meinung, Linné habe blos die Bahn eröffnet, der Nachwelt den Weg gezeigt, auf dem man nach und nach zur Erkenntniss der Natur gelangen könne, also keineswegs das Gebäude vollendet, damit wir es in Ewigkeit anstaunen mögen, sondern blos den Grundstein gelegt, und der Nachwelt es überlassen, emsig das Materiale zusammenzutragen, und fortzubauen auf dem von ihm gelegten Fundamente. Diess hat wahrscheinlich auch der grosse Mann so gemeint, als er in der Einleitung zu seinen Spec. plant. die Worte niedergeschrieben: „Nullum Systema plantarum naturale, licet unum vel alterum propius accedat, adhuc dum constructum est; nec ego heic Systema quoddam naturale contendo; neque naturale construi potuit, antequam omnia, ad nostrum Systema pertinentia, notissima sint. Interim tamen Systemata artificialia, defectu naturalis, omnino necessaria sunt.“ — Die Arbeiten unserer Heroen lächerlich machen wollen, weil sie hie und da Mängel und verba reciproca negativa enthalten, ist eine superrationelle Schwachheit, als ob das für untrüglich erklärte Linné'sche System, das im strengen Sinne genommen, gar den Namen eines Systems nicht einmal verdient, nicht auch eine Menge dergleichen aufzuweisen hätte. Oder ist vielleicht ein Cerastium semidecandrum in der Decandria nicht auch ein Unsinn? Oder gelten vielleicht die Vorwürfe nicht unseren grossen Systematikern und Pflanzengeographen, sondern den vielen kleinen Leuten, die unter den grossen mitlaufen, dann war es

Zusammenhang um so klarer und deutlicher sich entwickelt, je weiter wir gegen Südost vorschreiten. Erwägen wir die Lage des ausgedehnten ungrischen Landes innerhalb der zwei grössten Gebirgssysteme der östlichen Hemisphäre, im Osten das asiatische Hochland, im Westen der riesigen Alpen weit verbreitete Zweige, so erklärt sich daraus der Reichthum und die Mannigfaltigkeit unserer Flora. Es dürfte vielleicht zu schwärmerisch klingen, wenn wir das asiatische Hochland, wenigstens für den europäischen Continent, als den Wendepunkt bezeichnen, von welchem der allgemeine Typus des Organismus ausgegangen, und der erst nach und nach durch vielfach veränderte örtliche und climatische Verhältnisse jene Mannigfaltigkeit erlangt hat, welche seit Jahrhunderten unsere Systematiker beschäftigt. Erwägen wir, dass die Geschichte die Wiege der Menschheit in jenem paradiesischen Lande sucht, eine Frage, welche unsere grössten Forscher beschäftigt hat; betrachten wir die Thiere um uns, mit denen der Mensch sich mehr befreundet hat; beachten wir ferner die Zierden unserer Fel-

---

Schade sich zu ereifern und zu Missverständnissen Anlass zu geben, denn eine Sache, die keinen haltbaren Werth hat, fällt mit der Zeit immer von selbst über den Haufen, und das um so früher, je weniger man davon spricht. Was das Studium der Pflanzengeographie betrifft, so liegt diesem allerdings etwas Vernünftiges zu Grunde, denn es lässt sich wohl nicht läugnen, dass das Vorkommen der Pflanzen von Temperaturverhältnissen und der verschiedenen Beschaffenheit des Bodens abhängen müsse. Die Gesetze demnach zu studieren, nach welchen diese Agentien auf die Vertheilung, d. i. auf das Vorkommen der Pflanzen in den verschiedenen Gegenden und Himmelsstrichen gewirkt, bleibt immer interessant. Dass es hier nicht auf kleinliche, nummerische Calcule ankommen könne, versteht sich wohl von selbst.

der, den Schmuck der Gärten aller Art, den zierlichen Weinstock, und unzählige andere Gewächse, die zu den Bedürfnissen des Lebens gehören: sind diese nicht Alle mit ihm aus dem Paradiese in die Verbannung fortgezogen? Stammt nicht alles Leben und aller Verkehr, alle Kunst und Wissenschaft aus dem gelobten Lande Asias? Freilich darf man nicht vergessen, dass erst auf europäischem Boden alle diese Gaben der Vorsehung zur Reife gelangt sind. Hier öffnet sich dem menschlichen Scharfsinne ein weites Feld. Ist die Culturgeschichte der Menschheit interessant, so wird es auch die Entwickelungsgeschichte der gesammten Schöpfung sein, und wir leben in einer Zeit, wo die Materialien dazu allmählig heranreifen. Denn seit der Mensch die in den Eingeweiden der Erde niedergelegten Denkmäler einer untergegangenen Welt erkannt und ihnen seine ganze Aufmerksamkeit zugewendet hat, begann für die Wissenschaft eine neue Epoche, die, erst vollständig angebaut, zu glänzenden Resultaten führen wird. Es ist vorerst die denkwürdige Thatsache erwiesen, dass nicht nur die ideale Ausbildung des Menschengeschlechtes nur allmählig vorgeschritten ist, sondern dass auch die übrige Thier- und Pflanzenwelt eine Jugendzeit hatte, und ihre Entwickelung von einem allgemeinen, einfachen Grundtypus ausgegangen ist, der erst nach vielfachen Umwälzungen zu seiner heutigen Mannigfaltigkeit und Vollkommenheit sich ausgebildet hat. Den Gesetzen nachzuforschen, nach welchen diese stufenweise Entwickelung des Organismus von unten herauf Statt gefunden, dürfte eine schwierige, aber für den reich begabten Menschen eine angemessene Aufgabe sein.

Rauhe und enge Thäler, reichlich bewässert und ausgezeichnet durch romantische Wildheit, durchsetzen das banater Gebirge vielfach. Im Alpengebiete

stürzen die hohen Felsenkämme in schauerliche Abgründe hinab. Die östliche Abdachung des Godjan, welche, wie bereits erwähnt, der Walachei angehört, fällt in tiefe, mit Schnee erfüllte Schlünde, wo man die Quellen der Cserna vermuthet. Gleiche Abstürze liegen zwischen dem Muraru und Gugu. Der ganze Kamm vom Godjan bis zum Gugu fällt westlich in das rauhe ausgedehnte Alpenthal Reu-Sest. Aehnliche tiefe Schlünde ziehen sich von den Höhen des Szárko, Kunt und Kallian herab. Die südöstlichen Felsrücken fallen in das Thal Hideg ab, aber eine besondere Berühmtheit hat die schauerlich schöne Gropa-Bisztri mit den lärmenden Wasserfällen der Bistra erlangt, die sich an der westlichen Seite dieser Kämme herabzieht. Für den Botaniker birgt diese Schlucht die grössten Seltenheiten. Viele rauhe Thäler liegen in den weiteren Verzweigungen der Alpen, wovon wir nur das wilde Globuréo-Thal, dann das Cserna-Thal nennen, davon wir unten ausführlicher sprechen werden. Aber auch an freundlichen Formen fehlt es dem banater Gebirgslande nicht. Wen wird unter andern der Anblick des schönen Donauthales bei Suppanek mit dem majestätischen Strome im Hintergrunde, nicht erheitern, und wer wird das Domaschniaer-Thal mit der netten Dorfkirche (einer seltenen Erscheinung in den walachischen Dörfern) und die vielfach gepriesene Almas nicht ungemein freundlich und anmuthig finden?

Unter den vielen, mitunter sehr reissenden Strömen des Banates (wovon die meisten eigentliche Wildbäche sind), gebührt dem Donaustrome, wie in ganz Europa, so auch hier, der erste Rang. Auf dem langen Wege, den derselbe, durch das Herz des Königreichs schreitend, zurücklegt, betritt er an der Stelle, wo er die Theiss aufnimmt, das Banat,

und verläst unter Orsowa das Königreich gänzlich. Diese Strecke des Stromes ist unendlich reich an welthistorischen Erinnerungen, so wie an grossartigen Naturschönheiten, und es dürfte sich vielleicht kein Strom Europa's mit ihm in dieser Hinsicht messen können. Der alte Wächter deutscher Gauen, der vielfach von seinen Söhnen besungene Rhein, bietet das im Kleinen und in mehr freundlicheren Formen, was uns auf der untern Donaustrecke, hier Verderben drohend, dort riesenartig entgegen tritt. Die stolzen Römerkaiser haben viel um seinen Besitz gefochten, und als später Mohammed's verwilderte Söhne der Christenheit den Untergang geschworen, musste erst durch die Wellen des Isther mit dem Schwerte die blutige Bahn gebrochen werden. Die Römer nannten den Strom bald Danubius, bald wieder Isther. Strabo erzählt im siebenten Buche seiner Geographie, der Strom führe von der Stelle an, wo er entspringt, den Namen Danubius, und unterhalb den Catarakten bis an den Pontus hinab, werde er Isther genannt*).

An den Gestaden des Stromes leben zahlreiche Menschen vom Fischfange. Die Donaukarpfen sind weit und breit berühmt. Aber das meiste Interesse erregt der Hausenfang. Dieser Fisch, der vorzüglich an den Mündungen der Donau sein Unwesen treibt, verirrt sich auch häufig in die höheren Gegenden des Stromes. Man fängt ihn zuweilen auch unterhalb Pesth, bei Paks und Földvár, jedoch selten; ja, man hat Beispiele, dass deren selbst bei Press-

*) Diese Namen werden bei den alten Schriftstellern oft einer für den andern genommen. Sie entstanden aus den Benennungen der Eingebornen. Danubius ist celtischen Ursprunges, Isther dagegen ist gothisch, aus der Sprache eines Volkes, das besonders die untern Ufer gegen den Pontus hin bewohnte.

burg und Wien gefangen worden. Er erlangt ein Gewicht von 4 bis 5, auch 6 Centner. Marsigli spricht von Hausen, die, wie ihn Fischer zu Wien versicherten, sogar 9 Centner gewogen haben sollen, was jedoch als grosse Seltenheit betrachtet wird. Merken die Fischer einen Hausen in ihrer Nähe, so ist sogleich Alles allarmirt; man setzt ihm von allen Seiten so lange nach, bis man ihn hat. Der Eifer, mit dem man den Fisch verfolgt, hat ihn wahrscheinlich aus unseren Gegenden vertrieben. Der Fang geschieht mit Netzen. Weit häufiger, besonders in der Militärgrenze, sind die Schergen *(Accipenser stellatus)*, hier zu Lande Dick genannt. Sie werden selten über 60 Pfund schwer. Ihr weisses Fleisch wird sehr geschätzt und häufig bis nach Wien verführt. Die Grenzer fangen sie in Netzen. Unterhalb Orsowa hat man aber eine andere Methode, ähnlich der Art, wie die Störe an der Wolga gefangen werden. Die Walachen sperren nämlich eine gute Strecke des Stromes vom Lande hinein mit Flechtwerk, dazwischen werden Körbe, die eine conische Form haben, gesteckt, so dass die eng zugespitzte Mündung stromabwärts gerichtet ist. In diese Mündung wird ein Köder gehängt; der Scherge schwimmt nun mit Gewalt in den Korb, und bleibt in dem schmalen Ende desselben stecken. Man sieht dergleichen Anstalten eine Menge auf den untern Donaustrecken. Einer der grössten Fische, der auch häufig getroffen wird, ist der Wels, den man bei uns blos unter dem Namen Schaiden kennt. Sein weisses Fleisch, wenn es nicht gar zu fett ist, wird bei uns gern gegessen. Die Griechen trocknen es an der Luft, und geniessen es sodann mit Knoblauch und Zwiebel. Der Fisch wird oft unverhältnissmässig gross. Er wird an 1½ Klafter lang, und Marsigli will 2 Centner schwere gesehen haben, was freilich

eine Seltenheit ist, da der Fisch nur langsam wächst und häufig weggefangen wird.

Die fischreiche Theiss, aus der gefeierten Weingegend von Tokay kommend, bespühlt die westlichen Ufer des Banates, nachdem sie oberhalb Szegedin die Maros aufgenommen. Von Szegedin an wird sie auch für die grössten Fahrzeuge schiffbar. Die häufigen Sümpfe, die sie auf ihrem Wege zurücklässt *), machen die nahe gelegenen Gegenden äusserst ungesund. Bei Titel fällt dieselbe in die Donau, unweit der Stelle, wo einst Kaiser Carl des Grossen Francavilla gestanden **).

Die Maros kömmt aus Siebenbürgen, und bildet die nördliche Grenze des Banates. Sie ist nur für kleine Fahrzeuge schiffbar, und ist auch schon von den weltbezwingenden Römern befahren worden, die sie unter dem Namen Marusius kannten.

Die übrigen, das Banat bespülenden, Wässer sind reissende Wildbäche, wie die Cserna, Temes, Bela-Reka, Nera u. s. w., die alle in den banater Alpen entspringen, dem Stromgebiete der Donau angehören, und von denen nur die Temes an einigen Orten für die kleinsten Fahrzeuge schiffbar ist. Einige dieser Bäche, wie die Nera, Zlatni-Potok, Mönisch, Bisztra, Temes, sind wegen ihres goldführenden Sandes besonders bemerkenswerth.

Was nun endlich das Clima des Banates betrifft, so ist, besonders in den Donaugegenden, der südliche Character desselben im Typus der gesammten Vegetation deutlich ausgesprochen. In den Ebe-

*) Marsigli glaubte aus einigen im Sommer 1693 an der Theiss gemachten Beobachtungen folgern zu müssen, dass ihre Sümpfe unterirdisch mit der Donau zusammenhängen! a. a. O. Seite 85. Bd. 1.

**) Griselini 1. S. 13.

nen des Banates, welche dem Südwinde freien Zugang gestatten, äussert sich die volle Kraft des milden Himmels. Dort gedeihen Reiss und Baumwolle recht gut, werden aber wenig berücksichtigt. Für den Weinbau sind viele Stellen sehr günstig gelegen, und wäre der walachische Bauer minder träge, so müssten diese Gegenden einen Wein liefern, der den französischen Sorten an Feinheit wenig nachgeben dürfte. Die Rebe kommt durch das ganze Banat sogar verwildert vor. Besonders üppig wuchert aber das Getreide in den Ebenen von Torontal und Temes. Es erreicht Manneshöhe, und man kennt dort Jahre, die eine doppelte Ernte brachten.

In den gebirgigen Theilen herrscht die üppigste Vegetation. Buchen, Birken, Pappeln und Eschen, Ahorn- und Rüsterarten bilden die herrlichsten Waldungen. Südlicher mengen sich die schönsten Lindenarten, wie *Tilia alba W.K.*, *T. platyphyllos Scop.*, die türkische Haselnuss *(Corylus colurna L.)*, die orientalische Hainbuche *(Carpinus orientalis Lam.)* und der Zürgelbaum *(Celtis australis L.)* dazwischen. An den Donauufern herab sind die Felsen über und über mit *Campanula graminifolia L.*, *Thymus pataviuus L.*, *Lathyrus sphaericus Retz*, *Convolvulus althaeoides* und unzähligen andern Pflanzen des südlichen Himmels, bewachsen. Und selbst die rauhen Thäler haben ein südliches Kleid angezogen. Der Nussbaum *(Iuglans regia L.)*, die gemeine Schmerwurz *(Tamus communis L.)*, der spanische Flieder *(Syringa vulgaris L.)* wuchern gar freudig im Cserna-Thale, wo selbst der Feigenbaum verwildert vorkömmt. Bemerkenswerth ist indessen, dass, nach Rochel's Zeugniss, der Kastanienbaum nicht recht fortkömmt, da er doch unter weit nördlicheren Breiten, wie z. B. bei Oedenburg, ganze Wälder bildet.

Was die Schwankungen des Quecksilbers in diesen Gegenden anbelangt, so beschränken sich unsere Mittheilungen bloss auf thermometrische Beobachtungen. Wir verdanken diese der Güte des Herrn Regiments- und Badearztes Dr. Martini. Diese Beobachtungen sind im Cserna-Thale in den Jahren 1827 bis 1838 angestellt worden. Wir müssen bedauern, die uns freundschaftlichst mitgetheilten Oscillationen des Barometers für unseren gegenwärtigen Zweck nicht verwenden zu können, da in dem Auszuge aus dem meteorologischen Tagebuche durchaus keine Zeit und keine Temperatur angegeben ist, bei welcher der Stand der Quecksilbersäule verzeichnet worden.

Um eine bequeme und zugleich richtige Ansicht der im Cserna-Thale herrschenden Temperaturbeschaffenheit zu erlangen, habe ich aus den mir mitgetheilten zehnjährigen Beobachtungen den höchsten und tiefsten Stand des Thermometers in den vier Jahreszeiten im Mittel berechnet, und vergleichungsweise die auf der Ofner Sternwarte gewonnenen Resultate in folgender Tabelle beigefügt:

	Cserna-Thal.			Ofner Sternwarte.		
	Min.	Max.	Diff.	Min.	Max.	Diff.
Winter	—8,74 R.	8,67	16,41	—8,80	5,72	14,81
Frühling	1,64	18,63	17,11	1,50	15,79	14,40
Sommer	10,50	26,21	15,11	10,18	23,73	13,61
Herbst	1,38	19,37	17,10	1,01	14,79	13,61

Es wird wohl überflüssig sein zu bemerken, dass die in obiger Tabelle angeführten Temperaturverhältnisse des Cserna-Thales keineswegs als Norm für das ganze Banat gelten können. Das von hohen

Felswänden eng eingeschlossene Thal wird noch insbesondere wegen der Nachbarschaft der Alpen, im Verhältniss zu entfernteren, minder rauhen Gegenden, nicht nur eine im Ganzen niedrigere Temperatur haben, sondern es werden in derselben auch bedeutende Wechsel Statt finden. Vergleichen wir den in der Tabelle berechneten tiefsten Stand des Thermometers mit jenem von Ofen, so finden wir die Voraussetzung bestätigt. Der Unterschied ist sehr gering, und fällt, trotz der weit südlicheren Lage des Thales, im Frühlinge und in den Wintermonaten fast ganz weg. Dafür differiren aber die Maxima an beiden Orten um so mehr. Im Winter fällt das Thermometer im Januar, welcher der kälteste Monat im Csernathale ist, nicht selten auf — 11°, und geht das Quecksilber in Ofen auch nicht viel tiefer, nur fallen in Ofen die kältesten Tage meist auf den Februar, wo in den Bädern das Thermometer schon häufig, besonders gegen das Ende zu, auf + 10° steht. Im Winter von 1829 auf 30, welcher seit 1812 für den strengsten gilt, fiel im Januar das Quecksilber auf — 16° herab, auf der Ofner Sternwarte stand es dagegen auf — 17°. Aber eine strenge Kälte ist in den Bädern nie von Dauer. Selbst der Januar dieses eben erwähnten strengen Winters, zählte Tage mit 9° Wärme, während in Ofen das Quecksilber selbst beim höchsten Stande, kaum den Nullpunct überschritt. Im Februar stieg in den Bädern an manchen Tagen das Thermometer schon auf 12°. Gegen das Frühjahr hin geht die Temperatur im Thale rasch vorwärts. Der März hat im Durchschnitt eine Mitteltemperatur von 6°, Ofen dagegen kaum 4°. Daher fangen schon Anfangs März allenthalben die Bergwiesen zu grünen an, es wachen die Frühlingskinder allmählig auf. *Saxifraga Rocheliana Sternbg.*, *Dentaria glandulosa W. K.*, *Crocus aureus Sm.* sind

die ersten Zierden der Gegend. Dabei geschieht es aber nicht selten, dass selbst noch im April stürmische Tage mit Schneegestöber eintreten, was aber nur von sehr kurzer Dauer ist. Die Nähe der Alpen macht sich besonders im Frühjahre und im Spätherbste auf eine empfindliche Weise bemerklich. Wir sehen in diesen Jahreszeiten die Temperatur auch am meisten differiren.

Die Sommerhitze wird in dem engen Thale in der Regel sehr drückend. Das Thermometer steigt gewöhnlich auf 26 bis 27°. Der ungewöhnlich heisse Sommer im Jahre 1834 hatte eine Mitteltemperatur von 20°, und das Quecksilber stieg im Schatten auf 29°. In Ofen hatten die drei Sommermonate eine Mitteltemperatur von 18,8°, und die grösste Wärme war im Schatten 27°. Im August reifen im Weingebirge schon die Trauben.

Besonders angenehm ist im Banate der Monat September. Das Quecksilber schwankt zwischen 10 und 26°. Selbst im Cserna-Thale steht in den Abendstunden das Thermometer noch auf 10°. Aber schon den nächsten Monat wehen schaurige Lüfte aus den nahen schneebedeckten Alpen herüber. Kalte Tage mit Schneegestöber wechseln nun wieder mit warmer Witterung. In den südlichen Gegenden blühen die Obstbäume und das Getreide oft zum zweitenmale.

Aus den obigen Beobachtungen ergeben sich nun für das Cserna-Thal folgende Mitteltemperaturen der vier Jahreszeiten, die wir wieder mit dem Ofner Mittelstande zusammenstellen.

Mitteltemperatur.		
Cserna-Thal.		Ofner Sternw.
Winter	— 0,700° R.	— 0,859°
Frühling	10,251°	8,670°
Sommer	18,270°	16,690°
Herbst	10,250°	8,151°

Wir sehen wieder, wie nahe das Mittel im Winter zusammenfällt. Bemerkenswerth ist in den Bädern der gleiche Gang der Temperatur im Frühling und Herbst. Aus diesen Berechnungen ergibt sich für das Cserna-Thal eine Mitteltemperatur des Jahres von 9,896° R., für Ofen dagegen 8,163. Für das Badethal kann man füglich die runde Zahl 10 annehmen.

Nicht so günstig wie auf die Vegetation, ist der Einfluss des Clima's auf den menschlichen Organismus in den ebenen Theilen des Banates. Die vielen Sümpfe der Temes und der Theiss verursachen langwierige, mitunter bösartige Wechselfieber, denen insbesondere Fremde, die sich daselbst ansiedeln, selten entgehen. Aber diese Fieber haben sich, merkwürdig genug, und in Uebereinstimmung mit in andern Ländern beobachteten Thatsachen, seit dem ersten Auftreten der Choleraseuche daselbst bedeutend vermindert.

In geschichtlicher Beziehung ist das Banat besonders denkwürdig geworden und zwar doppelt durch die Ansiedelungen der Römer unter dem blühenden Zeitalter ihrer Cäsaren, wie durch die an Gräuelscenen reichen verheerenden Kriege des allgemein gefürchteten Feindes der Christenheit.

Da es für unsere Leser von Interesse sein dürfte, so wollen wir hier den Hauptbegebenheiten dieser

vergangenen Zeiten, in sofern sie auf das Banat Bezug haben, in Kürze folgen.

Die Geschichte nennt die Gethen, welche schon zu Homers Zeiten am Ausflusse des Isthers sollen gelebt haben*), als die ältesten bekannten Bewohner des südlichen Banats und der Walachei. Dieser weit verbreitete Völkerstamm trennte sich nachher in Thracier und Dacier**). Diese behielten die linken Ufer der Donau, und von ihnen wurde das ganze Land von der Donau bis an die Moldau'schen Grenzen, also die Walachei, das temesvarer Banat und Siebenbürgen, Dacien benannt. Unter ihrem ehrgeizigen Fürsten Decebalus gewannen dieselben wieder bedeutend an Macht. Nahe an 200 Jahre lang beunruhigten sie fortwährend ihre unbezwinglichen Nachbaren, die Römer.

Diese fochten mit den Daciern viele blutige Schlachten unter verschiedenen Feldherrn mit wenig Glück. Kaiser Domitian war sogar genöthigt, von

---

*) Gebhardi Geschichte des Reichs Hungarn. 4 Bände. Leipzig 1778—1782.

**) Die ältesten Geschichtschreiber halten die Dacier und Thracier mit den Gethen für ein Volk, und die neueren sind noch immer nicht ganz einig darüber. „Est et alia regionis distributio, quae ab antiquo perduravit, ut alii Daci, alii Getae appellentur. Getae, qui versus Pontum et Orientem inclinant. Daci, qui in diversum ad Germaniam et Istri fontes vergunt, quos puto antiquitus esse Davos appellatos. Eadem utuntur cum Dacis lingua Getae. Atque apud Graecos quidem notiores sunt Getae, ob crebras in utramque Istri ripam migrationes, et quod Thracibus sunt Mysisque permisti.“ Strabo libr. VII. Andere rechnen, indem sie sich auf Ovid berufen, der am Ausflusse der Donau im Exil gelebt, auch die Sarmaten zu den Daciern und Gethen.

ihnen einen schimpflichen Frieden zu erkaufen. Im Jahre 101 n. Chr. zog endlich Kaiser Trajan gegen Decebalus, besiegte ihn bei Tapis, zwang ihn zu einem bedeutenden Jahrgelde und glich somit die den Römern zugefügte Schmach wieder aus. Doch dem alten Glücke vertrauend, fand Decebalus bald Gelegenheit, sein gegebenes Wort zu brechen. Trajan rüstete sich, zwei Jahre ungefähr nach dem ersten Feldzuge, mit weit grösserer Macht gegen ihn, liess unweit dem Ausflusse der Aluta in die Donau, eine von Dio Cassius als prachtvoll geschilderte Brücke über die Donau bauen, verfolgte den Decebalus in seine Hauptstadt Zarmizegethusa*), brachte ihm eine völlige Niederlage bei, und nahm ihn selbst gefangen. Decebalus nahm Gift, und mit ihm ging auch das dacische Reich zu Ende**). Trajan erhielt nach diesem glänzenden Feldzuge, durch welchen das ganze Dacien zur römischen Provinz geworden, den Beinamen Dacicus. Es wurden in derselben neue Pflanzstädte angelegt, zahlreiche Völkerschaften aus allen Theilen Italiens herbeigeführt, um dieselben zu beleben, und bald darauf auch Bergbau getrieben. Der rege Geist der Römer hatte diese Wildnisse bald in freundliche Wohnplätze umgeschaffen. Unter den Pflanzstädten waren die vorzüglichsten: Csernes (Csernetz) von Trajan selbst angelegt; ad Aquas, von Griselinni irrig für unsere heutigen Bäder gehalten;

*) Es sollen noch heutzutage zu Várhely in Siebenbürgen Reste dieser Stadt zu sehen sein.

**) Trajan's Feldzüge gegen die Dacier, findet man ausführlich geschildert von Dr. Heinr. Francke in seinem Werke: „Zur Geschichte Trajans und seiner Zeitgenossen.“ Güstrow 1837.

Centum putea, das, nach Griselini, bei Moldowa soll gestanden haben, Bersovia u. s. w.

Nach dem Verfalle des römischen Reichs kamen auch diese Ländereien bald in andere Hände. Barbarische Völkerschwärme, bessere Wohnplätze suchend, drangen aus Asien herüber und überschwemmten auch bald die dacischen Römerprovinzen. Noch zu rechter Zeit ging Kaiser Claudius II. den immer mächtiger und kühner vordringenden Austrogothen, Gepiden und Herulern, die eine Macht von 320,000 Köpfen beisammen hatten, entgegen, besiegte sie bei Nissa in Serbien, und richtete ein furchtbares Blutbad unter ihnen an.

Nach Claudius Tode erneuerten die Gothen, von den Sarmaten und Vandalen unterstützt, ihre Einfälle mit verdoppelter Macht und Kühnheit, und zwangen endlich seinen Nachfolger, Aurelian, die römischen Legionen und Colonisten nach Mösien zurückzuziehen und ihnen Dacien zu überlassen. Um sicherer vor ihren Einfällen zu sein, liess er die trajan'sche Brücke abbrechen.

Aurelian gründete hierauf in Mösien, als seinem Vaterlande, ein neues Dacien, das man im Gegensatze zum alten trajanischen, das aurelianische nannte *).

*) Ueber die wahre Lage von Dacia ripensis, mediterranea und transalpina, sind die Angaben der Schriftsteller getheilt. Marsigli, nach ihm Griselini und fast alle neuern Autoren, behaupten, Trajan habe nach Eroberung von Dacien, diese Provinz in Dacia ripensis (das heutige Banat, weil es zwischen den Ufern der Donau und der Theiss gelegen), mediterranea (die heutige Walachei) und transalpina (Siebenbürgen) eingetheilt, was sich jedoch aus keinem alten Schriftsteller erweisen lässt. Zu Kaiser Constantins Zeiten kannte man nur eine Dacia mediterranea und ripensis, welche

Das alte verlassene Dacien ward neuerdings der Schauplatz blutiger Auftritte. Nachdem es das Kriegsglück entschied, kam dasselbe bald in die Hände der Vandalen, bald in die der Gothen, Gepiden und Sarmaten, die sich abwechselnd bekriegten.

Constantin der Grosse machte einen neuen Versuch, die von seinen Vorgängern leichtsinnig verlornen Provinzen dem Reiche wieder zu erobern. Auf diesem Zuge baute Constantin jene lang im Streite gestandene Brücke, von der noch heutzutage die stolzen Ueberreste an den sogenannten severiner Thürmen unterhalb dem grossen Donaufalle (das eiserne Thor) zu sehen sind. Er unterwarf sich das Land und legte neuerdings feste Plätze an. Aber dieser Sieg sollte nicht von Dauer sein. Die zu jener Zeit immer mächtiger werdenden Gothen hatten seine Legionen bald aus diesen Provinzen vertrieben, und die römische Herrschaft nahm daselbst für immer ein Ende.

Zu derselben Zeit war der Name der Hunnen schon allgemein bekannt und gefürchtet. Sie drangen mit Macht vor, ihre Bahn mit Blut und

---

einen Theil der orientalisch-illyrischen Präfectur, sammt den Provinzen Mösia prima und Dardania, ausmachten. Der Name transalpina muss also weit später entstanden sein, und es dürfte daher Gebhardi's Meinung die richtigere sein, nach welcher erst Aurelian sein neues Dacien in mediterranea und ripensis eingetheilt, was um so wahrscheinlicher wird, da Griselini offenbar im Irrthum ist, wenn er den Kaiser Aurelian für einen dacischen Bauernsohn hält, da derselbe doch bestimmt ein Mösier gewesen. Nach Gebhardi begriff Dacia mediterranea etwas vom heutigen Serbien und Bulgarien. Dacia ripensis enthielt den Theil der Bulgarei, der innerhalb einer Linie liegt, die von Gradiska herab bis an die Morawa und unterhalb der Stadt Naissus bis fast an den Almus läuft. Gebh. 1, S. 118 und 138. — Fessler 1. S. 6. — Francke a. a. O. Seite 158.

Schrecken bezeichnend, unterjochten unter ihrem tapfern Herzoge Attila, die Gothen, verwüsteten ganz Mösien und zogen sich mit den unterjochten Völkern dieser Provinz, über die Donau nach Dacien zurück*). Nach dem Hintritte Attilas, als seine Söhne sich um das hinterlassene Reich stritten, benützten die von dem Vater unterjochten Völkerschaften die gute Gelegenheit, griffen zu den Waffen und eroberten Jedes, was ihnen das Glück beschieden. Die Gepiden erhielten Dacien.

Nun drangen im Jahre 553 die Avaren von allen Seiten auf Dacien ein. Sie verbanden sich mit den Longobarden, die unter Alboin über Pannonien herrschten, und drängten die Gepiden. Diese, der Uebermacht weichend, gaben nach, und Dacien fiel vertragmässig in die Hände der Avaren.

Diese waren an 200 Jahre lang im Besitze des Landes. Sie vertrieben die Longobarden aus Pannonien, und durch ihre glücklichen Unternehmungen kühn gemacht, wagten sie sich endlich bis Constantinopel vor, wo ihnen aber Carl der Grosse eine starke Niederlage beibrachte. Carl zerstörte hierauf ihre Schanzungen und festen Plätze, und der Name der Avaren hörte auf.

Als endlich zu Ende des neunten Jahrhunderts die Magyaren auf dem Schauplatze erschienen, war das heutige Pannonien unter mehrere Fürsten getheilt. An der Marosch herrschte Marót, ein chazarischer Fürst; Glad, ein Bulgare, hatte die Gegend von der Maros bis Orsowa inne. Die überall siegenden Magyaren drangen endlich bis an die Temes vor, besiegten den Glad, nahmen von Orsowa, Pancsowa und Kewe Besitz, nach-

*) Aus welchen Völkern, nach Gebhardi's Meinung, die heutigen Walachen sollen entstanden sein.

dem sie in frühern Feldzügen bereits ganz Pannonien erobert hatten.

Nach vielen blutigen Kriegen blieben diese im Besitze des weit ausgedehnten Landes, in das nicht nur unser heutiges Ungarn, Siebenbürgen und das Banat, sondern auch ein grosser Theil der Moldau, Walachei und Serbien mitbegriffen war.

König Stephan führte das Christenthum in diesen Gegenden ein, nicht ohne blutige Gegenwehr. Nach seinem Tode ward der Friede oft durch bürgerliche Unruhen auf traurige Weise gestört worden. Aber unter König Bela IV. brach ein noch grösseres Unglück herein. Die in unzähligen Schwärmen heranstürmenden Tartaren verwüsteten auf eine schreckliche Weise das ganze Königreich.

Aber eine besonders traurige Epoche für das Banat begann mit dem Einbruche der Türken in diese Gegenden. Mitten unter bürgerlichen Unruhen waren dieselben zu Ende des XIV. Jahrhunderts zuerst in Serbien eingedrungen und eroberten Semendria und Belgrad. König Sigismund war ihnen entgegengezogen, aber bei Nikopolis von Bajazeth geschlagen, kam er nur mit Mühe mit dem Leben davon.

Die Einfälle der Türken wiederholten sich bald auf eine sehr bedenkliche Weise. Es würde zu weit führen, und liegt nicht im Plane dieses Werkes, hier eine Schilderung der an Helden- und Gräuelthaten reichen Türkenkriege, die an 300 Jahre lang das Land bestürmten, im Detail zu geben. Griselini hat diess in seinem oft angeführten Werke ausführlich gethan. Als Grenzland war das Banat immer den grössten Gefahren und Drangsalen ausgesetzt. Wir sehen in dieser Zeit die grössten Männer auf dem blutigen Schauplatze auftreten, wie einen Hunyadi, Zrinyi, Eugen, Laudon

u. s. w., und selbst den gemeinsten Mann oft Wunder der Tapferkeit verrichten, deren die Geschichte mit Ehren gedenkt.

Als der wackere Held Losoncz bei der Uebergabe von Temesvár an den Beglerbeg Achmet, sammt seinen braven Leuten von den Barbaren treulos niedergehauen wurde, fiel mit dieser Festung das ganze Banat der türkischen Herrschaft anheim.

Nach vielen blutigen Versuchen, dasselbe wieder zu erobern, wandte sich endlich 1716 das Glück des gefürchteten Halbmondes. Prinz Eugen, der grösste Held seiner Zeit, griff bei Peterwardein das 150,000 Mann starke Lager des Grossvezirs Ali an, zerschmetterte seine Reihen und warf sie vollständig in die Flucht. Diesem glänzenden Siege, den die ganze Christenheit mit Frohlocken feierte, folgte bald ein neuer. Den 17. October desselben Jahres zog Eugen siegreich in Temesvár ein, und durch den glücklichen Ausgang der Schlacht bei Belgrad im nächsten Jahre fiel auch diese Festung und mit ihr auch die letzten befestigten Plätze des Banats, wie Orsowa, Mehadia u. s. w., in die Hände Eugen's.

Der Friede zu Passarowitz, unter Zelten unterzeichnet, fing an, seine segensreichen Früchte über das Banat auszubreiten; es genass allmählig von den tief geschlagenen Wunden. Dem Grafen Mercy, der mit Ruhm unter Eugen gefochten, war von Kaiser Carl VI. die Verwaltung desselben anvertraut worden, und er widmete seinen ganzen Eifer dem Glücke dieser Provinz. Die Geschichte segnet sein Andenken. Temesvár wurde erweitert und verschönert; Handel und Industrie durch neue Strassen, Kanäle, deutsche Ansiedler, Künstler und Manufacturisten gehoben und befördert, die vielen

Sümpfe der Donau und Theiss abgeleitet und ausgetrocknet.

Mitten unter diesen Beschäftigungen des Friedens drohte der Krieg mit der Pforte auf's Neue auszubrechen, welches 1737 auch wirklich erfolgte. Oesterreich rüstete sich mit ganzer Macht, aber Eugen, der ruhmbedeckte Held, war nicht mehr; er starb ein Jahr früher, und seine Nachfolger im Commando verstanden sich nur schlecht auf die Kriegskunst. 1738 ging Mehadia und Orsowa an die Türken über. In der kaiserlichen Armee brach die Pest aus, die ihre Schrecken bis Ofen heranwälzte. So von Unglücksfällen gedrängt, sah Kaiser Carl sich genöthigt den demüthigenden Frieden zu bestätigen, den seine Feldherren Wallis und Neuperg voreilig mit der Pforte geschlossen, nach welchem Belgrad und die Festungswerke von Orsowa den Türken verblieben.

Kaiser Carl war im October 1740 verschieden und seine grosse Tochter Maria Theresia, die den Thron unter den günstigsten Umständen bestiegen, ward wider alles Vermuthen bald von allen Seiten hart gedrängt. In missliche Kriege mit denselben Mächten verwickelt, die kurz vorher ihre Sicherheit garantirt hatten, vergass sie doch des Banates nicht. Der Bergbau wurde lebhaft betrieben, neue Dörfer angelegt, deutsche Handwerker und Manufacturisten angesiedelt, und der Begacanal, den Mercy angelegt hatte, durch grosse Schleussen schiffbar gemacht. Und als nach dem Hinscheiden dieser allgemein verehrten Monarchin Joseph II. allein das Staatsruder ergriff, setzte der grosse Mann das von seiner Mutter schön begonnene Werk noch eifriger fort.

Da ward bald wieder und diessmal zum letztenmale, der Friede ganz unerwartet gestört. Die

Pforte, gekränkt durch die russische Regierung, griff zu den Waffen. Suwarow marschirte in das türkische Gebiet, und Kaiser Joseph glaubte seinem Bundesgenossen beistehen zu müssen. Im Februar 1788 erfolgte österreichischer Seits die Kriegserklärung. Der unermüdete Kaiser erschien selbst an der Spitze seines Hauptheeres, war aber durch Kränklichkeit genöthigt, nach Wien zurückzukehren. Laudon übernahm das Commando und eroberte in kurzer Zeit Belgrad, und damit halb Serbien, Orsowa und einen Theil der Walachei.

Durch preussische Vermittlung wurde am 4. Aug. 1791 der Friede zu Systowe unterzeichnet, welcher der Pforte Belgrad und Serbien, dann die Walachei mit Neu-Orsova, sammt ihren Festungswerken am serbischen Ufer, überliess.

Dieser anhaltend traurige Zustand des Banates, nachdem dasselbe Jahrhunderte lang den Verwüstungen eines barbarischen Feindes blossgestellt war, mag wohl Schuld sein, dass die alten Bewohner desselben in vielfacher Beziehung so sehr gegen andere Völker Europa's zurück geblieben sind. Diess gilt insbesondere von den Walachen. Noch zu Griselini's und Born's Zeiten waren die gebirgigen Gegenden des Banat's, wegen den vielen und verwegenen Räuberhorden, die daselbst ihr Unwesen getrieben, äusserst gefährlich und nur unter starker Bedeckung zu bereisen. Diesem Uebel ist man heutzutage nicht mehr ausgesetzt. Die Regierung hat für die allgemeine Sicherheit, durch Anlegung guter Strassen und durch Einführung einer strengen Polizeiordnung, und insbesondere durch Errichtung von Normalschulen, die zugleich auf die moralische Ausbildung des gemeinen Mannes wohlthätig hinarbeiten, väterlich gesorgt.

Die ältesten bekannten Bewohner des heutigen Banates sind die Walachen. Sie haben sich im südöstlichen Theile desselben ausgebreitet, und bewohnen das ganze Gebirgsland längs der siebenbürgischen Grenze bis in die Marmaros hinauf; und in entgegengesetzter Richtung haben sie ausserhalb der österreichischen Grenze, die grosse Walachei inne, wo sie unter einem Fürsten, der in Bukarest residirt, eine selbstständige Nation bilden. Unter den Historikern ist es so gut wie ausgemacht, dass unsere heutigen Walachen Abkömmlinge jener römischen Pflanzvölker sind, welche Trajan nach seinem zweiten Feldzuge in den dacischen Provinzen angesiedelt hat, und man findet sie daher in allen Geschichtsbüchern als Daco-Romanen aufgeführt. Die Walachen selbst nennen sich Rumuny, d. i. Römer. Auf diesen Umstand und auf die grosse Verwandtschaft ihrer Sprache mit der lateinischen hin, hat man diese Behauptungen gegründet. Aber eben so bekannt ist, dass Kaiser Aurelian alle von Trajan in Dacien angesiedelte Pflanzvölker nach Mösien zurückgezogen hat, wie wir schon früher, S. 42, erwähnt haben, und sollten ja einige Reste dieses Volkes in Dacien zurückgeblieben sein, so ist es nicht denkbar, dass diese Wenigen in der grossen Völkerwanderung, in welcher stürmischen Zeit, nach dem Zeugnisse eines angesehenen Historikers, über 30 Völkerschaften in diesen Gegenden sich gegenseitig verdrängt und vernichtet, sich allein sollten erhalten haben. Schon Sulzer*) hat auf diesen Umstand

*) „Geschichte des transalpinischen Daciens etc.", von Franz Jos. Sulzer, ehemaligen k. k. Hauptmanne und Auditor. 1ster geographischer Theil in 3 Bänden. 8. Wien 1781. Der versprochene 2te, oder historische Theil ist nicht zu Stande gekommen.

hingewiesen und mit überzeugenden Gründen zu beweisen gesucht, dass die Walachen keineswegs als ein in den dacischen Provinzen entstandenes Volk, sondern als Eingewanderte zu betrachten seien. Aber man hatte es sich einmal in den Kopf gesetzt, die Walachen, trotz aller Widersprüche, für dacische Römer zu erklären, und Sulzer's Einreden wurden ganz und gar vergessen; denn ausser Gebhardi und Dr. Francke hat, meines Wissens, auch nicht ein Schriftsteller ihn erwähnt und benützt. Griselini wollte sogar mit Gewalt alle Gebräuche und Sitten der alten Römer bei den heutigen Walachen bis ins Kleinlichste wieder finden.

Nach Sulzer mussten die Walachen ohne Zweifel aus den Gegenden von Macedonien und Thessalien gekommen sein, wenn man anders berechtigt ist, von der vollkommenen Aehnlichkeit der Sprache und Religion zweier Völker auf gleiche Abstammung zu schliessen. Dort lebten noch zu Sulzer's Zeiten, die Kutzowalachen, welche mit unseren Walachen gleiche Religion und gleiche Sprache hatten, mit dem Unterschiede, dass diese dort stark mit griechischen Wörtern vermischt war.

Diese Sprache der Walachen bildete sich nach und nach aus dem verdorbenen Latein, welches durch Vermischen der römischen Pflanzvölker mit den zahlreichen Horden, welche abwechselnd in jenen Gegenden gehaust, wie die Thracier, Scythen, Sarmaten, Bastarnen u. s. w. entstanden ist. Nach dem Falle der Römer drangen slavische Stämme, deren Nachkommen noch heutzutage das alte Mösien bewohnen, in das ausgedehnte Gebirgsland zwischen dem schwarzen Meere und der Donau, welche wieder mit den Einwohnern des Landes in vielfache Berührung kamen. Auf diese Weise kamen die vielen slavischen Wörter in

das schlechte Latein der Walachen, welche nun einen wesentlichen Theil ihrer Sprache bilden.

Jenseits der Donau wird man also den Ursprung der Walachen suchen müssen, denn nur dann wird es deutlich und klar, wie die cyrillischen Buchstaben in die walachische Sprache, und wie die Walachen selbst zur griechischen Religion gekommen sind, zu der sie sich, mit geringer Ausnahme, alle bekennen. Beides mussten sie über die Donau mit herüber gebracht haben, dort wo sie lange unter dem Drucke der Bulgaren geseufzt, die von dem heiligen Cyrill die griechische Religion und die slavonischen oder ruthenischen Buchstaben erhalten haben *).

Nach einer von Sulzer angeführten walachischen Chronik zogen die Walachen, des Druckes ihrer bulgarischen Zwangsherren müde, gegen Norden hinauf, setzten über die Donau und liessen sich bei dem Thurme von Severin nieder. Sie besetzten von hier aus zuerst die ganze westliche Wa-

*) Schon Sulzer hat stark gegen die Sitte der walachischen Grammatiker, ihre Sprache mit lateinischer Schrift zu schreiben, geeifert und gezeigt, dass in den ältesten Zeiten, als die Walachen unter den Bulgaren ihre Sprache zu schreiben angefangen, sie die cyrillischen Buchstaben angewendet, wie es noch heutzutage unter dem Volke üblich ist, und dass die walachische Sprache viele Laute hat, die nicht anders als mit cyrillischer Schrift bezeichnet werden können. Trotz dem fahren noch heute die walachischen Sprachforscher fort, ihre Sprache in lateinische Formen einzuzwängen, denn sie behaupten direct von den trajanischen Legionen schreiben gelernt zu haben. Siehe die 1826 zu Wien erschienene „Grammatica Daco-Romana sive Valachica latinitate donata etc.“ Auct. Joan. Alexis. In der Einleitung dieser Grammatik ist nicht zu verkennen, wie sehr der Verfasser sich Mühe gegeben, den slavonischen Laut vieler Buchstaben ins lateinische zu übertragen.

lachei, dann zogen andere nach Siebenbürgen und in das temesvarer Banat bis an die Maros und die Theiss, und endlich bis in die Marmaros hinauf. Diess geschah wahrscheinlich gegen das Ende des eilften Jahrhunderts. Ihre Geschichtsbücher sind voll mit Banen von Severin, deren Erster aber nicht vor dem Jahre 1249 vorkömmt*).

Aus diesem Wenigen schon wird es ersichtlich, mit welch' überzeugenden Gründen Sulzer seine Ansichten entwickelt und mit welchem Rechte er die Walachen, der allgemein herrschenden Meinung entgegen, für slavische Römer erklärt und ihre Sprache eine slavisch-römische genannt hat. Und wir werden um so lieber ein Zutrauen zu seiner Meinung fassen, wenn wir aus seinem Werke erfahren, dass er lange unter dem Volke gelebt, in vielfache Berührung mit dem Kern der walachischen Nation gekommen, und mit unbefangenem Sinne ihre Lebensweise, Sprache und Sitten lange beobachtet und geprüft hat. Alle früheren und späteren Autoren schrieben mehr oder weniger befangen, und die wenigen Gelehrten und Schriftsteller der walachischen Nation selbst stach der Kitzel: sie wollten ihre Landsleute auf alle Weise bereden, dass sie in gerader Linie von den hochherzigen Söhnen der Siebenhügelstadt stammen. Griselini hat 30 Quartseiten über die Sitten und Gebräuche der banater Walachen vollgeschrieben, um Römer aus dem verwahrlosten Volke zu machen, das auch nicht eine Spur von den alten Weltbezwingern an sich trägt, und wie fremd ihm dabei die Sprache dieses Volkes geblieben, beweist sein 8. Brief im I. Theile, wo die angeführten walachischen Wörter, Redens-

*) a. a. O. II. S. 28 —.

arten und Gespräche ganz falsch, also nichts weniger als walachisch sind.

Wie sehr nun diese Walachen gegen ihre vermeinten Ahnherren abstechen, kann man bei Sulzer im 2. Bande nachlesen. Dort findet man sie als ein hinterlistiges, äusserst abergläubisches, träges und schmutziges Volk geschildert. Freilich ist es schon ziemlich lange her, seit Sulzer Obiges niedergeschrieben, es hat sich seitdem Manches geändert; aber um gar vieles besser ist es darum nicht geworden. In den Herculesbädern hat man Gelegenheit, ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Wir reden hier von den Bewohnern des walachischen Fürstenthums. Die Walachen in Siebenbürgen und im Banate sind gegen ihre Nachbaren in der Civilisation bedeutend vorgerückt. Unter diesen zeichnen sich die Grenzer am vortheilhaftesten aus. Viele aus der gemeinsten Classe, besonders die jüngern, schreiben und lesen die deutsche Sprache fertig und der Cordonsdienst hält sie an eine strenge Ordnung und Thätigkeit. Aber trotz dem findet man auch bei ihnen noch die unzweideutigsten Spuren einer langwierigen sclavischen Unterjochung.

In ihren Dörfern findet man allenthalben eine Armuth und Dürftigkeit, die man nicht ohne Wehmuth mit ansehen kann. Ihre Häuser und Kirchen sind ganz roh aus Bretern zusammengefügt und mit einem elenden Strohdache versehen. In der Grenze ist die Bedachung der Häuser und selbst der Scheunen, hoher Verordnung gemäss, von Holz, das Material dazu erhält der Grenzer umsonst von seinem Könige. Das anspruchlose Gebäude fasst ein Zimmer, eine Kammer und eine Küche. Im Zimmer findet man einen aus rohem Holz schlecht zusammengefügten Tisch, eine eben so elende Bank, und einen kleinen irdenen Ofen. Von Bettstätten oder Bett-

einrichtungen überhaupt, Stühlen oder anderem zur Bequemlichkeit dienendem Geräthe, sieht man keine Spur. Die Fenster dieses ganz bescheiden möblirten Zimmers haben kaum einen Fuss im Geviert, und es zeigt von ganz ausserordentlicher Wohlhabenheit des Hausherrn, wenn sie mit Glasscheiben versehen sind; in der Regel werden sie mit Papier oder Schweinsblasen verklebt. Der Herd der Hausmutter ist eben so einfach bestellt. Ein Winkel an der Hinterwand der Küche dient zum Feuerherd. Der Rauchfang, aus Reisig geflochten und mit Lehm verschmiert, wird mittelst Spreitzen über der Feuerstelle festgemacht. Das Feuer geht an dieser Stelle selten aus. Jung und Alt kauert sich um dasselbe herum, und das dolce far niente wird insgesammt recht behaglich getrieben. Das ganze Küchengeräthe besteht aus einem kupfernen Kessel, in welchem sie ihr Lieblingsgericht, die Mamaliga, bereiten, und allenfalls noch ein paar Töpfe dazu, und ein Wasserschaff. Im Winter dient die Küche zugleich zur Schlafkammer, wo sich die Familie, wenn sie nicht zu zahlreich ist, um das Feuer lagert und da auf Kotzen oder auf leeren Säcken, wie sich's eben fügt, recht ruhig schläft. Im Sommer wird im Freien genachtet. Dabei herrscht im ganzen Hause eine den Fremden abstossende Unreinlichkeit.

Noch bescheidener sind die Wünsche und Bedürfnisse des Walachen in Betreff der Kost. Ein Lieblingsgericht desselben ist die oben erwähnte Mamaliga. Um sie zu bereiten, wird Wasser im kupfernen Kessel zum sieden gebracht, nachdem früher eine gewisse Quantität auf Löffelmühlen (die im Gebirge gemein sind) grob geschrotenes Kukurutzmehl demselben zugesetzt worden. Nach viertelstündigem Kochen wird das Gefäss vom Feuer genommen, der entstandene Brei tüchtig gerührt

und sodann zum geniessen aufgetragen. Der Geschmack dieses Gerichts ist fade süsslich, den Magen belästigend. Um nichts besser ist ihr Brod, das sie ebenfalls aus Kukurutzmehl backen, ohne den Teig vorher gähren zu lassen, was dann natürlich eine schwere Masse gibt. Nebstbei lebt der Walach von Bohnen, Erdäpfeln und nur äussert selten geniesst er Fleisch, da drei viertel des Jahres Fasttage sind. Wein kommt eben so selten auf seine Tafel. Sein Lieblingsgetränk ist ein aus Zwetschken bereiteter Branntwein (Rakje), den der Walache sehr gerne trinkt.

Ihr Ackerbau beschränkt sich grösstentheils auf Kukurutz, nebstdem bauen sie Erdäpfel, Hanf, Flachs, Bohnen und im Verhältniss nur wenig Getreide. Der Weinbau wird sehr vernachlässigt, weil er Pflege fordert, was dem Naturell des Walachen sehr entgegen ist. Einen Haupterwerbzweig bilden ihre zahlreichen Zwetschken-Plantagen. Grosse Strecken Landes sind damit bedeckt, und es gewährt im Frühjahre einen recht angenehmen Anblick, diese Gärten in voller Blüthe stehen zu sehen. Die Zwetschken werden fasst auschliessend auf Branntwein benützt. Hat der Walache nur einige Aussicht, dass sein Kukurutz und seine Zwetschken gedeihen, so ist er dann um so weniger zu einer Arbeit zu bringen, und er überlässt sich müssig der freundlichen Zukunft. Nach der Ernte werden die Zwetschken in einem hohen Bottich gesammelt und wohl bedeckt bis in den Winter hinein stehen gelassen, in welcher Zeit dieselben vollständig in Gährung übergehen. Im Winter wird die Destillation in kupfernen Destillirblasen, die mit einem hölzernen Helm versehen sind, vorgenommen. Der Branntwein geht natürlich sehr wässerig über, da der Bauer beim destilliren sehr wenig Vorsicht gebraucht, und Viele, die dem

TEMESVÁR SZAB. KIR. VÁROSI NYILVÁNOS KÖNYVTÁRA

Geiste gar zu gerne huldigen, trinken die ersten übergehenden Portionen noch ganz warm von der Ablaufröhre weg, wodurch das Produkt noch viel schwächer wird. Der Bauer führt hierauf seinen Branntwein in die nächste Stadt, verkauft ihn an die Destillateurs, die denselben noch weiter rectificiren und in den Handel bringen.

Die Viehzucht des Walachen ist schlecht bestellt. Ihre Pferde sind klein und — wegen schlechter Pflege, Mangel an gutem Futter, da sie im Sommer nur Gras, im Winter aber bloss Heu geniessen, schwach. In den gebirgigen Gegenden halten sie viele Ziegen*). Die Schafzucht ist bedeutend. Ihre Schafe liefern aber nur grobe Wolle, die der Walache für seinen eigenen Hausbedarf verarbeitet. Auf den Alpen wird vortrefflicher Schafkäse bereitet, der unter dem Namen Cornia Reva-Käse, bis Wien verführt wird.

Das walachische Hirtenvolk lebt mit den Schafen einen grossen Theil des Jahres auf den Alpen. So wie der Schnee zu schmelzen beginnt, treiben sie schon hinauf, und im October denken sie erst an die Heimkehr. Oben wohnt das Volk in elenden Hütten, aus Balken so zusammgefügt, dass dem Winde freier Durchgang gestattet ist. Man wird hier vergebens die Bequemlichkeit, das Freundliche suchen, was eine Alpenwirthschaft in Oesterreich oder Steyermark bietet. Dort wohnt ein fröhliches, gemüthliches Volk auf den luftigen Höhen, ihre Lieder und Jodler erschallen weit hin durch die reinen Lüfte, die kein Athem trübt. Auf einem kleinen Plateau stehen mehrere Schwaigerhütten, wie sie sie nennen,

*) Die siebenbürger Walachinnen mischen Ziegenhaare mit Schafwolle und bereiten daraus die weit und breit bekannten Debrecziner Kotzen.

in traulichem Kreise beisammen, das lustige Schwaigervolk, meist aus jungen, mitunter recht hübschen, Bauerdirnen bestehend, besorgt die Wirthschaft in fröhlicher Eintracht, und jeder Fremde wird willkommen geheissen und mit Liedern und Mährchen unterhalten. Wie ganz anders ist es hier. Die elenden Hütten — Stina nennt sie der Walache — stehen stundenweit von einander entfernt. Da hausst ein im Naturzustande gebliebener Mensch, in Schaffelle gekleidet und von Hunden umgeben, die, gleich reissenden Thieren, jeden Fremden anfallen, wenn sie der Hirte nicht zu rechter Zeit noch abhält. Mit Tabak und Rakje muss man sich erst beliebt machen bei ihm und dann bietet er freundlich Jedem, was er hat. Frisch genossener Käse und Milch ist eine Delicatesse.

Ist der Walache träge, so ist dafür sein Weib um so thätiger, und der Fleiss der Walachinnen ist bekanntlich zum Sprichworte geworden. Die Geschäfte des ganzen Hauses und der Wirthschaft lasten auf ihr. Nicht allein, dass sie das Feld und Vieh besorgt, sie spinnt und webt und sorgt für die Bekleidung des ganzen Hauspersonals mit ewig geschäftiger Hand. Ihre Spindel, die sie fort und fort dreht, begleitet sie auf all' ihren Wegen; dabei ist sie geduldig, heiter, gutmüthig, und, wenn auch nicht auffallend schön, doch auch nicht so hässlich, als sie Griselini geschildert hat *).

*) In seinem 7. Briefe. Schöne Formen findet man unter den Walachen des Banates nur in wenigen Gegenden. So sind z. B. die sogenannten Krassovener in der Gegend von Krassova, ein schöner Schlag Menschen. Ausgezeichnet in dieser Beziehung sollen auch die siebenbürger Walachen in einigen Gegenden sein. In mehreren Alpenthälern findet sich auch hier der Kropf und Cretinismus häufig.

Biblioteca Centrală regională Timișoara

Der Grenzbewohner, mannigfach von seinem Lehensherrn begünstigt, zeichnet sich etwas vortheilhafter vor dem Provinzialbauer aus. Er lebt etwas besser, ist mässiger in Speise und Trank, und das Grenzsystem hält ihn überhaupt an Ordnung und an eine geregeltere Lebensweise *). Diese neue Grenzverfassung wurde 1807 den 7. August vom Kaiser Franz genehmigt, und ist seit 1. November desselben Jahres im Gange. Der Bauer geniesst alle Rechte des Grundeigenthums für sich und seine Nachkommen, und er kennt keinen andern Grundherrn als seinen König. Zur Erhaltung des Grenzwesens zahlt jeder Bauer nur eine sehr mässige Contribution für seine Grundstücke. Dafür ist aber jeder waffenfähige Grenzer verpflichtet, im Kriege und Frieden dem Könige zu dienen, und ausserdem die öffentlichen Arbeiten, wie Strassenbau u. s. w. unentgeldlich zu leisten. Dem Grenzwesen zur Erleichterung ist die Verfügung getroffen, dass zum öffentlichen Dienste nur eine gewisse Anzahl Grenzer ausgehoben wird, um dem Ackerbau, der Grundlage des Grenzsystems, nicht zu viele Hände zu entziehen. Ausserdem wird jedem Grenzhause für den dienenden Mann, vom Feldwebel abwärts, 12 fl. C. M. vom Aerar jährlich vergütet, und überdiess noch ein paar Schuhe, die Armatur und Munition unentgeldlich dargereicht; die Montirung und übrige Verpflegung des Mannes aber von dem Grenzhause allein besorgt. Der wichtigste und ausgebreitetste Dienst besteht in der Besetzung der Cordonslinie,

*) Hietzinger hat im 3. Bande seines statistischen Werkes über die Militärgrenze, das Grenzwesen sehr getreu und umständlich auseinandergesetzt. Die Gesetze sammelte M. Stopfer in seinen „Erläuterungen der Grundgesetze für die Militärgrenzen.“ Wien 1830.

die von Pancsova längs der Donau herab bis an den Felsen Skarisora, dem Grenzpunkte des banatischen Cordons, eine ununterbrochene Linie von 67 Quadratmeilen Länge beschreibt *), auf welcher täglich 634 Mann, Ober- und Unteroffiziere mitbegriffen, fortwährend Wache halten **). Der vorzügliche Zweck dieses Cordons ist Abhaltung der Pestseuche und des verdächtigen Gesindels aus dem türkischen Gebiete, und Verhinderung des Waaren- und Salzschwärzens. Eine besondere Art Sicherheitspolizei sind ferner die Seressaner, berittene Grenzbauern, die in ihrer eigenthümlichen Tracht (eine Art Kalpak am Kopfe, einen dunkeln Mantel, darunter ein lichtgraues Röckel, alles roth ausgeschlagen und mit glänzenden Messingknöpfen verziert) ganz martialisch aussehen. Um die Mitte tragen sie einen Gürtel, der reich mit Pistolen und anderen Waffen besteckt ist. Sie patrouilliren in den Wäldern und Gebirgen nach allen Seiten umher, um Salzschwärzer und alles umherstreifende Volk anzuhalten ***).

*) Demian's Statistik der Militärgrenze. Wien 1807. IV. 2. Abth. S. 284. Wie sehr die verschiedenen Angaben der Länge des Cordons der gesammten österr. Grenzländer von einander abweichen, beweiset folgendes Verzeichniss:
nach Freih. v. Liechtenstern 227,7 geogr. Meilen.
nach Lipszky ungefähr 197 — 198 „ „
nach einer andern, von Hietzinger mitgetheilten Angabe, 248 „ „
Liechtenstern gibt die Länge des banater Cordons auf 40,6 geographische Meilen an.

**) v. Hietzinger III. S. 354.

***) Das walachisch-illyrische Grenz-Regiment hat 48 gemeine Seressaner, die unter drei Ober- und mehreren Unter- und Vice-Bassi stehen. Eine besondere Ehrenbezeugung ist es, wenn dem Obersten, oder aber dem commandirenden General auf ihrer Grenzbereisung Seressaner vorreiten.

Die Deutschen, grösstentheils unter Maria Theresia eingewanderte Lothringer und Schwaben, bewohnen die gesegneten Fluren der temeser und torontaler Gespanschaften; ihre netten Dörfer beurkunden eine bedeutende Wohlhabenheit, wie es auch in einer so fruchtbaren Gegend und bei so thätigen Leuten, wie diese Schwaben sind, nicht anders zu erwarten ist. Sie sprechen ihr schwäbischdeutsch noch immer so, wie sie es aus ihrem Vaterlande mitgebracht haben.

Die Böhmen, vor ungefähr acht Jahren eingewandert, sind dagegen bei all' ihrer Thätigkeit, doch nur arm geblieben. Man hat diese emsigen Leute unter die Grenzwalachen vertheilt, um diese einigermassen an Arbeit zu gewöhnen. Sie bringen sich in den gebirgigen Gegenden etwas kümmerlich fort, dabei werden sie auch noch von Krankheiten heimgesucht, da sie sich nur schwer an den südlichen Himmel gewöhnen können.

Ein in vieler Hinsicht interessantes Volk sind endlich die Zigeuner. Man hat viel über die Herkunft dieses Volkes geschrieben, und es allgemein für ausgewanderte Aegyptier gehalten. Griselini hat in seinem 6. Briefe mit viel Gelehrsamkeit diese Meinung vertheidigt und unendlich viel unnütze Worte darüber gemacht. Interessant in dieser Beziehung sind die von Blumenbach angestellten Vergleichungen eines Klausenburger *) Zigeunerschädels mit dem einer aegyptischen Mumie, in den Göttinger gelehrten Anzeigen vom Jahre 1793, welche Vergleichung für die Griselini'sche Ansicht günstig ausgefallen ist. Trotz dem hält man heutzutage für allgemein erwiesen, dass die Zigeuner hindostanischen Ursprunges sind. Die auffallende Aehnlich-

*) Klausenburg, eine bedeutende Stadt Siebenbürgens.

keit ihrer Sprache mit der hindostanischen, soll vielfachen Erfahrungen zufolge, diess ausser Zweifel setzen.

In Siebenbürgen und Ungarn erschienen die Zigeuner zuerst um das Jahr 1417 *). Man nannte sie Pharaonen, und sie standen unter der Herrschaft eines Anführers, den sie Waida geheissen. 1588 wurde diese Würde abgeschafft. Als die Schiessgewehre in Aufnahme kamen, beschäftigten sie sich vorzüglich mit Kugelgiessen und Verfertigung von Kriegsgeräthe und Waffen, wie aus einer von Pray mitgetheilten Urkunde Wladislaus II. **) ersichtlich ist. Dass sie aber auch im Kriege verwendet wurden, dürfte weniger allgemein bekannt sein. Windisch hat uns ein Beispiel davon aufbewahrt ***). Sie bekennen sich in der Regel zu der Religion,

---

*) Pray Annales. Regum Hung. IV. S. 274. Gebhardi III. S. 30.

**) Pray Annal. Regum Hung. IV. p. 273. Das königliche Diplom, datirt Ofen 1496, ist einem Zigeuner-Wajda, Thomas Bolgár, ausgefertigt, und ertheilt ihm das Recht, sich mit seinen Zelten überall frei niederlassen zu dürfen, um Kugeln zu giessen und andere Waffen zu schmieden.

***) Als Franz Perényi im Jahre 1557 aus Mangel an Kriegsvölkern das Schloss zu Nagy-Ida in der Abaújvarer Gespanschaft, den Zigeunern anvertrauen musste, hielten sie sich wider alles Vermuthen so tapfer, dass sie den Feind nicht nur zu verschiedenen Malen von den Mauern abtrieben, sondern ihn auch noch nöthigten, die Belagerung aufzuheben. Im Abziehen schrien die Zigeuner den Belagerern sehr muthig nach: dass sie gewiss nicht so leicht weggekommen sein würden, wenn es ihnen nicht an Pulver gemangelt hätte. Die Belagerer kehrten hierauf um, zwangen das Schloss zur Uebergabe, und liessen die Zigeuner, deren mehr als 1000 waren, über die Klinge springen. Ungr. Magazin. I. Bd. 2. Stück. S. 256.

die in den Orten, wo sie sich eben aufhalten, die herrschende ist.

Unter Maria Theresia hat man die ersten Versuche gemacht, dieses Volk, das sich bis dahin nirgends niederlassen durfte, zu domesticiren. Man wollte, um des Erfolges um so sicherer zu sein, selbst ihren Namen vergessen machen, indem man sie Neubauern, auch Neubanater nannte. Aber es haben sich trotz dem noch viele Nomadenschwärme dieses Volkes selbst bis auf unsere Zeit erhalten, und der neue Name wurde überall wieder vergessen. Nirgends trifft man diese Schwärme häufiger als im Banat. Zuweilen verirren sie sich in die höher gelegenen Theile Ungarns, wo sie aber durchaus nicht geduldet werden. Sie leben fast ausschliessend vom Betteln, Stehlen und Wahrsagen, das letztere ein Geschäft ihrer Weiber; und sie gehen daher nirgends mit leeren Händen weg, indem ihre Zudringlichkeit so gross und lästig ist, dass man froh wird sie mit einer Gabe vom Halse schaffen zu können.

Ich habe Haufen 20 bis 30 Köpfe stark auf meinen Wanderungen angetroffen. Sie führen gute Wägen mit eben so guten und mitunter auch schönen Pferden bespannt. Finden sie irgendwo einen für ihre Zwecke bequem gelegenen Platz, so machen sie Halt, schlagen Zelte auf, und verweilen daselbst längere Zeit. In Dörfern werden sie nicht geduldet. Ihre Weiber sind ziemlich fruchtbar und ihre Kinder gehen bis in ihr achtes Jahr selbst bei strenger Kälte ganz nackt *).

*) Dass die übermässig stark anschwellenden Brüste der säugenden Zigeunerinnen, wie Griselini I. S. 199 sie beschreibt, als eine äusserst seltene monströse Erscheinung zu betrachten sei, die den Zigeunerinnen keineswegs eigenthümlich ist, hat schon früher ein Schriftsteller bemerkt, dessen Name mir aber entfallen ist.

Der domesticirte Zigeuner lebt in Städten und Dörfern, jedoch von den übrigen Einwohnern abgesondert, gewöhnlich in den äussersten Vierteln des Ortes. Er ist aber sonst fast eben so abergläubisch und diebisch als seine nomadischen Brüder, im höher gelegenen Ungarn aber doch schon viel civilisirter. Sie leben von Schmiede- und Holzarbeit, Kesselflicken, Musik u. dgl. In Gegenden, wo Schiffbau getrieben wird, liefern sie die Schiffnägel zu äusserst billigen Preisen, im Banate werden sie ausserdem zur Goldwäscherei verwendet. Sie leben im Ganzen sehr kümmerlich. Das Schmiedehandwerk betreiben sie ganz einfach. Seine Esse besteht aus einem Lehmklotz, den kleinen Blasebalg führt er mit den beiden Händen, die Kohlen brennt er sich selbst im Kleinen. Sie hocken wie die Hunde auf den Füssen und hämmern, bei einem trockenen Stück Malai, den ganzen Tag unverdrossen fort.

Die Goldwäscher wohnen abgesondert, aber doch in der Nähe der Dörfer, an den Ufern der Bäche. Sie graben ungefähr zwei Schuh tiefe Löcher in die Erde, weit genug, eine Familie zu fassen, und bauen über diese Vertiefung ein Dach, das sie oben mit Erde und Lehm bedecken. Man trifft ganze Colonien solcher Erdhütten. Da lebt Jung und Alt friedlich beisammen. Die alten Mütter drechseln auf eine sehr einfache Weise (indem sie das Holz mit einer Art Fiedelbogen, den sie rasch auf und ab bewegen, drehen) Spindeln für die Walachinnen, während das junge, rüstige Volk Gold wäscht *). Sie bedienen sich hiezu eines Bretes aus Lindenholz, eine Klafter lang und 1½ Klafter breit, das in der Quere 10 bis

*) Es wird kein Goldwäscher als solcher geduldet, der jährlich nicht wenigstens 3 Ducaten im Werth an Goldkörnern abliefert. Hietzinger II. S. 235.

12 Einschnitte hat. Dieses Bret wird in eine schiefe Lage gebracht und der goldhaltige Sand darauf gegeben. Nun wird so lange Wasser darauf gegossen und der Sand dabei mit der Hand aufgerührt, bis nur mehr die gröbsten Theile des Sandes mit den specifisch schwereren Goldkörnern zurückbleiben. Auf einem Seihertroge werden diese vollständig von allem anhängenden Sande gereinigt. Bei hochgehendem Wasser soll die Ausbeute an Gold ergiebiger und daher die Zeit zum Waschen günstiger sein.

Des Zigeuners Talent für Musik ist bei uns allgemein bekannt. Sie sind besonders der Violine — Schetra in ihrer Sprache — sehr zugethan, und spielen darauf, vorzüglich Nationaltänze, mit einer Kunst und Geschmeidigkeit, wie sie nicht leicht von einem Fremden, der mit dem Genius der ungarischen Musik nicht vertraut ist, erreicht werden; was um so merkwürdiger klingt, wenn man weiss, dass sie in der Musik Naturalisten sind und daher die Wenigsten eine Note kennen. Sie durchziehen mit ihren Instrumenten ganz Ungarn und die österreichischen Erbländer, und der ungarische Landedelmann begeht kein Fest und findet an keiner Unterhaltung Geschmack, wenn die Zigeunermusik fehlt. Bihary, der auch in Wien bewundert worden, lebt noch in süssem Andenken bei uns *).

In naturhistorischer Beziehung ist das Banat unstreitig die interessanteste Provinz der österreichischen Monarchie. Was wir indessen bis jetzt davon wissen, ist, den botanischen Theil ausgenommen, nur als Bruchstück zu betrachten. Das ganze grosse Feld der Geognosie und der Zoo-

*) Als Spielleute führt sie Schwartner in seiner Statistik I. S. 155, zuerst im Jahre 1525 bei Hatvan am Rákos an.

logie liegt brach. Das Banat birgt zahlreiche Schätze aus den Thierklassen, namentlich den Insekten, Schaal- und Weichthieren, die man noch fast gar nicht kennt. Eben so wenig ist das ausgedehnte Gebirge des Banats, ja von ganz Ungarn, noch erforscht, das besonders in Siebenbürgen, einer völligen Terra incognita in dieser Beziehung, denkwürdige Verhältnisse darzubieten scheint. Ungarn hat noch immer seinen Saussure, Buch und Humboldt nicht gefunden, und diess dürfte auch nicht sobald zu erwarten sein. Was bis jetzt in dieser Beziehung geschehen ist, reicht kaum hin, künftigen Forschungen auch nur als Grundlage dienen zu können. Dahin bezügliche Bemerkungen und Abhandlungen finden wir in den Werken von Born, Fichtel, Townson, Griselini, Bredetzky, Wahlenberg und Beudant.

Fassen wir nun das bisher Gesagte nochmal kurz zusammen, so haben wir ein treues Gemälde des Banates. Den grösseren Theil des Landes deckt eine weite Ebene, die nur durch die Wässer der Maros und der Theiss von dem grossen ungarischen Flachlande geschieden wird. Ein betriebsames, schlichtes Volk deutschen Stammes hat sich hier einen neuen Herd gegründet und die wüste Ebene gar bald in einen weiten Garten umgeschaffen. Dort, wo früher stehende Sumpfwasser die Luft verpesteten, jede edlere Vegetation verdrängten, die Gesundheit Tausender untergruben, dort wandelt man nun durch die üppigsten Kornfelder, und so weit das Auge reicht, wiegen die langen Halme ihr schwer beladenes Haupt, und der fruchtbare Boden vergilt im reichlichen Masse das schweissbedeckte Tagewerk dieses biederen Volkes.

Ganz anders gestaltet es sich aber an den östlichen Grenzmarken, wo der Alpen schroffe Häupter

himmelanstreben und das schöne Siebenbürgen von dem Banate trennen. Dort hat die Natur noch ihr Recht behauptet und die Fesseln des Menschen vom Nacken geschüttelt. Auf den breiten, bemoosten Rücken dieser Höhen wird Alpenwirthschaft getrieben, aber sie ist gar ärmlich im Vergleiche zu dem idyllischen Alpenleben der Oesterreicher, Steyrer und Tyroler. Der walachische Hirt kennt nicht einmal den Gesang, der das Herz erfreut. Er hockt den ganzen Tag allein unter seinen Schafen und kennt, ausser seinen reissenden Hunden, keine andere Gesellschaft.

Im Süden des Banates breiten sich die aus den Alpen herablaufenden Gebirgszüge aus, welche im Westen in die deutsch-banater Ebene abfallen, dort wo der Bergmann unverdrossen in die finstern Tiefen niedersteigt, um aus den Eingeweiden der Erde die Schätze zu holen, nach denen der Mensch sich ewig sehnt. Anmuthige, reich bewässerte Thäler liegen in diesem Gebirgslande. Durch das ausgezeichnetste derselben wälzt der Isther seine breiten Wogen und scheidet das Banat von dem serbischen Fürstenthume. Hier waltet und schafft ein durch eigene Trägheit verarmtes Volk. Aber wir blicken freundlich nach ihm hin, denn es besorgt mit heiterem Sinne das mühevolle Geschäft, das schleichende Gift der Pest von uns abzuwehren!

II.

Reise in das Banat und in die Bäder.

II.

Reise in das Pyrmont und in die Bäder.

II.

Reise in das Banat und in die Bäder.

Was das Reisen in den Banater Gegenden betrifft, so ist nicht zu läugnen, dass diess, besonders im Gebirgslande, mit manchen Unannehmlichkeiten verbunden ist, was auf naturhistorischen Excursionen, auf denen man sich nur selten an Hauptstrassen halten kann, noch mehr der Fall sein wird. Aber diese Unannehmlichkeiten sind bei einiger Kenntniss der Umstände leicht zu beseitigen oder aber erträglich zu machen. Seit die Donaudampfschifffahrt so sehr in Aufnahme gekommen ist, sind die reizenden Gegenden der Militärgrenze auf die bequemste Weise zugänglich gemacht worden. Während die gewöhnlichen Donauschiffe Wochen lang auf einer Fahrt von Pesth nach Semlin zubringen, und man auf diesen Schiffen allen Unbequemlichkeiten ausgesetzt ist, und während man unterhalb Moldowa bisher nur mit Angst an eine Wasserfahrt dachte, geschieht jetzt die Reise bis Orsowa in kaum fünf Tagen, und der böse Geist des Wassers, der aus gräulicher Tiefe am Izlás, am Tachtalia Verderben drohend heraufstobt, ist durch die Riesenarbeiten der Ingenieure längst gebändigt, und die breternen Räder der Dampfmaschine spielen scherzend mit den empörten Wogen. Durch die Verbindung unserer Schifffahrt mit dem schwarzen Meere haben die öden und verwilderten Gegenden des walachisch-illyrischen Grenz-Regiments (die schönsten Parthien auf der ganzen Donaureise) nicht nur bedeutend an Lebhaftigkeit

gewonnen, indem tausend geschäftige Hände dort thätig sind, wo früher nur Bären gehaust und Adler gehorstet, sie sind auch weit freundlicher und anmuthiger geworden. Die grossartige Klissura — ein schauerlich schöner Donaupass — besitzt jetzt eine Kunststrasse, in die senkrechten Felswände der Ufer eingesprengt, wie Europa nur wenige wird aufzuweisen haben. Und das ganze riesige Unternehmen ist ein Werk von kaum drei Jahren! Die herrliche Donauparthie von Moldowa bis Orsowa ist nun ein Garten geworden.

Eine Donaureise von Regensburg bis Constantinopel gehört nunmehr unter die genussreichsten Vergnügungen. Auf seiner weiten Bahn durchschreitet der Strom die Herzen der verschiedenartigsten Nationen. An den malerischen Ufern von Regensburg bis Wien waltet allenthalben der betriebsame, biedere Sinn des Deutschen. Etwas verwahrloster tritt uns der stolze Ungar an den Gestaden Pannoniens entgegen. Mit treuem Herzen und warmer Liebe bewacht er seine ausgezeichneten Vorrechte, auf die er mit Recht so stolz ist, denn sie wurden mit grossen Aufopferungen und mit Strömen von Blut erkämpft. Still und zufrieden lebt er am schwer bekämpften Herde seiner Väter und die Erschütterungen unseres Jahrhunderts, welche die neue Generation mündig gemacht und zur Reife gebracht haben, konnten diesen stillen Sinn nur wenig trüben, denn das Volk hat in dem ungeheuern Kampfe gegen den schrecklichen Feind der Christenheit, mit dem es allein zu thun gehabt, sich auch ein eigenes Dasein erkämpft, unabhängig von den Schicksalen europäischer Verkettungen. Unterhalb Pesth entfaltet sich an den ausgedehnten Ufern, ein buntes Gemälde der verschiedenartigsten Nationen. Ungarn, Raitzen, Griechen und Walachen,

die alle den Sitten ihrer Väter ziemlich treu geblieben sind und daher in Sprache, Trachten, Leidenschaften u. s. w. streng sich unterscheiden, bewohnen abwechselnd in friedlicher Eintracht die Gestade. Am Einflusse der Save in die Donau, wo die im Verfallen begriffenen Festungswerke von Belgrad den Eingang zu den fabelhaften Völkern des Morgenlandes bewachen, beginnt bereits das bunte Treiben dieses Volkes. Man findet, je tiefer man mit dem Strome gelangt, den Menschen mehr und mehr verwahrlost. Der südliche Himmel hat alle Kräfte aufgeboten, dem Menschen ein Paradies hier zu schaffen, aber der Bildner fehlte, der den reichen, im Ueberfluss gespendeten Stoff in ein zierliches Gemälde vereinigt hätte. Der Mahomedaner nahm die Natur, wie sie war. Und durch dieses wilde Eden führt die Silberbahn des Stromes an die Pforten eines zweiten Welttheiles, nach Konstantinopel, hinüber.

Und welche mannigfaltigen Reize entfaltet nicht die Natur auf dem langen Wege durch die Königreiche! Von Regensburg bis Wien umkränzt eine reiche, blühende Landschaft den in jugendlicher Ungeduld dahinbrausenden Strom. Eine sagenvolle Geschichte ruht auf den zahllosen Hügeln und Burgen, die seltsam aus dem grauen Nebel dahingegangener Jahrhunderte in unser neu gestaltetes Zeitalter herüberschauen. Wo das deutsche Land zu Ende geht, bezeichnen colossale Trümmer einer stolzen Feste die Stelle, wo der ungrische Boden beginnt, der in zahllosen blutigen Schlachten den Türken abgerungen werden musste. Ungeheure Ebenen, das Heimathland ungrischen Reichthumes, wechseln mit den freundlichsten Berggegenden. In der Militärgrenze wird die Landschaft immer grossartiger und schauerlicher. Unter die traurigsten Spuren türkischer Barbarei, die an vielen Orten noch

kaum verwischt sind, mischen sich die grossartigsten Denkmäler römischer Herrschaft und begleiten den Strom bis an die Stellen, wo Ovid in schwärmerischen Gesängen sein Exil beweinte.

Welch' eine Mannigfaltigkeit und Fülle von heitern Landschaften, überraschenden Scenen, ernsten Bildern, mit dem buntesten Gewühle der heterogensten Nationen wechselnd, auf einer Reise von kaum zwölf Tagen! Eine Reise um die halbe Welt dürfte bei so viel Bequemlichkeit kaum so Vielartiges bieten. Man hat diess allmählig würdigen gelernt; die vielgestaltigen Reize einer Donaureise haben eine grosse Menge Fremde herbeigezogen. Das Bedürfniss, ein Handbuch zu besitzen, das dem Fremden als sachkundiger Begleiter dienen sollte, ward mit jedem Jahre fühlbarer. Sie liessen indessen nicht gar zu lange warten und die letzten Jahre sind mehrere dergleichen Reisehandbücher erschienen. Sie taugen aber wenig. Die Verfasser, welche den Fremden mit der Mannigfaltigkeit der Gegenstände bekannt machen wollten, waren selbst fremd und also nicht viel besser unterrichtet als ihre Leser. Zudem sahen sie alles nur im Vorüberfahren, und um doch etwas sagen und erzählen zu können, musste man Anderen nacherzählen, und auf diese Weise kam so manches Unrichtige mit in ihre Bücher *).

*) In neuester Zeit sind einige solche Reisebeschreibungen erschienen: „Pittoreske Donaufahrt von Ulm bis Konstantinopel, mit einer romantisch-malerischen Schilderung der Burgen, Gegenden u. s. w.“ Wien 1838. Der ungenannte Verfasser hat in seiner, eben nicht sonderlich romantisch-malerisch geschilderten, Donaufahrt so Manches im Vorüberfahren schlecht gesehen und vieles Andere falsch nacherzählt. Einige andere in Wien und Pesth erschienenen Schriften sind so schlecht, dass sie des Erwähnens nicht werth sind.

Minder freundlich und abwechselnd ist, im Vergleich zur Donaufahrt, eine Reise hinab ins Banat zu Lande. Von Pesth bis Temesvár reicht eine ungeheuere Ebene, die das Auge und den Geist ermüdet. Auf tagelangen Fahrten trifft man kaum ein Dorf, noch seltener einen Baum oder Vogel in der Luft; so weit das Auge reicht, nur wüstes Heideland und Salzsteppen, hie und da mit ungeheuern Massen Flugsand bedeckt. Das Traben der Pferde und des Fuhrmanns Peitschenknall allein stören die Todtenstille dieser Einöde. So geht es bis Szegedin fort. Da passirt man die Theiss und die Gegend wird endlich wieder freundlicher. Der überschwenglich fruchtbare Boden des Banats hat tausend geschäftige Hände herbeigelockt, die diese Gegenden sorgsam bebauen. Man trifft zahlreiche Dörfer, schöne Märkte, und einen Wohlstand unter den Bauern, der gewiss jeden Menschenfreund wohlthätig ansprechen wird. So erreicht man das schöne Temesvár. Weiter hinab wird das Land hügelig. Bei Lugos begrüssen uns die banater Alpen, die aus blauer Ferne eisiggrau herüberschauen. Und nun gewinnt die Reise immer mehr und mehr an Interesse und Abwechslung. Bald betritt man das walachisch-illyrische Grenzgebiet. Bei der Armseligkeit der Hütten und Dörfer überrascht uns die Vortrefflichkeit der Strassen, die, mit Obstbäumen zierlich bepflanzt, im Frühjahre, wenn diese blühen, einen äusserst schönen Anblick gewähren. Hinter Karansebes wird die Gegend immer rauher und wilder, die Gebirgswelt immer interessanter und anziehender, je näher man dem gefeierten Cserna-Thale rückt.

Bevor wir nun zur ausführlichen Reisebeschreibung selbst übergehen, wird es nothwendig sein, Einiges über das Reisen in Ungarn überhaupt vor-

auszuschicken, um so manche, noch immer allgemein herrschende, irrige Ansichten zu berichtigen.

Dass Ungarn im Auslande nicht am vortheilhaftesten bekannt ist, ist eine betrübende Wahrheit, die bei uns jeder Gebildete zur Genüge kennt. Geht es uns doch selbst nicht viel besser. Wir lesen vom Niagarafall in Virginien, sind mit dem tropischen Amerika durch die neuesten Reisen vertraut geworden, verfolgen die Engländer auf ihren Polarreisen und bewundern sie; aber das an Naturschönheiten so reiche Ungarn, das uns zunächst berührende, kennen wir selbst nicht!

Fremde Reisende, die Ungarn meist nur flüchtig durchreist sind, haben vielfache Bemerkungen über unser Vaterland geschrieben, und es war nicht anders möglich, als dass ihre, auf einer flüchtigen Reise durch ein Land, dessen Bewohner eine ihnen ganz fremde Sprache reden, gemachten Beobachtungen sehr mangelhaft werden mussten. Und daher kommt es, dass wir meist schief beurtheilt werden, nachdem man so viel Ungereimtheiten über Ungarn hört und liest. Auch des französischen Herzogs von Ragusa Reise durch Ungarn und Siebenbürgen ist nicht frei von diesen Fehlern*).

Aus dem Grunde ist auch das Reisen in Ungarn so verrufen. Wahlenberg sagte mit Unrecht von unserm Lande: „terra inhospitabilis barbara, latronibus plena.“ Das war vorschnell geurtheilt. In jenen kriegerischen Zeiten, in denen Wahlenberg gereist, konnte es nicht anders sein. Deserteure und

*) Des Herzogs von Ragusa (Marschall Marmont) Reise durch Ungarn und Siebenbürgen. Aus dem Franz. von L. v. Alvensleben. Leipzig 1837. Der Marschall hat als Soldat überall gesprochen, und in dieser Beziehung vortreffliche Bemerkungen gemacht. Besonders ausführlich hat er die kaiserlichen Stutereien beschrieben.

anderes Raubgesindel, das, die Verwirrung benutzend, über die polnische Grenze geflüchtet, um zu plündern und zu rauben, machten die Strassen unsicher; zudem war das Volk misstrauisch und vermuthete in jedem Fremden, der eine ihnen unbekannte Sprache redete, einen Spion. Wahlenberg hatte gewiss viele Ursache, die Gastfreundschaft der Ungarn zu loben, die nicht mit Unrecht zum Sprichworte geworden ist. Hat doch unter andern Ausländern, die uns besucht, auch Townson in seiner „Voyage en Hongrie“ gesagt: „de toutes les nations que j'ai visitées, cest celle pour qui j'ai conçu la plus haute éstime. Je lui dois ce faible tribut de louange, et je m'en acquitte avec plaisir.“ Tom. III. p. 138.

Die von Pesth bis Szegedin sich erstreckende Sandebene ist seit undenklichen Zeiten, selbst in Ungarn, als eine terra inhospitabilis, latronibus plena sehr verrufen. Die am meisten diese Gegend verdächtig gemacht haben, waren gerade solche, welche nie über Pesth hinaus gekommen sind. Die einsam an der Strasse stehenden Wirthshäuser (Csárden genannt), die man häufig in jenen Ebenen trifft, wurden als die ärgsten Raubnester geschildert. Gilt nun die Strasse nach Szegedin und weiter hinab als äusserst öde und verdächtig, so hat man das Grenzland noch mehr verrufen. Der Walache ist als ein verwilderter, von Kindesbeinen an zum Räuber erzogener, Mensch ausgeschrieen. Die Gegend selbst stellt man sich als ein wüstes Sibirien vor, durch die Nähe des türkischen Gebietes vollends verdächtig und gefährlich gemacht. So wenig kennen die Ungarn selbst ihr eigenes Vaterland.

Dem Allen ist nun, Gott sei's gedankt, schon lange nicht mehr so. Wenn schon die Strassen hie

und da sehr schlecht und öde sind, so trifft man doch gute Gasthäuser, die, wenn sie auch einsam, fern von Dörfern da stehen, doch ein nettes Stübchen für Fremde und gute Hausmannskost bieten *). Die Räuber wird man vergebens suchen, und wenn sich auch, als äusserst seltene Ausnahmen, Räubereien ereignen, so geschieht es doch bei weitem nicht so häufig, wie auf den italienischen Strassen, wo doch die ganze Welt hinreist. Der ungarische Räuber ist kein gefürchteter Räuber. Er geht nur auf Viehdiebstahl, selten, und nur im Nothfalle, auf Menschenleben aus. Gefährlicher, und wirklich blutdürstig ist der slavische und walachische Räuber, der zuweilen auch nur aus blosser Laune auf seinen Nebenmenschen schiesst. Zum Glücke sind sie aber, besonders in der Grenze, äusserst selten geworden **).

Wenn man es mit der Bequemlichkeit und Eleganz nicht ganz genau nimmt, so reist man nirgends billiger als in Ungarn. Sehr billige Bauerngelegenheiten sind überall zu haben, da der starke

---

*) Hier ist nicht von Seitenstationen die Rede, die nur selten befahren werden; da geschieht es allerdings, dass man oft nicht ein Stück gesundes Brod bekommt. In den Städten sind die Gasthäuser alle auf deutschen Fuss eingerichtet und sind die Wirthe meist auch Deutsche.

**) Ein verwegener Räuberanführer hat im verflossenen Jahre in den unteren Comitaten Aufsehen gemacht, aber sein Unwesen nicht lange getrieben. Der Mensch, ein gemeiner Bauernknecht, unter dem Namen Sobri bekannt, hat eine merkwürdige Celebrität erlangt, so dass selbst in Deutschland Biographien von ihm erschienen sind. Man hat ganze Romane aus seinem Treiben fabricirt und einen Helden aus ihm gemacht, der, weis Gott, aus welch' einer hochgebornen Familie stammen sollte. Ein Beweis, wie sehr das Bücherschreiben heute fabriksmässig betrieben wird.

Feldbau den Bauer nöthigt, viele Pferde zu halten, deren Erhaltung ihm wenig Kosten verursacht. Sie fahren im Ganzen gut, besonders die ungarischen Bauern, bei denen es gerne im Galopp geht. Ausserdem sind in jeder Stadt Lohnkutscher zu haben, die recht bequeme Wagen führen und auch sehr billig sind. Auf den bedeutendsten Landstrassen, wie z. B. zwischen Wien und Pesth, gehen Fuhrwerke aller Art: Diligencen, Eil- und Curierwagen u. s. w. Ein seit vielen Jahren bereits bestehendes, ausgezeichnetes Etablissement sind die Eilbauern, welche die Strecke zwischen Pesth und Wien, das ist 36 Meilen, in 20 bis 22 Stunden zurücklegen. Diese Leute fahren nicht theurer als die Postanstalten, und die Beförderung geht viel schneller von Statten. Das Reisen mit Extrapost ist bei uns weniger üblich als im Auslande, da man es vorzieht, entweder mit den Eilbauern, wo diese bestehen, oder mit Vorspann zu fahren, wozu jedoch eine Anweisung der Comitatshörde erforderlich ist.

In neuester Zeit wird das Reisen immer bequemer gemacht. Seit ungefähr einem Jahre sind mehrere Privatvereine entstanden, welche zwischen den bedeutenderen Städten Ungarns Eilfahrten eingerichtet haben. Ihre Hauptbureaux sind in Pesth, von wo die Wagen an bestimmten Tagen nach Siebenbürgen, Debreczin, Agram, Kaschau u. s. w. abgehen.

Nirgends reist man mit weniger Ungelegenheit als bei uns. An der Grenze fragt ein Beamter nach dem Passe, im Lande selbst bekümmert sich dann Niemand mehr um den Fremden, es müsste denn sein, dass er dazu besondere Veranlassung giebt. In den bedeutenderen Gasthöfen wird jeder Ankommende bescheiden um Stand und Namen befragt und damit ist es abgethan, und doch reist man sicherer wie in Frankreich und England, wo die

raffinirten Beutelschneider alle Vorsicht nöthig machen. Dass auch bei uns dann und wann gestohlen wird, ist eine ganz natürliche Sache, die bis jetzt noch in keinem Lande abgekommen ist.

Was endlich die Sprache betrifft, so kommt man durch ganz Ungarn mit der deutschen Zunge recht gut fort. In jedem Orte von nur einiger Bedeutung trifft man Leute, die deutsch sprechen, da der gebildete Theil in ganz Ungarn mit der deutschen Sprache vertraut ist.

1.

Reise mit dem Dampfboote.

Seit die Donau mit Dampfschiffen befahren wird, ist diese Art zu reisen unstreitig die bequemste und schnellste. Bei gehörigem Wasserstande geht ein Boot in einem Tage von Wien nach Pesth, und von da in 2 Tagen nach Semlin, die Zeit mit eingerechnet, die man auf den Zwischenstationen zum Ein- und Ausladen verwendet. Aus den jährlich im Frühjahre erscheinenden Tarifen der Donaudampfschifffahrts-Gesellschaft sind die Abfahrtstage und Stunden von jedem Landungsplatze der ganzen Donauroute bis Galacz für das ganze Jahr ersichtlich, wonach man seine Anordnungen zu treffen haben wird. Man gebrauche, wie schon erwähnt, die Vorsicht, die Reise mit dem Boote, welches von Pesth abwärts fährt, ausser der Marktzeit zu machen. Versäumt man diess und hat das Unglück, mit den heimkehrenden Pesther Marktleuten zusammenzutreffen, so wird man kein Plätzchen im Schiffe finden, wo man sein Haupt ruhig niederlegen könnte, was auf einer längeren Fahrt äusserst unangenehm wird. Fremde müssen gewarnt werden vor der alten Erfahrung, dass nämlich die Nächte in Ungarn sehr kühl im Verhältniss zur sengenden Hitze des Tages sind, welches Missverhältniss auf dem Wasser noch empfindlicher hervortritt. Eine Verkühlung kann daselbst üble Folgen nach sich ziehen, und dieser Umstand hat grösstentheils zu dem im Auslande allgemein herrschenden Vorurtheile geführt, als wäre das ungarische Klima für Fremde sehr ungesund. Man

verwahre sich daher gegen die kühlen Morgen und Nächte, sei etwas vorsichtig in der Wahl der Nahrungsmittel, hüte sich vor dem zu häufigen Genuss des Obstes und trinke den geistigen ungrischen Wein mässig, so wird man den Fieberanfällen, die besonders im Banate häufig das Volk heimsuchen, am besten ausweichen. Sind die Cajüten nicht überfüllt, so ist man auf dem Schiffe recht gut untergebracht. Wer übrigens etwas bequemer reisen will, der wird wohl thun, ein leicht transportables Reisebettzeug, das höchstens aus einem ledernen Kopfpolster, einer Hirschhaut und einem guten Kotzen besteht, mit sich zu führen. Dieses Bettzeug wird besonders auf Excursionen im Grenzgebiet, wo man nur selten ein gutes Bett trifft, wohl zu Statten kommen *).

---

a) Von Wien nach Pesth.

In den Sommermonaten legen die Dampfboote diese Strecke in einem Tage zurück. Sie fahren in Wien vom Landungsplatze, ausserhalb dem Praterlusthause, um 5 Uhr Morgens weg, und treffen, wenn alles wohl von Statten geht, zwischen 8 und 9 Uhr Abends in Pesth ein. Im Frühjahre und wenn die Tage im Herbste kürzer werden, geschieht die Reise in anderthalb Tagen, indem die Boote Nachmittags von Wien abgehen, nach drittehalb Stunden in Pressburg eintreffen und den andern Morgen die

*) Die ledernen Kissen werden am besten mit Rosshaaren gefüllt. Von Kotzen findet man in Pesth eine grosse Auswahl. Die besten sind die glatten, dichten, denn die langhaarigen locken die Flöhe zu sehr an.

Reise nach Pesth fortsetzen. Man hat dabei den Vortheil, dass man von den schönen Umgebungen Pressburgs profitiren kann, und den andern Tag schon um 6 Uhr Abends in Pesth ist.

Von Wien ist die Fahrt durch die vielen Inseln und Auen recht eintönig. Der Strom windet sich in zahllosen Armen durch die Ebene, welche die Oesterreicher, bei Aspern und Wagram, mit glänzenden Waffenthaten bezeichnet haben. — Am rechten Ufer hat man viele Baureste gefunden, zahlreiche Tafeln, Münzen und Statuen aus den Zeiten der Römer. In der Nähe von Petronell sieht man die Reste Carnuntum's, den ehemaligen Sitz des Praetoriums von Oberpannonien. Nicht weit davon stehen die Trümmer eines Triumphbogens, welcher die Eroberung Pannoniens verewigen sollte. Die Oesterreicher kennen die Ruine unter dem Namen das Heidenthor. Weiter abwärts liegt der nette Ort Deutsch-Altenburg in einem freundlichen Thale, und hat ein von der Umgebung stark besuchtes Schwefelbad, das schon die Römer unter dem Namen Aquae pannonicae kannten und benützten.

Die Fahrt wird nun interessanter, die imposante Ruine des Thebner Schlosses am linken Ufer, hart am Einflusse der March in die Donau, bezeichnet die Stelle, wo der gesegnete Boden Ungarns beginnt. Gegenüber am rechten Ufer liegt die fürstliche, noch zu Oesterreich gehörige, Stadt Hainburg am Fusse des Gebirges, mit einer ausgebreiteten Ruine.

Die Gründung des Thebner Schlosses fällt in die Sagenzeit der ungrischen Geschichte. Die alten Geschichtschreiber erzählen es dem Volke nach, es habe eine slavische Jungfrau dasselbe erbaut und der Name Dévén wäre daher aus dem slavischen

Devojná (Mädchen, Jungfrau) entstanden, nachdem bekanntlich slavische Völker die ältesten Bewohner dieser Gegenden waren. Von der anfänglichen Geschichte dieses Schlosses weiss man wenig. Schon im neunten Jahrhunderte war es eine der stärksten Festungen. Als ein wichtiger Grenzpunkt, war sie häufig von feindlichen Angriffen heimgesucht. In späterer Zeit hat Kaiser Ferdinand II. dieselbe dem Stephan Báthory, einem bekannten ungrischen Helden, erblich verliehen; dieser bewohnte das Schloss bis an sein Ende. Nach der Zeit brachte es ein Pálffy an sich, und Ferdinand III. überliess es dieser Familie erblich, welche es noch heutzutage unter ihre ausgedehnten Besitzungen zählt. Zur Zeit der letzten Invasion zerstörten die Franzosen die letzten Reste der grossartigen Burg vollends, und das wohl nur aus Uebermuth, da der Platz schwerlich mehr irgend eine Wichtigkeit haben konnte.

Die Eigenthümlichkeiten der ungrischen Flora beginnen bereits hier. Am Berge Kobel, hinter der Ruine, steht das schöne *Smyrnium Dioscoridis Spr.* truppweise in Wäldern, und die Felsen, auf denen das Schloss steht, sind mit *Carduus mollis Jacq.*, *Vinca herbacea W. K.*, *Astragalus albidus W. K.*, *Hesperis tristis*, *Poa collina W.* reichlich bepflanzt.

Das gegenüber liegende, schon im Niebelungenliede erwähnte, Hainburg ist eine uralte Stadt, die zum Theil auf den Trümmern von Carnuntum stehen soll. Ausgebreitete Reste ehemaliger Befestigungen, die bis an die Donau sich erstrecken, zeigen von ihrer frühern Wichtigkeit. Von der Bergruine, die mit den Ringmauern der Stadt in Verbindung steht, geniesst man eine herrliche Fernsicht über das ausgedehnte Donauthal und das be-

nachbarte Gebirge. Das Rathhaus hat einen römischen Altar, der sogenannte Römerthurm ein Steinbild König Etzel's; am oberen Thore sind Votivtafeln eingemauert, darunter auch welche mit türkischer Schrift. Die kaiserliche Tabakfabrik ist die grösste der Monarchie, sie soll jährlich bei 100,000 Centner meist ungarischen Tabak verarbeiten. An dem, im Gebüsche der Auen versteckten, Orte Wolfsthal vorüber gleitend, ist Pressburg in einer halben Stunde erreicht.

Fährt das Boot Nachmittags von Wien ab, so kommt man früh genug nach Pressburg, um die reizenden Umgebungen der Stadt besuchen zu können*). Sie gilt nach Ofen und Pesth für die wichtigste und bedeutendste des Königreiches; und was ihre günstige und angenehme Lage betrifft, so kann sich keine im Lande mit ihr messen. Die zahlreichen, innerhalb ihrer Mauern vollzogenen Krönungen und die vielen hier abgehaltenen Reichstage, haben sie zur zweiten Hauptstadt des Reichs erhoben. Schon Plinius erwähnt dieser Stadt. Man hat dieselbe, wie er anführt, von einem gewissen Piso, dem Eroberer Thraciens, Pisonium genannt. Nach andern ist es wahrscheinlicher, die Stadt habe den Namen von dem See Peiso erhalten, den Plinius und Aurelius Victor beschreiben, und von dem noch heutzutage Spuren zwischen St. Georgen und Lanschütz zu sehen sind. Durch den langen Aufenthalt mehrerer ungrischen Könige wurde die Stadt immer wichtiger und angesehener. Siegmund, der nachher auch römi-

*) Pressburg und seine Umgebungen von Paul v. Ballus. Pressb. 1823. Seit dem Erscheinen des Werkes hat sich so manches zum Vortheile der Stadt geändert. Es enthält übrigens sehr schätzbare chronologische Angaben.

scher Kaiser geworden, wohnte öfter in Pressburg und hat daselbst viele Diplome ausgefertigt und angesehene Ausländer empfangen. Im Jahre 1411 kam unter anderen Sbigmäus, Erzbischof von Prag, zu ihm, um Hilfe zu erflehen gegen die in Böhmen immer mehr überhandnehmenden Hussiten. Er bekam von geheimer Hand Gift und ward hier begraben, ohne seiner Sendung entsprochen zu haben. Die Stadt verdankt dem Könige schöne Privilegien. Sie erhielt unter andern das Recht, Geld zu prägen; ihre Münzen führten, zum Unterschiede von den königlichen, die Chiffer L. P. (Liga Posoniensis), welches Recht die Stadt lange Zeit hindurch genossen. Das alte Münzhaus in der Venturgasse bewahrt seinen Namen noch aus jenen Zeiten. Seit Ferdinand I. sind die meisten Könige hier gekrönt worden.

Nicht minder historisch merkwürdig ist das Pressburger Schloss, das nun sichtbar dem gewaltig nagenden Zahn der Zeit immer mehr und mehr unterliegt. Von der alten Pracht und Berühmtheit desselben stehen nur mehr die nackten Wände, ohne Dach und Fach vernachlässigt und wüste da, als traurig mahnende Zeugen alles Vergänglichen.

Wer dasselbe gebaut, ist nicht bekannt, man weiss nur, dass es wahrscheinlich älter als die Stadt oder wenigstens gleichzeitig mit ihr entstanden ist. Schon in den ältesten Zeiten diente es den ungrischen Königen zum Aufenthalte. Einem eigenen Burggrafen war jedesmal die Sorge über das Schloss anvertraut, der auch die Vertheidigung desselben zu leiten hatte. Diese Würde erhob denjenigen, der damit bekleidet wurde, in die Classe der Reichsbarone. 1599 wurde Graf Nicolaus Pálffy von den Ständen dem Könige zum Burggrafen vorgeschlagen und der Vorschlag auch wirklich genehmigt.

Als in späteren Zeiten das Schloss die militärische Bedeutung verloren hatte, ist aus dem Burggrafen ein Schlosshauptmann geworden. König Ferdinand III. verlieh diese Würde erblich der um das Vaterland verdienten Familie Pálffy, welche diese Würde noch heutzutage in ihrem Titel führt.

Die Reste des weiten Baues zeigen von neuerer Entstehung. 1635 wurden, auf Beantragung der Reichsstände, die die Kosten dazu bewilligten, die alten Gemäuer niedergerissen, und die Aufsicht über den neu zu errichtenden Bau dem damaligen Kammerpräsidenten Grafen Paul Pálffy übertragen. Nach acht Jahren stand das Ganze fertig da. Bel schildert die ausserordentliche Pracht der Gemächer und Waffenkammer, ihren Reichthum an kostbaren Tapeten, Gemälden und Emblemen zur Zeit Carl VI. ausführlich *). Ein reich ausgestatteter Ziergarten, von dem auch die letzten Spuren verschwunden sind, verherrlichte die Umgebungen dieses königlichen Wohnsitzes. Maria Theresia wohnte viel und gern daselbst und hat so manches zur Verschönerung dieses Schlosses beigetragen. Unter die denkwürdigsten Begebenheiten neuerer Zeit gehört die Installirung der Statthalterei unter Kaiser Carl VI. Der eine von den Thürmen diente lange Jahre zur Aufbewahrung der Krönungskleinodien, bevor diese nach Ofen gebracht wurden. Es begab sich einige Male, dass der Blitz in den Thurm niederschlug, wo diese aufbewahrt waren, ohne auch nur das geringste an den heiligen Schätzen verletzt zu haben. Man nahm damals die Sache allgemein für ein Wunder. Durch den unglücklichen Brand im J. 1811 nahm dieses Schloss, das viele Jahrhunderte stolz da ge-

*) Bel Not. Hung. nov. etc. II. S. 144 und 145.

standen, in wenig Stunden ein beklagenswerthes Ende.

Zu den weiteren Sehenswürdigkeiten der Stadt gehört die Kathedrale zum heiligen Martin und die Kirche der Franciskaner, beides ehrwürdige Gebäude aus den ältesten Zeiten.

Das Innere der Domkirche verräth ihr hohes Alter durch das erhaben Einfache. Die Wände sind nur hie und da mit den Wapen adeliger Familien geziert, die sich um König und Vaterland verdient gemacht haben. Nach Bel's Meinung, hat König Stephan bereits den Bau des Domes begonnen und Ladislaus der Heilige denselben vollendet. Die metallene Statue des heiligen Martin am Hochaltare, dann die zunächst angebaute Kapelle des heiligen Johannes Grossalmoseniär's sind prachtvolle Zierden aus der neueren Zeit. Der Leichnam des Heiligen, welcher lang in Cypern gelegen, von da nach Constantinopel, hierauf nach Ofen und endlich nach Pressburg gewandert ist, liegt in einem silbernen Sarge, den zwei Engel, aus carrarischem Marmor gearbeitet, tragen. Die betende Figur aus grauem Marmor in einer Nische rechts vom Eingange, ist der Gründer dieser kostbar ausgestatteten Kapelle, Graf Emerich Eszterházy, welcher im Jahre 1730 die Würde des Erzbischofs von Gran bekleidete. Die Statuen, so wie die metallene Figur am Hochaltare und der silberne Sarg, worin die Gebeine liegen, sind ein Werk des berühmten österreichischen Metallgiessers und Bildhauers Georg Raphael Donner. 1732 wurde der Bau der Kapelle vollendet und die Gebeine am 28. October desselben Jahres unter grossem Pompe daselbst beigesetzt, wie diess eine in Marmor gegrabene Inschrift, die vor dem Eingange in die Kapelle eingemauert ist, besagt. Die meisten ungrischen Könige

aus dem habsburgischen Hause haben in dem Dome die Weihe erhalten.

Die Kirche der Franciscaner ist ein anspruchloses Gebäude und mehr aus dem Grunde merkwürdig, weil schon seit Maximilian's Krönung darin die Ceremonie des Ritterschlags vom goldenen Sporn, welche nur nach einer jedesmaligen Krönung im vollen Krönungsornate Statt findet, vollzogen wird. Der hintere Theil der Kirche ist weit älter als der vordere.

Ein interessantes Andenken bewahrt das alte Kloster der Ursulinerinnen. Die weltbekannten zwei zusammengewachsenen Mädchen, Helena und Judith, aus Szöny bei Comorn gebürtig, verlebten in diesem Kloster ihre letzten Tage. Herzog Christian August von Sachsen, damaliger Cardinal-Erzbischof von Gran, kaufte diese Mädchen dem Arzte ab, der sie den armen Eltern abgeschwatzt und in der halben Welt herumgeführt hatte, und übergab sie der Fürsorge dieser frommen Schwestern. Sie waren damals volle zwanzig Jahre alt. Man gab ihnen Unterricht im Stricken, Nähen, überhaupt in allerlei Handarbeit, und ein Freund unseres oben erwähnten Belius versichert, ausgezeichnet schöne Arbeiten von diesen Mädchen gesehen zu haben. Im Jahre 1722 starben diese armen Geschöpfe den 22. Februar, nachdem sie ein Alter von 21 Jahren erreicht hatten. Rayger, der Sohn, öffnete ihre Leichname, und der bekannte practische Arzt zu Pressburg, Dr. Torkos, brachte die anatomische Untersuchung zur Oeffentlichkeit.

Und nun zum Schlusse erwähnen wir noch des sogenannten Königsberges, ein Hügel, der nur wenige Schritte vom Landungsplatze der Dampfboote steht, und zu einigen groben Verwechslungen Veranlassung gegeben hat. Der geachtete Geograph

Stein hat nämlich in einem seiner zahlreichen geographischen Werke diesen Königsberg auf eine unbegreifliche Weise mit einem anderen Berge dieses Namens verwechselt, der an den drei Grenzpunkten der Gespanschaften Zips, Liptau und Gömör liegt und von Wahlenberg für ungefähr 5000 Fuss hoch angegeben worden ist. Kralowa-hola heisst die Alpe bei den Slaven. Andere haben den Unsinn dem Stein nachgeschrieben. Der Krönungsberg wurde unter Maria Theresia neu errichtet, und dient bei Krönungsfeierlichkeiten schon seit unendlichen Zeiten zu einer besonderen Ceremonie. Der König reitet nämlich im vollen Krönungsornate den Hügel hinauf, und schwenkt das heilige Schwert nach allen vier Weltgegenden, zur Bezeichnung, dass er das Reich gegen jeden Feind vertheidigen wolle.

Nachdem man von dem freundlich gelegenen Pressburg Abschied genommen, wendet sich das Gebirge wieder landeinwärts und die Strombahn schlängelt sich in zahllosen Windungen durch eine Menge üppig bewaldeter Inseln. Diese Strecke erfordert des Capitäns ganze Aufmerksamkeit, da bei der grossen Ausbreitung der Donau in der weiten Ebene das Schiff leicht auf Sandbänke geräth, deren es hier eine Menge gibt. An den unteren zahlreichen Schiffmühlen vorüber blickt man noch einmal zurück auf das schöne Weingebirge Pressburgs, das man bald darauf aus den Augen verliert. Nun geht die Reise wieder etwas langweilig zwischen den Inseln fort und nur die Schnelligkeit, mit welcher das Schiff die Fluthen durchschneidet, macht das eintönige der Landschaft erträglich. Unter den vielen Inseln sind die grosse und die kleine Schütt (Csalló-köz in der Landessprache) die bemerkenswerthesten. Diese hat eine Länge von ungefähr 8 Meilen, die grosse ist um 4 Meilen länger. Sie sind beide

stark bewohnt und bebaut, und bestehen, wenigstens bis auf eine beträchtliche Tiefe, aus angeschwemmten Sand. Wahrscheinlich sind diese beiden Inseln erst in späterer Zeit durch die Fluthen von den Festlande getrennt worden. Die nächste Station, das Dorf Gönyö, eine Poststation unterhalb Raab gelegen, ist in 5 Stunden ungefähr erreicht. Raab selbst liegt an einem kleinen Arm der Donau, welchen das Dampfboot nicht berührt. Ein gutes Auge nimmt, von einem etwas erhöhten Standpunkt, die in der Nähe von Raab gelegene berühmte Benedictiner-Abtei am St. Martinsberge recht gut aus. Nach einem viertelstündigen Aufenthalte geht die Fahrt wieder ununterbrochen bis Comorn fort. In der Nähe dieser königlichen Freistadt wird die Gegend wieder freundlicher. Das rechte Ufer erhebt sich allmählig aus dem Sandboden und wächst zu fruchtbaren Weinbergen an.

Die Zeit des Passagiers- und Güterwechsels ist zu kurz, um inzwischen einen Spaziergang durch die Stadt machen zu können, die meist von Handel treibenden Ungarn und nur von wenigen Deutschen bewohnt wird. Ihre Lage ist der häufigen Sümpfe wegen, die den Ort umgeben, sehr ungesund. Am äussersten Ende der Schüttinsel gelegen, hat sie von der vorderen Seite die grosse Donau zur Grenze, der südöstliche Theil wird von dem Donauarme bespühlt, in welchen, wenige Stunden aufwärts, die Waag einmündet. Eine erst vor kurzem gebaute, solide Schiffbrücke verbindet die Stadt mit dem jenseitigen Ufer.

Das Bemerkenswertheste des Ortes ist die seit ihrer ersten Erbauung unter König Matthias noch unbezwungene Festung. Kaiser Joseph fing an, die Feste zu demoliren. Die Arbeiten wurden aber nach seinem Tode wieder aufgenommen, und sie

gehört gegenwärtig unter die festesten Plätze des Reichs. Sie ist durch tiefe Gräben, die mit Wasser gefüllt werden können, von der Stadt abgesperrt. Als Sinnbild der Unverletztheit bemerkt man an der nördlichen Ecke der äussersten Ringmauer eine Jungfrau in Stein gehauen, die den Fremden sagen soll: komm morgen, und daraus leitet das Volk den Namen der Stadt Comorn ab. Bekannt ist ausserdem im ganzen Lande das vortreffliche Comorner Brod.

Eine Viertelstunde abwärts liegt am rechten Donauufer das Dorf Alt-Szöny, bemerkenswerth als der Geburtsort der bereits erwähnten, zwei zusammengewachsenen ungrischen Schwestern. Eine Viertelstunde davon, gleichfalls am rechten Ufer, liegen hintereinander die Orte Almás und Neszmély, am Fusse des Kalkgebirges, das von aufgeschwemmten Thonmergel überlagert wird. Das Gebirge trägt die berühmten Neszmélyer Reben. Der Enkrynitenkalk, aus welchem die Gebirgsformation besteht, bildet zwischen Almás und Gran mächtige Bänke, die sich in südwestlicher Richtung weit über Dotis hinaus erstrecken. Er ist durchgehends schön roth und erhält durch eingesprengte Kalkspathadern ein schönes, marmorirtes Ansehen. Hinter Almás ist die Felsart durch bedeutende Steinbrüche aufgeschlossen worden. Der Stein wird in Platten gebrochen und in der ganzen Umgebung zu Fenster- und Thürstöcken, Grabsteinen u. s. w. verwendet. Er lässt sich schön poliren und wird dieser Eigenschaft halber auch gerne zur Ausschmückung grösserer Bauwerke gebraucht. So bestehen z. B. die innern colossalen Wände des Graner Domes aus ungeheuern, glänzend geschliffenen, Platten dieses Marmors. Die Felsart scheint auf Sandstein zu ruhen.

Die Fahrt wird nun immer interessanter und anziehender. Das Gebirge drängt sich an den Strom heran, auch das linke Ufer erhebt sich später bedeutend. Die Felsmassen werden immer steiler und umfassen endlich den Strom wie einen grossen Gebirgssee. Klappernde Schiffmühlen, schwer beladene Fruchtschiffe, die den Segen des Banats nach Oesterreich führen, zahlreiche Flösse, die das überflüssige Holz der dichtbewaldeten Arwa und Thúrocz auf der Waag nach Comorn bringen, beleben den Strom immer mehr, und eilig rauscht das Dampfboot an diesen Gegenständen vorüber, denn es drohen keine Sandbänke mehr, der Strom gleitet ernst über das Felsbett weg.

Von weitem gewahrt man auf einer Felsburg den Riesenbau des Graner Domes, er verkündet die Nähe des alten erzbischöflichen Sitzes, von König Stephan den Heiligen gegründet. Schon der Vater dieses unvergesslichen Mannes, Geysa, residirte in Gran, und Stephan ward hier geboren. Auch die Römer sollen den Platz schon bewohnt und befestigt haben, und viele glauben, Ptolomäus Bregelium wäre Gran gewesen. Am übelsten haben jedoch die Türken hier gehaust. Sie waren zweimal Herrn des Castells und der Stadt, von 1543 bis 1593, und das letztemal in den Jahren 1605 bis 1683. Man findet unter der Dammerde noch immer eine grosse Menge Geräthschaften, Werkzeuge, Waffen, Schädel und andere Knochen aus den Zeiten der Türkenherrschaft. Der grosse, im Bau begriffene Dom steht zum Theil auf den Trümmern des ehemaligen Castells. Die Stadt selbst breitet sich am Fusse des Festungsberges aus, und ist durch eine fliegende Brücke mit dem gegenüberliegenden Dorfe Párkány verbunden. Der Dom ist das riesenhafteste Gebäude in Ungarn. Der verstorbene Cardinal Fürst-

erzbischof Rudnay legte im Jahre 1821 den Grundstein dazu, und der Bau sollte nach dem Plane der Peterskirche zu Rom ausgeführt werden. Aber Rudnay erlebte die Ausführung nicht zur Hälfte.

Das fertige Schiff der Kirche misst in der grössten Länge 56 Wiener Klafter und 24 Klafter in der mittleren Breite. Die ganze Fronte mit dem Residenzgebäude hat 108½ W. Klafter. Der Durchmesser der Kuppel beträgt an 82 Fuss! Unter der Kirche befindet sich die prachtvolle erzbischöfliche Gruft, in welche breite Marmorstufen hinabführen. Der dem österreichischen Kaiserhause verwandte Prinz Carl Ambrosius, im Jahre 1808 zum Erzbischofe von Gran erwählt und ein Jahr darauf gestorben, wurde der Erste in dieser Gruft beigesetzt; ihm folgte der Gründer derselben im Jahre 1831.

Der Erzbischof von Gran ist der erste Prälat und Primas des Reichs, und zugleich Obergespan des Graner Comitats. Lange Jahre hindurch war Tyrnau der Sitz des Erzbischofs; Carl Ambrosius residirte meist in Pressburg. Rudnay verlegte das Erzbisthum wieder nach Gran.

Von Gran abwärts wird die Gegend immer malerischer. Das Gebirge schliesst den Strom, der in einen ausgedehnten See sich zu verwandeln scheint, kesselförmig ein. Das überraschte Auge findet keinen Ausgang aus dieser grossen Bucht. Die letzten Reste einer berühmten Königsburg, hoch am Felsen thronend, aus den goldenen Zeiten König Matthias, verleihen der schönen Landschaft einen heiligen, düstern Ernst. Eine sagenvolle Geschichte, treu bewahrt in den Liedern der lieblich schwärmenden magyarischen Poesie, ruht auf dem altergrauen Gemäuer, das, der ehemaligen Grösse bewusst, nun düster in die blaue Tiefe des Stromes hinabblickt. Es ist das alte Wisegrad. Die alten

Historiker erschöpfen sich in den Schilderungen der überschwenglichen Pracht, welche in diesem Schlosse geherrscht. Nach dem einstimmigen Urtheile derselben soll die Burg slavischen Ursprunges sein, was nach dem slavischen Namen des Schlosses zu urtheilen, auch wahrscheinlich ist. Hrad nämlich, oder grad nach einem andern Dialekte, bedeutet ein Schloss, wissy dagegen höher. Aus der Zusammensetzung dieser beiden ist das ungrische Magas-Kö oder Magas-vár (hohes Schloss) und das lateinische altum castrum, Benennungen, die in alten Diplomen vorkommen, entstanden. Plendenburg nannten es die Deutschen. Die Zeit der Erbauung dieses Schlosses ist gänzlich unbekannt, und die erste Berühmtheit desselben beginnt mit der Zeit, als König Carl I. es zu seinem Wohnsitze bestimmte. Aus der früheren Geschichte weiss man nur, dass König Ladislaus 1081 seinen Vetter Salamon in einem Thurme, den man noch jetzt den Salamonsthurm nennt, gefangen gehalten. Carl I. feierte in dem Schlosse seine Vermählung mit der polnischen Königstochter Beatrix, mit grossem Pompe. 1336 bewirthete er in den 350 prachtvoll ausgeschmückten Gemächern drei Könige sammt ihrem zahlreichen Gefolge, mit ausserordentlichem Aufwande, welchen Bonfinius ausführlich in seinem Werke beschrieben hat. Carl endete hier seine Tage, nachdem er auch so manche widrige Schicksale in dem Schlosse erlebt.

Von den nachfolgenden Königen war dieser Wohnsitz wieder vernachlässigt und dafür Ofen zur königlichen Residenz geworden, bis Matthias Corvinus, Ungarns unvergesslicher Mátyás Király, das Schloss wieder mit neuer, verschwenderischer Pracht ausstattete und zu seinem Sommeraufenthalte erwählte.

Oláh schildert den Lieblingsaufenthalt dieses Königs als überaus prachtvoll. Das Hauptthor befand sich an der Donauseite, im hinteren Theile des Schlosses stand ein Garten mit den seltensten Gewächsen und zahlreichen, äusserst geschmackvoll angebrachten Fontainen geziert. König Matthias, so erzählt Oláh, hat daselbst eines Tages einen Gesandten des türkischen Kaisers empfangen, um von ihm die Forderungen seines Herrn zu vernehmen; aber der Abgesandte wurde, überwältigt von der überschwenglichen Pracht des königlichen Hofstaates und der Einrichtung des Schlosses, so verlegen und verblüfft, dass er zur grossen Belustigung des Königs und seiner Hofleute, kein Wort hervorbringen konnte und unverrichteter Sache abreisen musste.

Nach Matthias Tode kam dieses schön gelegene Lustschloss immer mehr in Verfall. Die Türken wurden später Herrn desselben und richteten daselbst gräuliche Verwüstungen an. Als im Jahre 1686 Ofen wieder an die Kaiserlichen überging, mussten die Türken auch Wisegrad räumen, aber das Schloss blieb wüst und öde, und schon damals war auch keine Spur mehr von der alten Pracht übrig gewesen.

Die weitere Fahrt, reich an malerischen Umgebungen, führt an der bischöflichen Stadt Waitzen vorüber, die am linken Ufer in der Ebene ausgebreitet liegt. Die beiden bemerkenswerthesten Gebäude der angenehm gelegenen Stadt sind die schöne Kathedrale mit dem bischöflichen Palaste in der Nähe. Cardinal Migazzi, der zweimal in Waitzen residirte und eine besondere Vorliebe für den Ort hatte, hat mit vielem Aufwande den Dom und den Palast erbaut.

Das linke Ufer ist nun wieder eben geworden, die Strombahn erweitert sich und theilt sich in meh-

rere Arme. St. Andrä, ein grosser raitzischer Ort, ist bald erreicht. Er liegt am rechten Ufer auf einem Hügel ausgedehnt, und ist an den auffallend vielen Kirchthürmen — es sind deren achte — von weitem kenntlich. Die Einwohner dieses Ortes, die grösstentheils Griechen sind, haben in früheren Zeiten bedeutenden Leinwandhandel getrieben und sind reich dabei geworden. Nun sie aber auf den Weinbau beschränkt sind, hat ihr Wohlstand bedeutend gelitten.

Das Ziel des Tages, Pesth und Ofen, ist nun in einer halben Stunde erreicht. Schon lange gewahrt man im Hintergrunde einen mächtigen Rücken, den Blocksberg, mit der Sternwarte auf dessen Spitze, über das nahe Gebirge emportauchen. Nach einer Wendung des Schiffes fährt man an dem Aquincum der Römer, dem heutigen Alt-Ofen vorüber, und nun entfaltet sich ein überraschender Anblick der beiden Schwesterstädte Pesth und Ofen. Am rechten Ufer schaut die alte Feste Ofens mit dem königlichen Schlosse von dem grünbelaubten Festungsberge stolz hernieder auf die Fluthen des Stromes, der den blutigen Feind, der Türken wahnsinnige Horden, so oft an ihre Mauern herangewälzt. Gegenüber das lachendste Bild der Gegenwart. Das riesenhaft emporblühende Pesth entfaltet an den Ufern eine lange Reihe prachtvoller Gebäude, die eher Palästen als Privatwohnungen gleichen. Angesichts des schönen Börsengebäudes, landet das Boot, wo oft hunderte von Neugierigen, Freunde und Verwandte der Ankunft desselben entgegenharren.

Wer Musse genug hat, die Pesther und Ofner Sehenswürdigkeiten besichtigen zu können, und Ausführliches darüber zu wissen verlangt, den verweisen wir auf Scham's Beschreibungen von Ofen und

Pesth und auf ein neueres, aber minder ausführliches Werk: „Gemälde von Ofen und Pesth, ein Wegweiser für Einheimische und Fremde.“ Pesth, Kilian junior, 1837, mit sauberen Kupfertafeln. Ueber die uralten Ofner warmen Badequellen ist folgendes, mühsam zusammengetragene, Werk zu nennen: „Die warmen Heilquellen der Hauptstadt Ofen im Königreiche Ungarn, von Dr. Linzbauer.“ Pesth bei Hartleben, 1837.

Reisende, welche, um Naturalien zu sammeln, hier durchpassieren, werden wohl thun, sich mit dem nöthigen Materiale dazu, insbesondere Botaniker mit Papier, Bindfaden u. s. w. wohl zu versehen, da dergleichen in den tiefergelegenen Gegenden und vollends in der Grenze entweder gar nicht oder nur um sehr hohe Preise zu haben sind. Die Abfahrtstage der Dampfboote sind in der Regel so eingerichtet, dass sie dergestalt ineinander greifen, dass ein oder zwei Tage nach der Ankunft des Bootes von Wien, ein anderes die Fahrt von Pesth abwärts beginnt.

---

b) Von Pesth nach Drenkowa.

Die Reise von Pesth abwärts gewährt, besonders den ersten Tag, wenig Freundliches und Anziehendes. Ausserhalb Ofen betritt der Strom das ungeheure Becken, der das norische Alpengebiet von der ausgedehnten Kette der Karpathen trennt. Auf der Landreise werden wir Gelegenheit finden, die interessanten Verhältnisse dieser Ebene näher kennen zu lernen. Bedeutende Märkte und eine Menge Dörfer reihen sich an die sandigen Ufer der Donau. Aber diese konnten nicht zu dem Wohlstande gelan-

gen, den man, der scheinbar günstigen Lage halber, vermuthen sollte. Die meisten Reisenden haben sich in diesem Sinne ausgesprochen. Sie wunderten sich allgemein über den etwas verwahrlosten Zustand dieser Gegenden, und können nicht begreifen, wie Amerika an den Ufern des Missisippi riesenhaft in so kurzer Zeit emporblühen konnte, während die Gestade der Donau in so langer Zeit des Friedens wüst geblieben sind. Aber die bewegenden Elemente in dem Staatenleben Amerikas und Ungarns, wie sind sie himmelweit von einander verschieden! Sie lassen sich durchaus nicht zusammen vergleichen. Das jugendliche Volk des neuen Welttheiles hat den keimenden Samen der neuen Staatenordnung mit über den stillen Ocean genommen, wo er in der frischen Erde weit eher reifen musste, als in dem abgenützten Boden des alten Continents, wo tausend Vorurtheile, veraltete Sitten und Gewohnheiten das Entfalten des Keimes verhinderten. Der Kampf begann. Amerika hatte ihn leicht und ohne bedeutende Erschütterungen überstanden, die neue Morgenröthe brach freundlich herein und sollte nun auch für Europa erwachen. Aber es konnte, bei dem verdorbenen Zustande der europäischen Civilisation, nicht anders kommen, die Wiedergeburt verursachte schreckliche Krämpfe, die Europäer haben sich mit Blut bedeckt. — Ungarn ist diesem schrecklichen Kampfe fremd geblieben. Wir haben schon oben erwähnt, dass die ungarische Nation, in den zahllosen Schlachten gegen die Tartaren und Türken eigene Ansichten und eine eigene Verfassung sich erfochten hat, an der sie, sammt ihrem Könige, mit treuer Liebe hanget. Ungarn stand als ein fremder Körper mitten in Europa da, und das Volk hatte sich kaum den Schweiss von der Stirne gewischt gehabt, mit welchem es seine Existenz erfochten, als das übrige

Europa an dem oben erwähnten Uebel bereits schwer darniederlag. Ungarn legte erst dann sein Schwert in die Schale des neuen Kampfes, als der französische Weltbezwinger das kaum errungene Gleichgewicht zu stören drohte. Als die Gefahr vorüber gegangen war, kehrte auch Alles wieder in die vorige Ruhe zurück.

Zwischen Pesth und Ofen in einen, etwas engen Canal gedrängt, breitet sich die Donau, so wie sie das Weichbild der beiden Städte verlässt, in der weiten Ebene bedeutend wieder aus und bildet eine Menge Inseln und Auen. Gleich unterhalb Pesth beginnt die lange Csepel-Insel, auf der ein bedeutender Markt, Rátzkevi, und mehrere Dörfer stehen die vom Feldbaue leben. Eine alte Sage herrscht unter dem Volke, nach welcher der magyarische Herzog Arpád hier begraben liegen soll. Das Boot berührt hintereinander die Orte Földvár, Paks, Tolna und Batta, die an der Donau liegen, bedeutenden Fruchthandel treiben und vom Fischfange leben. Földvár ist ein bedeutender Markt mit 8000 Einwohnern und gehört dem Pesther Universitätsfonde. Paks hat fast dieselbe Zahl Einwohner und baut in der Nähe guten Tabak. Zwischen Paks und Földvár fliesst das kleine Flüsschen Sárviz in die Donau, das bei Kölesd vortreffliche Krebse nährt, die ungeheuer gross werden und bis nach Wien, auf die Tafeln der Grossen, wandern. Tolna ist ein Markt mit ungefähr 5000 Einwohnern. In der Nähe wird Saflor gebaut. Bei Batta sieht man bedeutende Reste aus der Römerzeit. Am linken Ufer liegt Baja, ein ansehnlicher Marktflecken, dem Fürsten Grassalkowits gehörend, mit beinahe 14,000 Einwohnern, die einen starken Handel zu Wasser treiben.

Gegen Abend ist das in der Nähe liegende Mohács erreicht. Dieser bischöfliche Markt hat in den

Türkenkriegen, durch die Niederlage der Christen im Jahre 1526 bei Udvard, in der Nähe von Mohács, eine grosse Berühmtheit erlangt. König Ludwig II. befehligte selbst die Armee und ist auf dem unglücklichen Rückzuge, in einem Moraste, auf eine elende Art zu Grunde gegangen. Das Volk setzte dem jungen Könige, der kaum das 20. Jahr erreicht hatte, auf der Mohátser Insel ein Denkmal. Sein Leichnam, den man mehrere Wochen nach der Schlacht im Moraste gefunden, liegt in Stuhlweissenburg begraben, und die Rüstung die er in der Schlacht getragen, wird im kais. Zeughause zu Wien aufbewahrt. Mit dem Könige gingen an demselben unglücklichen Tage mehrere Bischöfe und eine grosse Menge vom Adel zu Grunde. 161 Jahre darauf rächten die Ungarn den blutigen Tag. Prinz Eugen vernichtete im Jahre 1687, fast in derselben Gegend, die türkische Armee, wobei über 20,000 Türken als Sühnopfer gefallen sind. In der Nähe von Mohács liegt landeinwärts die alte Freistadt Fünfkirchen mit einem bedeutenden Steinkohlenbergwerke und einem Marmorbruche. Seit Kurzem besteht hier eine Gesellschaft zur Beförderung der Seidencultur.

Monosztorszeg liegt am linken Ufer, an der Ausmündung des Franzcanals, der die Donau mit der Theiss verbindet. Bei Apatin beginnen die ersten deutlichen Spuren der sogenannten Römerschanzen, grosse Erdwälle, die sich weit in das Banat hinein verfolgen lassen. Man hat sich allgemein für die Ansicht ausgesprochen, dass diese Schanzen Ueberbleibsel jener Ringe wären, mit denen die Avaren ihre Besitzungen einzufangen und zu befestigen pflegten. Die eigentlichen Römerschanzen beginnen an den Ufern der Aluta in der Walachei.

Am Einflusse der Drau in die Donau verlässt man das Land der Ungarn und betritt das Königreich

Slavonien, eine der Krone Ungarns einverleibte Provinz. Das schöne Land wird nach und nach gebirgiger und die Fahrt wieder abwechselnder, während am linken Ufer der Donau die kornreiche Ebene der gesegneten Bácska sich ausbreitet. Unverwüstbare, mehrere Jahrhunderte ausdauernde Waldungen bedecken das hügelige Land; die riesigen Stämme dieser Urwälder wandern nach Grossbritannien, wo sie auf den dortigen Werften zu Mastbäumen verarbeitet werden, um dann die stolzen Wimpel Albion's in ferne Welttheile zu tragen, wo des ungrischen Vaterlandes mit keiner Sylbe mehr gedacht wird. Ein ganz anderer Schlag Menschen tritt uns an den Gestaden Slavoniens entgegen. Es ist ein robustes Volk, slavischen Stammes hoch und schlank, das in der Tracht das Grelle liebt und worin eben das heftige, reizbare, leidenschaftliche ihres Temperaments materiell ausgesprochen ist. Sehr romantisch liegt, nahe am Einflusse der Drau in die Donau, der gräflich Pálffy'sche Markt Erdöd mit einer Bergruine, welche zahlreiche römische Reste deckt, und nun folgt der schönste Markt Slavoniens Alt-Vukovár am Einflusse der Vuka in die Donau mit 4000 Einwohnern, die einen lebhaften Handel und Seidenbau treiben. Er ist zugleich der Hauptort des Syrmier Comitats. Dem Markte gegenüber liegt der kleine, dazu gehörige Ort Neu-Vukovár. Die Gegend wird immer schöner und freundlicher. Sarengrad hat gleichfalls ein in Trümmern liegendes altes Bergschloss, der Ort war früher stark befestigt. Noch schöner liegt, ebenfalls am slavonischen Ufer, das wohl erhaltene Bergschloss Illok von Weinbergen umgeben. Viele Baureste, die man in der Umgebung des Marktes gefunden, scheinen der Römerzeit anzugehören. Man zeigt die Trümmer eines Tempels, welcher der Göttin Diana ge-

heiligt war, wie diess eine noch wohl erhaltene Inschrift besagt. Die Franciskanerkirche bewahrt die Gräber des Herzogs Lorenz von Bosnien und des heiligen Johann von Capistran.

Bald darauf gewahrt man die Feste Peterwardein, mit den ausgedehnten Vorwerken die Gegend überwachend. Die Donau hat hier das slavonische Militärgrenzgebiet erreicht. Die Festung trägt einen ernsten, finstern Character, und gehört zu den festesten Plätzen Ungarns. Sie hat nächst Temesvár die wichtigste Rolle im Türkenkriege gespielt. Die Stadt besteht fast ganz aus Festungsgebäuden, da sie im übrigen kaum 60 Privathäuser zählt. Mit den Vorstädten hat sie an 5000 Einwohner. In dem Innern der Festung können 10,000 Mann bequem untergebracht werden. Peterwardein ist der Sitz des slavonischen Generalcommandos; ein Zeughaus bewahrt zahlreiche Trophäen aus den Türkenkriegen.

Eine Schiffbrücke, die vierte auf der Donau, verbindet die Festung mit dem gegenüberliegenden, in das bácser Comitat gehörigen Neusatz. Noch zu Carl VI. Zeiten war die Stadt ein unbedeutender Marktflecken, den man als Vorstadt von Peterwardein betrachtete und wurde, der in den Türkenkriegen erworbenen Verdienste halber, 1748 zur königlichen Freistadt, unter dem Namen Neoplanta, erhoben. Sie wird meist von handeltreibenden Raitzen und Juden bewohnt und zählt über 16,000 Einwohner. Das nahe Weingebirge liefert den vortrefflichen Syrmier Wein. Die Reben soll Kaiser Probus, ein geborner Syrmier, von der Insel Cypern hierher verpflanzt haben und von hier hat man später diese Reben, unter der Regierung des Johann Zápolya, nach Tokay versetzt. Nordwärts von der Stadt befindet sich ein Damm, den

man allgemein den Römerdamm nennt, weil man der Meinung ist, dass Trajan ihn gebaut.

In der Nähe liegt Futak, ein in der Geschichte berühmter Ort. Prinz Eugen hat die Gegend mit einem glänzenden Siege bezeichnet. Nachdem das Boot kurze Zeit bei Neusatz verweilt, geht es wieder fort durch die freundlichen Umgebungen des Stromes. Karlowitz, die im weltberühmten Weingebirge freundlich gelegene Stadt, ist bald erreicht. In der Geschichte ist der Ort, durch den im Jahre 1699 geschlossenen Frieden von Karlowitz, bekannt geworden. Mohamet ergriff die von England und Holland vorgeschlagenen Friedensunterhandlungen mit vieler Freude, um sich erholen zu können von der grossen Niederlage bei Zenta, wo über 20,000 erschlagene Türken mit dem Grossvezier das Schlachtfeld bedeckten. Dort, wo nun auf einer Anhöhe eine Kapelle zu Mariafried erbaut ist, stand 1699 das Conferenzhaus. Karlowitz, die zweite Militärcommunität im Peterwardeiner Regiment, wird von ungefähr 6000 Menschen, meist Serben, bewohnt, die vom Weinbau leben. Es ist hier der Sitz des, in der österreichischen Monarchie einzigen Erzbischofs der griechisch nicht unirten Kirche, zu der sich die Walachen, Illyrier, Raitzen und Serben bekennen. Nebst mehreren katholischen und griechischen Kirchen ziert eine schöne Kathedrale und der Palast des Erzbischofs den Ort. Der rothe Wein von Karlowitz hat eine grosse Berühmtheit erlangt.

Am Einflusse der Theiss in die Donau bewacht das sogenannte Csaikisten-Bataillon (Grenzsoldaten zu Wasser) die Grenze, das ihren Commandanten in Titel, dem Hauptorte des Districtes am linken Ufer der Theiss, hat. Der Einmündung gegenüber liegt am rechten Ufer der Donau

Salankamen, ein Ort mit 1600 Einwohnern, in dessen Nähe Prinz Eugen im September 1716 die Armee des Grossvezirs vernichtete. Ueber 30,000 Türken blieben mit vielen Offizieren auf der Wahlstatt; der Grossvezir selbst starb den Tag nach der unglücklichen Schlacht in Karlowitz an den erhaltenen Wunden. Dieser glänzende Sieg Eugen's, der auch seinerseits viel Blut gekostet hat, machte in der ganzen Christenheit grosses Aufsehen; der Papst sandte dem Helden, als eine besondere Auszeichnung, den geweihten Degen und Hut.

Nun wird die Gegend immer interessanter und anziehender. Bald gewahrt man den vierten Hauptstrom des Königreichs, die Save — welche die türkischen Staaten von den österreichischen trennt, der Donau zueilen. Das Auge verfolgt die freundlichen Ufer des Stromes weit hinauf. Bald darauf blicken die weissbetünchten Minarets von Belgrad hinter Semlin über den Strom und die letzte Grenzstadt ist erreicht.

Semlin ist durch den Transitohandel aus dem Orient über Belgrad, der bedeutendste Ort in der Grenze geworden, dessen äusseres Ansehen aber keineswegs der Wichtigkeit entspricht, indem die unansehnlichen Häuser und schmutzigen Gässen schon orientalische Sitten verrathen. Die Einwohner, 10,000 an der Zahl, bestehen meist aus handeltreibenden Raitzen, Juden und Serben, dann aus Beamten und Militär. Der an den Zigeunerberg angebaute Stadttheil ist der schmutzigste. Auf einem vorragenden Hügel desselben stehen die Trümmer eines Schlosses, das dem grossen ungrischen Helden Hunyady János gehörte. Für den Handel aus dem Orient besteht hier ein Rastell, wo der Austausch der Waaren geschieht, und ein Dreissigstamt. Zur Reinigung dieser Waaren und der Perso-

nen die aus den türkischen Provinzen kommen, dient eine ausgedehnte Contumazanstalt, welche die grösste im ganzen Grenzlande ist.

Am gegenüberliegenden Ufer thront, auf einem vorspringenden Felsen, die türkische Festung Belgrad am Einflusse der Save in die Donau. Von hier gewinnt die Reise wieder einen neuen Reiz. Das bunte orientalische Leben, so reizend in den Mährchen geschildert, und so schroff der gewohnten europäischen Civilisation gegenüber stehend, begrüsst uns hier mit all' seinen Eigenthümlichkeiten. Aber man wird, die in den Mährchen so üpgig geschilderte Pracht vergebens suchen. Man findet im Gegentheil die Menschen verwildert, unangetastet von der Cultur des Abendlandes, aber dafür auch der Willkühr und der Barbarei anheimgefallen. Wie der Mensch, so ist auch die ihn umgebende Natur verwahrlost. Ihre ganz regellos gebauten Städte und Dörfer bestehen aus elenden Gebäuden, die einen armseligen Aufenthalt gewähren. Belgrad ist ein Ueberbleibsel österreichischer Bauwerke; aber der träge Mahomedaner liess die besten Gebäude zu Grunde gehen, es wurde nicht die geringste Sorge für deren Erhaltung getragen. In demselben halb verfallenen Zustande, befinden sich auch die Festungswerke, die Jahrhunderte hindurch für den wichtigsten Grenzpunkt gegolten, um dessen Besitz Ströme von Blut geflossen sind. Die alte Feste steht nun wüste da, ein ernster Zeuge jener blutigen Zeiten. Soliman II. eroberte sie zuerst, nachdem sein Vorgänger, Amurath II. dieselbe vergeblich belagerte. Sie blieb nun lange Zeit in den Händen der Türken, bis diese von Maximilian den Churfürsten von Baiern, wieder vertrieben wurden. Zwei Jahre darauf zogen die Osmanen siegreich wieder in Belgrad ein, und erst Prinz Eugen konnte

sie im Jahre 1717 daraus vertreiben. Der Belgrader Friede erkannte die Festung den Türken wieder zu und ungefähr 70 Jahre darauf, zog Laudon als Sieger in Belgrad ein. Die ungrische Poesie hat einige rührende Heldengeschichten, aus den frühern Zeiten dieser Feste für die Nachwelt bewahrt. Seit dem allgemeinen Aufstande der Serben gegen die türkische Oberherrschaft, unter der Leitung des bekannten Cserny Georg (schwarze Georg), wurde Belgrad wieder einigemale belagert. Milos, ein Kampfgenosse des erwähnten Georg, setzte den Unabhängigkeitskrieg gegen die Pforte mit mehr Glück fort und sicherte für sich, beim Frieden von Adrianopel, ganz Serbien als unabhängigen Staat, nachdem er sich zugleich verpflichtet, dem Sultan einen jährlichen Tribut zu entrichten. Die Festungen des serbischen Staates haben jedoch vertragsmässig türkische Besatzung.

Unterhalb Semlin beginnt eigentlich der classische Boden, reich an pittoresken, grossartigen Ansichten, wie an weltgeschichtlichen Erinnerungen, die weit in die Nebel eines Jahrtausendes hinüberreichen. Die römischen Adler hatten schon unter Cäsar Augustus an der Save festen Fuss gefasst. Viele Trümmer ehemaliger Befestigungen lassen sich an den freundlichen Ufern des Stromes weit hinauf verfolgen. Segestica oder Siscia, an der Einmündung der Culpa in die Save gelegen, war seit uralten Zeiten ein wohl befestigter Ort, den die Römer, auf ihren Heereszügen nach Pannonien und Dacien, als Waffenplatz benützten. Auch Trajan soll, auf dem ersten Feldzuge gegen Decebalus, bei Segestica sein Heer versammelt und geordnet haben. Das serbische Ufer wird immer gebirgiger, während das banater Grenzland in eine Ebene ausläuft die von der Temes durchspühlt wird.

An dem hie und da sumpfigen Ufer reihen sich die Wachhäuser der Cordonsposten, die ganz einfach aus Holz gezimmert sind. An sumpfigen Stellen stehen diese Wachhütten auf Pfählen und sind mit einer Gallerie umgeben, um eine weite Fernsicht zu gewinnen.

Am serbischen Ufer wird die Landschaft immer schöner und reizender. Malerisch liegt Semendria mit den zahlreichen, alterthümlichen Thürmen. Die Feste soll ein serbischer Fürst, Georg Brankowitz, im Jahre 1433 erbaut haben. Noch schöner liegt weiter abwärts das verfallene Fort Kulich, am Einflusse der Morawa in die Donau. An der langen Osztrowaer Insel vorüber, gewahrt man endlich das türkische Fort Rama, mit bedeutenden Römerbauten in der Nähe. Gegenüber liegt der walachisch-illyrische Grenzort Uj-Palanka. Auch das österreichische Ufer wird nun gebirgig; es öffnet sich eine reizende Fernsicht auf das im Vordergrund immer schroffer sich gestaltende Gebirge, das immer näher und näher an den Strom heranrückt und mit seinen zackigen Armen die Fluthen zu sperren droht. Bei Basias, in dessen Nähe ein griechisches Kloster steht, pflegt das Boot Kohlen einzunehmen, worauf Moldowa bald erreicht ist.

Alt-Moldowa ist ein unansehnliches, aber sehr freundlich gelegenes Grenzdorf, das als Stationsplatz der Dampfboote, aus früheren Jahren sehr bekannt ist. Seit die Sprengungen im Strombette die gefährlichsten Stellen etwas fahrbarer gemacht haben, pflegen die Boote 2½ Meilen weiter, nach Drenkowa zu fahren; es müsste denn der Wasserstand zu niedrig sein, wo sie dann genöthigt sind, wieder in Moldowa zu bleiben. Unterhalb diesem Orte beginnen die felsigen Donaustellen, welche bis jetzt als ein unüberwindliches Hinderniss

für die Schifffahrt gegolten. Seit die Dampfschiffe die Donau befahren, hat man zuerst daran gedacht, diese Stellen, selbst bei niederem Wasser fahrbar zu machen. Die griechischen Handelsleute passirten wohl die Strecke zwischen hier und Orsowa auch früher schon mit ihren leichten Donauschiffen, Fürst Milos's Salzschiffe fuhren häufig nach Belgrad hinauf, aber die tobenden Wellen forderten jährlich ihre gewissen Opfer.

Unterhalb Moldowa steigt ein Felscoloss, der Babakay genannt, bei 20 Klafter hoch aus dem Strome empor und bezeichnet den Eingang in die zahlreichen Wirbel und Brandungen. Gegenüber, am serbischen Ufer liegen die Trümmer des Columbaczer Schlosses, in der Nähe jener Höhle, die durch die Columbaczer Mücken bekannt geworden ist. Am österreichischen Ufer beginnt die herrliche, durch die Klissura führende, Kunststrasse. Die felsigen Ufer werden immer schroffer, der Strom, gleich einem aufgewühlten Gebirgssee, immer unruhiger. In Drenkowa bleiben die Dampfboote zurück. Die Passagiere werden auf ein kleines Segelschiff, Tündér genannt, übersetzt, das Gepäck dagegen in kleineren Booten nachgefahren; und mit bangem Herzen wird die Reise durch die schauerlich schöne, hochromantische Gegend angetreten.

---

c) Von Drenkowa nach Alt-Orsowa.

Am Treskowaczer Felsen vorüber, der über 200 Klafter hoch aus dem Strome sich erhebt, gelangt man an die ersten gefährlichen Wasserfälle. Zahlreiche Felsbänke ragen die ganze Breite des Stromes entlang, aus den schäumenden Wellen gleich den Zähnen eines Ungeheuers empor. Die gefähr-

Bibliotheca centrală regională Timișoara

lichsten Stellen hat das Volk mit eigenen Namen benannt. Doika ist der Fall in der Nähe des Treskowaczer Felsens. Weit gefürchteter und schauerlicher ist der darauf folgende Islas, der in den, nicht minder gefürchteten Tachtalia und Jutz übergeht. Mit ungeheurer Wuth brechen sich die angedämmten Wellen eine Bahn durch diese Pässe. Den Ruf der Brandung am Islas hört man stundenweit und nicht minder brausend und tobend ist der Fall am Tachtalia.

Die Fahrt durch diese Stellen regt das Innerste jedes Fremden auf. Man denke sich einen mächtigen Strom, durch die zahlreichen Wässer mehrerer Königreiche zu einer majestätischen Grösse angewachsen, plötzlich in einen, kaum einige 80 Klafter breiten Felsencanal eingeengt. Die Ufer schroff und steil zu einer ungeheuern Höhe emporstrebend, vielfach zerrissen und zerklüftet! Und durch diesen riesigen Felsencanal wälzen sich die brausenden Wogen mit Ungestüm gleich einem tobenden Bergstrom. Gewiss hat kein Strom Europas an Grossartigkeit etwas Aehnliches aufzuweisen.

In der Nähe von Svinicza, dem südlichsten Punkte von Ungarn, wird der Strom ruhiger; die gefährlichen Stellen hat man glücklich hinter sich. Die schäumenden Wellen gleiten ernst dahin noch erbebend von der ungeheuern Wuth. Bei Svinicza am Ausgange der Felsenge, die bei dem Landvolke unter dem Namen Greben bekannt ist, werden die Ufer wieder freundlicher. Die Strombahn erweitert sich, und das nahe Gebirge entfaltet die üppigste Vegetation. So geht es recht anmuthig bis Plawisewicza fort. Unterhalb dem Dorfe wird der Strom von einer ähnlichen Felsschlucht, Kasan genannt, wieder eingeengt, die mit einiger Unterbrechung bis Ogradina reicht.

Man hätte glauben sollen, die schauerliche Gegend, der wilde Kampf des tobenden Elementes, hätte den Menschen ferne halten sollen von diesem wüsten Schauplatze. Aber der verwegene Mensch greift überall mit kecker Hand in die gewaltigen Arme der Natur und dringt sich ihr zum Herrn und zum Meister auf. Er hat auch hier das schauerliche Bild des Verderbens nicht gescheut. Mit Ueberraschung gewahrt man in diesen wilden Felsschluchten, die grossartigsten Werke menschlichen Fleisses. Schon in den urältesten Zeiten, deren die Geschichte nur dunkel erwähnt, haben die Menschen durch diese Wildniss sich eine Bahn gebrochen. Bei Columbacz bemerkt man am serbischen Ufer die ersten Spuren des sogenannten römischen Treppelweges, der sich bis Ogradina hinab verfolgen lässt. Es ist ein Saumpfad, einige Schuhe über dem Wasserspiegel, in die senkrechten Ufer gehauen. An vielen Stellen ist der Steg, von dem ewig nachstürzenden Gerölle bereits verschüttet. Es ist gewiss, dass derselbe römische Arbeit ist. Zwei Inschriften, bei Tachtalia in die Felsenwände der Ufer gehauen, die Griselini noch gelesen, belehren: dass zu diesen Arbeiten, unter Kaiser Tiberius, mösische Kriegsvölker, und zwar die IV. scytische und V. macedonische Legion verwendet wurden. Ich theile die Inschriften hier mit, wie sie Griselini gelesen *).

T. AUSUSTO. CAESARI.
PONTIF. MA — — — — —
MILITES MOESIAE.
F. C. — M. — — — P. — —
— — — — — —

*) a. a. O. I. Seite 286 und 287.

TIB. CAESARI. AUG. DIVI.
AUGUSTI. F. IMPERATORI.
PON. MAX. PR. POT. XXX.
LEG. IIII. SCYTI. ET. V. MACED.

Weiter gegen Svinitza hinab gewahrt man deutlich, viereckige Oeffnungen in die untere Wand des Treppelweges eingehauen, die in gleicher Linie bis Ogradina hinab vorkommen. Diese Oeffnungen konnten keinen andern Zweck haben, als den nur wenige Fuss breiten Steg durch eingefügte Balken und darüber gelegte Bretter zu erweitern. Die hier beschäftigten Ingenieure haben eine schöne Zeichnung des Treppelweges, wie er wahrscheinlich ausgesehen haben mag, entworfen. Ein noch grossartigeres Werk, als dieser römische Steg am serbischen Ufer ist, sah man in neuester Zeit auf der entgegengesetzten Seite erstehen. Es ist die bereits oben erwähnte, prachtvolle Kunststrasse durch die Klissura. Sie beginnt unterhalb Moldowa am Fusse des Alibeg und windet sich kühn durch die Felsschluchten bis an die Mündung derselben bei Ogradina. Erst im Jahre 1833 wurden die Vorarbeiten zu dem, für ewige Zeiten gegründeten Werke begonnen. Der meiste Raum musste durch mühsames Sprengen den senkrechten Felswänden abgewonnen werden. Die zahlreichen Klüfte machten kostspielige Brückenbaue nöthig, und gegen den Strom hin musste eine massive Parapetmauer aufgeführt werden, um die Strasse gegen die Macht der Fluthen zu schützen. Das aus dem serbischen Gebirge tausendfach zurückdonnernde Echo der Sprengungen brachte in dem engen Donaupasse eine unbeschreibliche Wirkung hervor. Die über dem Gebirge wohnenden Serben waren nicht wenig von dem ungeheuern Getöse überrascht; sie

liefen haufenweise herbei, um das Schauspiel, das sie sich nicht zu enträthseln vermochten, in der Nähe zu besehen. Wohlthuend ist der Anblick tausend geschäftiger Hände in dieser Gegend, die ehedem nur wenig von Menschen betreten worden. Ganze Colonieen von Baraken wurden angelegt, um die grosse Zahl der Arbeitsleute unterzubringen; und in dem Gewirre von Menschen, die aus allen Gegenden zusammengeströmt waren, um ferne von der Heimath hier ein Stück Brod zu verdienen, walteten die angestellten Ingenieure mit emsiger Geschäftigkeit. Jeder Fremde wurde mit der freundlichsten Bereitwilligkeit aufgenommen und bewirthet. Die ausgezeichnete Gastfreundschaft des Herrn von Vásárhelyi, als dirigirenden Ingenieurs der untern Donaustrecke, ist mit vollem Rechte in allen Reiseberichten gerühmt worden. Solch ein freundlicher Empfang thut in jenen Gegenden um so mehr wohl, nachdem ohne dieser Zuvorkommenheit jeder Fremde auf elendes Brod und Wasser beschränkt wäre*).

Man hat von diesen Gegenden in den Reiseskizzen abenteuerliche Dinge erzählt und geträumt. Der Eine hat gemeint, dass es am zweckmässigsten wäre, die gefährlichen Pässe am Islás und Tachtalia durch einen Canal zu umgehen, der, von Rama das Gebirge durchschneidend, bei Widdin in die Donau mündete; man würde damit zugleich einen grossen Winkel, den die Donau macht abschneiden. Der Andere lacht den Schöpfer dieser Idee aus und widerlegt das Ausführbare derselben damit, dass er behauptet, der Canal müsste durch ein Gebirge geführt werden, das an vielen Orten die

*) Wie wir hören hat Herr von Vásárhelyi diese Gegenden schon seit längerer Zeit verlassen.

Höhe von 4000 bis 6000 Fuss erreicht. Bekanntlich übersteigt kein Gebirge in der ganzen Gegend bis Widdin die Höhe von 2000 Fuss! Ein Anderer tadelt die Regierung und findet es unzweckmässig, die im Bau begriffene Kunststrasse am österreichischen Ufer fortgeführt zu haben; man hätte weit vortheilhafter den römischen oder trajan'schen Treppelweg benützen und herstellen können. Abgesehen davon, dass es unklug wäre, auf fremden Boden etwas zu bauen, dessen freie Benützung schon Sanitätsrücksichten halber sehr erschwert gewesen wäre, bliebe noch zu erweisen, worin eigentlich das Zweckmässige des obigen Vorschlags liege, nachdem der Treppelweg ebenfalls bedeutende Sprengarbeiten erfordert haben würde, um ihn in eine solide Strasse umzuwandeln; und eine bretterne Strasse, wie sie bei den Römern bestanden, die wahrscheinlich nur einen momentanen Gebrauch davon machten, vorzuschlagen, wäre doch wahrlich nicht zweckmässig zu nennen.

Das kleine Segelschiff legt die interessante Reise von Drenkowa nach Orsowa in acht bis neun Stunden zurück. Nachdem es über die Stromschnellen, selbst bei nur mässigem Wasserstande, ohne Anstand wegfährt, da die Schiffer die Durchfahrt sicher zu treffen wissen, hat die Fahrt bis Orsowa keinen Anstand mehr; die grossen Wirbel und Brandungen im Kasan sind ganz gefahrlos. Man pflegt hier auszusteigen, um die neue Strasse, die veteranische Höhle, und am serbischen Ufer die berühmte trajan'sche Tafel zu besichtigen. Wir werden diese Sehenswürdigkeiten weiter unten ausführlich beschreiben.

Für den Botaniker, und ohne Zweifel auch für den Entomologen, sind diese Donaugegenden des walachisch-illyrischen Grenzgebietes besonders interes-

sant. Für diese dürfte es weit gerathener sein, die Reise von Moldowa nach Orsowa zu Fuss oder noch bequemer zu Pferde zu machen. In Moldowa miethet man die Pferde für diesen Zweck und bezahlt 20 Kreuzer in Silber für ein Pferd auf den Tag, der begleitende Eigner desselben erhält ebenfalls einen Silberzwanziger.

Den Pflanzenforscher wird auf diesen Felspartien so manche Seltenheit angenehm überraschen. Schon oberhalb Svinicza beginnt die interessante Flor des südlichen banater Himmels. *Lathyrus setifolius* und der prachtvoll blühende *L. coccineus*, ein zartes Pflänzchen, das leicht übersehen werden kann, stehen ziemlich häufig im Grase unter anderen Leguminosen. Das wunderschöne *Delphinium fissum W. K.*, erreicht an vielen Stellen Manneshöhe, während der *Convolvulus althaeoides* mit seinen zarten, rosafarbenen Blüthen, sich bescheiden an die Nachbarstiele schmiegt. Weit sparsamer ist *Cardamine graeca* vertheilt; es steht ausnehmend schön am Treskowaczer Felsen nebst anderen Seltenheiten, wie: *Hedysarum album W. K.*, *Alyssum saxatile* u. s. w. Die Sandhaufen bei Plawisewiza sind mitunter sehr häufig mit *Digitalis ferruginea* geziert. Die Pflanze gehört dem inneren Gebirge an, und scheint durch Regengüsse herabgekommen zu sein. Wie die Arbeitsleute uns versicherten, sollen im Frühjahre die Kalkwände am Kasan mit einer Art Tulpe überreich und zierlich bepflanzt sein. Weder Heuffel noch ich bekamen ein Exemplar der Pflanze zu sehen.

2.

Reise zu Lande.

Minder reich an mannigfaltig abwechselnden Formen, ja mitunter äusserst ermüdend und langweilig ist, im Vergleiche zur Donaufahrt, die Reise in das Banat zu Lande. Aber diese bietet dem Fremden, bei aller Langweiligkeit und Eintönigkeit, so viel Eigenthümliches und Interessantes, dass der Forscher sich gerne, den leicht zu überwindenden Unannehmlichkeiten einer Reise durch die ungrische Berbarei aussetzen wird. Es dürfte daher für diejenigen, welche das Banat mit Nutzen bereisen wollen, am zweckmässigsten sein, die Reise nach Orsowa zu Wasser mit dem Dampfboote, jene aus dem Banate zurück aber zu Lande zu machen.

Da gewiss jeder Fremde die Reise von Wien nach Pesth mit dem Dampfboote machen wird, was auch allerdings anzurathen ist, so beginnen wir die Schilderung der Landreise von Pesth aus. Schon früher wurde die Bemerkung gemacht, dass man in Pesth sich mit allem, zu einer naturhistorischen Reise Nöthigen zu versehen habe. Fahrgelegenheiten nach Temesvár findet man um ein billiges im Gasthause zu den zwei Pistolen am Heuplatze, wo man zwischen Landkutscher und den Szegediner Fuhrleuten wählen kann. Die Landkutscher führen bequeme Wagen, lassen sich 8 bis 10 Gulden C. M. für einen Platz bezahlen und fahren gewöhnlich in 5 Tagen nach Temesvár. Etwas billiger sind die Szegediner Fuhrleute, welche auch auf der Üllöer Hauptstrasse, im Gasthause zum rothen Thor zu erfragen sind.

Sie haben gut gedeckte lange Leiterwagen und fahren in der Regel besser als die Landkutscher, da sie weniger ausgemergelte Pferde haben wie diese. Seit einem Jahre ist eine Eilfahrt über Temesvár nach Siebenbürgen von Privaten eingeführt worden. Sicher die bequemste und schnellste Art zu reisen; das Bureau der Gesellschaft ist in Pesth im Gasthofe zum Palatin.

---

a) Von Pesth nach Temesvár.

So wie man das grossartig aufblühende Pesth verlässt, betritt man den Anfang der ungeheuern Sandwüste, die, mit wenig Unterbrechung, die grosse Strecke von Pesth bis an den Einfluss der Theiss in die Donau bedeckt. Diese Sandfläche, welche an vielen Stellen an die Wüsteneien Syriens und Arabiens erinnert, gehört der grossen Ebene an, welche, einen Raum von 1000 Quadratmeilen bedeckend, einerseits von Ofen bis an die östliche Grenze Ungarns sich erstreckt, andererseits aber bis in das Banat hinab reicht. Diese ausgedehnte Fläche, Europa's grösste Ebene, entwickelt so manche denkwürdige Verhältnisse, die noch viel zu wenig untersucht worden sind. In geologischer Beziehung deuten so manche interessante Erscheinungen auf sehr merkwürdige, vielleicht noch wenig beachtete Thatsachen hin. Westlich von der Kalkformation der grossen Alpenkette begrenzt, östlich von der, erst in neuester Zeit näher erforschten Sandsteinformation der Karpathen geschlossen, ist dieses weite Becken, wenn man es so nennen darf, auf eine sehr beträchtliche Tiefe mit den neuesten Alluvionen und mit Diluvialablagerungen erfüllt. Der grössere

Theil dieses Beckens besteht aus lockerem Sande, mitunter von solcher Mächtigkeit, dass die Brunnenarbeiten ihn an vielen Stellen nicht zu durchbrechen vermochten. Dieser feinkörnige Sand ist mit unzähligen klein zerbrochenen Muschelschalen gemengt, und wo man dessen Unterlage kennt, besteht sie aus einer verschieden gefärbten Thonerde.

Fast alle Schriftsteller Ungarns reden von einem Meere, das einst diese Niederungen bedeckt haben soll, indem sie sich auf Plinius berufen, der von einem mare album in Pannonien erzählt. Dieses sogenannte ungrische Meer hätte nach diesen Angaben das ganze weite Becken zwischen den Karpathen und den norischen Alpen erfüllt. Endlich soll es am Babakay das Gebirge durchbrochen, sich gewaltsam einen Weg durch die Klissura gebahnt haben und sodann dem schwarzen Meere zugeeilt sein. Ich habe die Stelle im Plinius nicht finden können, aber sein mare album dürfte sich auf blosse Landseen beziehen, an denen Ungarn in früheren Zeiten reich gewesen sein mag, wie diess noch vorhandene Spuren vermuthen lassen.

Ein oberflächlicher Blick in die Geschichte und auf die Karte ist indessen hinreichend, das Irrige dieser Ansicht darzuthun. Die Geschichte hat uns belehrt, dass das ungrische Flachland schon in den urältesten Zeiten bewohnt gewesen. Wir wissen weiter, dass der Donaustrom, Jahrhunderte vor Plinius schon durch die Klissura seinen Weg genommen und dass demnach dieser fleissige Schriftsteller des Alterthums unmöglich von einem so gewaltigen Durchbruche, wie der eines ungrischen Meeres, etwas wissen konnte. Ja es lässt sich in der schon oft erwähnten Klissura sogar erweisen, dass seit dem Feldzuge Trajan's nach Dacien, also in einem Zeitraume von ungefähr 1700 Jahren, selbst das

Niveau der Donau gar nicht oder nur unbedeutend sich konnte verändert haben.

Allerdings sprechen unwiderlegliche Thatsachen dafür, dass ein grosser Theil Ungarns einst Meeresboden gewesen; wir verweisen nur an die muschelführenden Kalk- und Sandsteingebirge, welche in mächtigen Zügen einen grossen Theil des Landes bedecken. Aber das Zurücktreten dieser Meere, die Bildung der erwähnten Gebirgszüge, endlich das Erfüllen der in Rede stehenden grossen Ebene mit Muschelsand, gehören wohl früheren Perioden an, die weit über alle Geschichte und Tradition hinaus sind.

Die Beschaffenheit des ausgedehnten Sandlagers, so wie die Richtung desselben, haben schon längst zu anderen Ansichten geführt. Man wird die Erfüllung des weiten Beckens den letzten, durch Diluvialfluthen herbeigeführten Erdrevolutionen zuschreiben müssen. Bedeutende Muschelsandstein- und Molassebildungen lagern an der nordwestlichen Grenze Ungarns zwischen Graniten und dem ihm verwandten Gneisse und Glimmerschiefer. So manche Erscheinungen berechtigen uns anzunehmen, dass diese Urgebirgsmassen keineswegs alle zu den ältesten Formationen zu rechnen seien. In vielen dieser Gegenden, wie z. B. um Pressburg, ist der Granit sehr grobkörnig, er schliesst bedeutende Gneissgänge und Trümmer dieser Gebirgsart ein, und Turmaline gehören keineswegs zu den Seltenheiten. Noch neueren Ursprunges scheinen endlich die an der Theiss bis an die Donau herab vorkommenden Trachyte zu sein. Diese aus der Tiefe emporgetriebenen Massen mussten die bereits abgelagerten Molassebildungen zertrümmern, und die Fluthen führten das zusammengestürzte Trümmergestein in südlicher Richtung fort.

Die Sandablagerungen der grossen Ebene können daher nicht, wie es bei uns geschieht, für Meer-Sedimente, die an Ort und Stelle abgesetzt wurden, erklärt werden, denn schon der Umstand, dass der Sand äusserst feinkörnig, die demselben beigemengten Muschelschalen sehr klein zerbrochen und darum auch fast unkenntlich geworden sind, spricht dafür, dass dieses lockere Gebilde aus der Ferne herbeigeführt worden und daher bedeutende Reibungen musste erfahren haben, ehe es an Ort und Stelle gelangte.

Zu den denkwürdigsten Erscheinungen in den erwähnten Sandflächen, gehört das häufige Auftreten des Sodasalzes. Grosse Strecken des Pesther, Biharer und Csanáder Comitats, auch die Niederungen um den Neusiedler See herum, sind mit den sogenannten Sodasümpfen bedeckt, die an manchen Orten eine Ausbeute von 12 bis 15,000 Centner reines Salz liefern. Diese Sümpfe bilden seichte, kesselförmige Vertiefungen von verschiedener Ausdehnung, deren Oberfläche mit einem weissen Anfluge bedeckt erscheint, so dass diese Stellen in der Ferne sich wie bewässerte Teiche ausnehmen. Die Landleute nennen auch darum diese Sümpfe weisse Seen. Im Frühjahre erscheint der Boden dieser Vertiefungen wie mit Maulwurfshügeln besäet; die Risse dieser Erhöhungen sind mit efflorescirtem Sodasalze bedeckt. Die Landleute versichern, das Salz erzeuge sich vorzüglich vor Tagesanbruch. Sie kehren es hierauf mit Sand und Erde gemengt zusammen, und verkaufen es theils an die Landwirthe, welche sich dieses Kehrichts zum Waschen statt der Seife bedienen, theils an die Juden und Seifensieder. In Szegedin und Debreczin bestehen eigene Calciniröfen, in denen die ausgelaugte Soda gebrannt und sodann zum Theil in loco zur Seifensiederei ver-

wendet, theils unter dem ungrischen Namen Szék-só in den Handel gebracht wird. Am Neusiedler See nennt das deutsche Volk dieses Salz Zick.

In den chemischen Lehrbüchern hat man das Entstehen des Sodasalzes auf dieser Ebene, nach chemischen Grundsätzen erklärt, indem man angenommen, das im Kalkboden enthaltene Glaubersalz werde durch den Kalk, mittelst einfacher Wahlverwandtschaft, dergestalt zersetzt, dass sich schwefelsaurer Kalk bildet, während die freigewordene Soda mit der Kohlensäure des Kalkes, zu dem bekannten Salze sich verbindet. Französische Chemiker haben indessen eine befriedigendere Erklärung der Thatsache versucht. Beudant hat auf den grossen Gehalt an Kochsalz in der Soda hingewiesen, und daraus nicht mit Unrecht gefolgert, dass das Auftreten des Sodasalzes in diesen Ebenen, mit den weit verbreiteten Steinsalzablagerungen an den östlichen Grenzen Ungarns in naher Beziehung stehen müsse. Zudem besteht, wie Beudant vermuthet, der Boden tief unter dem Sande aus kohlensaurem Kalke, der das Kochsalz in kohlensaure Soda umwandelt. Durch das beständige Effloresciren des neu gebildeten Salzes, werde das ununterbrochene dieses Prozesses eingeleitet.

Diese, von Berthollet zuerst versuchte Erklärungsweise, lässt jedoch noch so manche Zweifel übrig, denn wenn wir auch annehmen, dass der Kalk, durch seine Einwirkung auf das Kochsalz, die in Rede stehende Soda erzeuge, so ist damit noch nicht erklärt, wohin die grosse Menge des salzsauren Kalkes gelange, welche dabei nothwendig entstehen muss, und auf welche Weise die zersetzende Wirkung des kohlensauren Kalkes angeregt werde, um einen Prozess einzuleiten, der in gleicher Art wahrscheinlich schon Jahrtausende lang thätig ist.

Vielleicht dürfte es gerathener sein, ohne eben den Ansichten zwei so angesehener Männer widersprechen zu wollen, die Entstehung des Sodasalzes in den Sandsteppen eher einem, tief im Innern der Erde thätigen, plutonischen Prozesse, wie einer chemischen Umwandlung des Kochsalzes durch Kalk, zuzuschreiben. Wir glauben unsere Ansicht einigermassen damit zu rechtfertigen, wenn wir auf die Art und Weise hindeuten, wie man das häufige Auftreten des kohlensauren Natrons in den Mineralwässern zu erklären gesucht hat. Zugleich erinnern wir an die, von Charpentier bei Bex im Waadtlande gemachte, merkwürdige Entdeckung, durch welche auch das Entstehen des Steinsalzes auf plutonischem Wege, ausser Zweifel gesetzt worden ist.

Nachdem in den besprochenen Salzsteppen der Boden noch nirgends bis auf eine etwas namhafte Tiefe aufgeschlossen worden, so war es bis jetzt auch nicht möglich aus directen Beobachtungen zu schöpfen, um über die Verhältnisse der interessanten Vorkommnisse sich bestimmter aussprechen zu können.

Nach dieser Erörterung kommen wir wieder auf unsere Reise zurück. Ausserhalb der Stadt Pesth ist das düstere Bild der Einöde durch angelegte Maierhöfe, durch mehrere Mühlen, die am Bache Rákos stehen der die Wüste durchschneidet, und durch das nahe, sogenannte Steinbrucher Weingebirge etwas freundlicher geworden.

Dieses Gebirge bildet vielmehr nur Hügel, die sich südöstlich von der Stadt sehr unbedeutend über das Niveau der Ebene erheben, und von eben so geringer Ausdehnung sind. Der auf denselben wachsende Wein, der Steinbrucher genannt, hat im Lande einen bedeutenden Ruf erlangt. Minder bekannt ist es, wenigstens bei uns, dass die Felsart,

auf welcher diese vortrefflichen Reben gedeihen, jener Kalkformation angehört, die man mit dem Namen Pariser Grobkalk bezeichnet hat. Derselbe scheint gegen die Tiefe zu mächtiger zu werden, und beherrscht dort, allem Anscheine nach, einen sehr ansehnlichen Raum.

Durch ausgebreitete Steinbrucharbeiten ist das Innere der Gebirgsart hier und am rechten Donauufer bei Promontorium und Tétény, aufgeschlossen worden und Beudant hat, in seiner „Voyage minéralogique et géologique en Hongrie", eine ausführliche Beschreibung der Felsart und dieser Steinbrüche geliefert, und durch ihn wissen wir, dass dieselben den um Paris bearbeiteten Brüchen dieses Gesteins zum verwechseln gleichen.

Dieser, fast ganz aus verwitterten Schalthierresten bestehende, Grobkalk wird, wie in Paris, auch zu Pesth und Ofen zum bauen verwendet, und er eignet sich dazu ganz besonders, da er sehr leicht zu behauen ist. Fast alle neuen Häuser bestehen hier aus diesem Steine, und Viele glauben, die grossen Zerstörungen, welche die beispiellose Ueberschwemmung im Jahre 1838 zu Pesth angerichtet, zum Theil diesem Gesteine zuschreiben zu müssen, indem sie behaupten, dass die poröse Kalkmasse nach längerem Stehen im Wasser sehr an Festigkeit leide. Nach genauerer Prüfung hat es sich jedoch ergeben, dass nur die schlechte, leichtsinnige Bauart an dem Zusammenstürzen der Häuser Schuld gewesen.

Eine kleine Stunde ausserhalb Pesth passirt man das grosse Dorf Soroksár, von betriebsamen Deutschen bewohnt, die sich in der Nähe der Hauptstadt recht wohl befinden, was ihre netten, reinlichen Häuser sattsam beurkunden. Sie liefern allerlei Obst, Butter, Milch, Eier, Küchengewächse u. dgl. in reichlicher Menge für den grossen Bedarf

der Stadt und treiben nebenbei in dem undankbaren Sandboden Ackerbau.

Ausserhalb Soroksár verschwinden allmählig die Spuren menschlichen Fleisses. Die Pflanzungen hören auf, man findet sie nur spärlich in der Nähe der Dörfer, die viele Meilen weit aus einander liegen. Der Flugsand, der diese Ebene beherrscht, macht den Anbau unendlich schwierig. Die häufigen Winde führen ihn in dichten Wolken fort, thürmen ihn hier zu bedeutenden Hügeln auf, und entblössen wieder auf der andern Seite allen Anbau. Nur mit grossen Kosten und vereinten Kräften wird es möglich sein, diese Wüste urbar zu machen.

In dieser ungeheuern Ebene haben sich die letzten Spuren des ungrischen Nomadenlebens erhalten, denn der Landmann treibt hier fast ausschliessend die Viehzucht, den ersten Zweig beginnender Cultivirung, im grössten Massstabe, und hat bei seiner einfachen Lebensweise die Sitten seiner Väter am reinsten erhalten. Der Viehstand und Ackerbau ist der Reichthum dieses Volkes. Unzählige Heerden Schafe, Rinder und Pferde bedecken den Haideboden und sind vielleicht mehr geeignet den Sand durch das Bemisten und Weiden zu binden, als andere, weit kostspieligere Mittel. Der Adel allein geniesst in Ungarn das Vorrecht des Güterbesitzes, ihm gehört hier alles Land, das gewöhnlich verpachtet wird. Die ausgedehnten Wirthschaftsgebäude stehen isolirt, ausserhalb der Dörfer, wie kleine Colonien auf dem Haideboden, im Mittelpunkte der Heerden und Felder. Man nennt diese Ansiedelungen Pusthen (Puszta)*).

*) Das Wort Puszta bedeutet im Ungrischen eine Wüste, und wird ausserdem hier zu Lande gebraucht, um solche Wirthschaftsanlagen zu bezeichnen.

Originell ist das Volk, das diese Pusthen bewohnt und bewirthschaftet. Es besteht aus Hirten und Ackersleuten, die alle als gedungene Knechte im Dienste des Grundherrn oder des Pächters stehen. Das Hirtenvolk lebt das ganze Jahr, die strengen Wintermonate ausgenommen, mit den Heerden auf der Weide. Sie theilen sich in Schaf-, Rinder-, Pferde- und Schweinhirten; die ungrische Sprache hat für diese Bedienstungen eigene Namen geschaffen, die schon seit Jahrhunderten im Gebrauche und so alt als die Viehzucht bei dem Volke sind *). Dieses Volk führt ein äusserst einfaches, arcadisches Leben; sie warten das Vieh mit Sorgfalt ab, in den müssigen Stunden schnitzen sie in Holz und blasen auf ihrer Stockflöte Lieder, die ganz den wehmüthigen, schwärmerischen Geist der ungrischen Nationalmusik athmen. So schwindet, in steter Abwechslung, der Sommer hin, der ausgebreitete Viehstand gibt den Leuten zu sorgen genug. Dafür sind aber die langen Abende des Winters der Erholung geweiht und sie werden recht angenehm verplaudert. In der geheitzten Stube sammelt sich bei neigendem Tage Jung und Alt. Das weibliche Personale, das die inneren Angelegenheiten der grossen Wirthschaft besorgt, macht sich an den Spinnrocken und dreht ihn emsig fort, fast die ganze Nacht durch, während die Männer, die Pfeife im Munde, müssig am Ofen hocken und bald das eine, bald das andere durch allerlei Mährchen und lustige Schwänke die Stunden zu verkürzen sucht.

Einige Stunden hinter Soroksár passirt man die Puszta Csikós, eine wirthschaftliche Anlage,

*) Juhász ist der Schaf-, Csikós der Pferde-, Gulyás der Rinder- und Kanász der Schweinhirt.

wie wir sie oben beschrieben haben. Das zunächst liegende Postdorf Otsa wird von Ungarn und Juden bewohnt. Die Protestanten helvetischer Confession, deren es hier eine Menge gibt, benützen eine ursprünglich griechische Kirche zu ihrem Gottesdienste. Es ist ein uraltes Gebäude aus den ersten Zeiten des Christenthums in Ungarn, von byzantinischer Bauart, das sehr abstechend unter den ärmlichen Bauerhöfen da steht. Der nächste Ort von einiger Bedeutung ist Örkény, mit einem grossen Gasthofe, der ehemals ein herrschaftliches Jagdschloss gewesen, und von hier geht es über einige Pusthen und Csárden bis Ketskemét sehr einsylbig in der Ebene fort.

Ketskemét liegt recht freundlich zwischen Obstgärten auf einer weiten Fläche, der sogenannten Ketskeméter Haide. Es ist der grösste Markt Ungarns mit fast 40,000 Einwohnern, lauter Ungarn, worunter viele Edelleute, die hier ein Casino unterhalten. Der bedeutende Wassermangel hat den Windmühlen Eingang verschafft, diese stehen in beträchtlicher Menge um den Ort herum. Im Markte selbst sind mehrere Pferdemühlen. An guten Gasthäusern fehlt es nicht. Das Ketskeméter Obst ist vorzüglich, der Wein nicht der beste. Das schöne Waizenbrot ist berühmt.

Der schöne Markt Félegyháza, der Hauptort Klein-Kumaniens, ist in vier Stunden erreicht. Es ist ein sehr ansehnlicher Ort, der besonders in der Ferne, zwischen den vielen Obstpflanzungen und zahllosen Windmühlen, recht freundlich sich ausnimmt. Die Einwohner, 12,000 an der Zahl, sind ein im 13. Jahrhunderte eingewandertes, seitdem ganz ungarisch gewordenes Volk, das eigene Privilegien besitzt. Ihre Reinlichkeit ist bei uns, wie die des Holländers und Herrnhuters in Deutschland, zum

Sprichworte geworden*). Sie haben hier ein schönes Stadthaus und ein nettes Comitatsgebäude, wo der District seine Versammlungen hält. Im letzten Türkenkriege ist der Markt fast ganz zerstört worden. In der Nähe wird guter Tabak gebaut, der weit und breit verführt wird. Auf den Aeckern sind viele römische Alterthümer, wie Urnen, Münzen, Vasen u. dgl. ausgegraben worden.

Von hier gewinnt die Gegend gegen das Banat hinab mehr und mehr an Freundlichkeit und Leben. Zahllose Tabakpflanzungen, hie und da zerstreute Weingärten und Maierhöfe, ergötzen das Auge recht wohlthätig, nachdem man auf einer dreitägigen Fahrt von der Eintönigkeit der Landschaft erschöpft worden. Durch die Nähe der Theiss wird der Boden an manchen Orten sumpfig und die Sodastellen immer häufiger und zahlreicher. In den Dörfern trifft man nicht mehr das reine ungrische Blut, der Ungar ist schon hie und da mit dem Raitzen und Walachen gemischt.

Szegedin ist eine uralte königliche Freistadt im Csongrader Comitate, am Einflusse der Maros in die Theiss. Die Stadt spielte schon zu Matthias Corvinus Zeiten eine wichtige Rolle. Die Einwohner, bei 30,000 an der Zahl, sind Ungarn, wenig Deutsche und Griechen, welche einen bedeutenden Vieh- und Tabakhandel treiben. Die hiesigen Seifensieder bereiten, aus der um Szegedin häufig vorkommenden Soda, die sehr geschätzte Szegediner Seife, die weit verführt wird. Ein grosser Theil der Bewohner sind Fuhrleute. Die Festung, berühmt aus dem Türkenkriege, dient nun zu einem Art

*) Ich übernachtete einmal in diesem Orte und war über die grosse Unreinlichkeit, die in dem Gasthause herrschte, nicht wenig erstaunt.

Zuchthaus. Das Rathhaus hat einen hübschen Thurm. Uebrigens ist die Stadt, trotz den netten Häusern, bei regnerischem Wetter äusserst schmutzig und kothig. Die Franciskanerkirche bewahrt ein Kleinod des unvergesslichen Königs Matthias, der im Vorhofe der Kirche im Jahre 1459 einen Landtag abgehalten. Zum Andenken schenkte der König der Kirche seinen Mantel mit Perlen besetzt, welcher später in ein Pallium umgewandelt worden ist.

Von hier aus verfolgen die Fuhrleute nur selten die Poststrasse, sie passiren die über die Theiss führende Schiffbrücke und schlagen, der Kürze wegen, die nach Temesvár führenden Seitenwege ein. An der Brücke fragt ein städtischer Beamter, vielleicht mehr aus alter Gewohnheit, nach Stand und Namen. So wie man über die Theiss ist, wird die Landschaft immer belebter und üppiger, das gesegnete Banat beginnt. Die Strasse windet sich durch die üppigsten Korn- und Waizenfelder und wehe dem Reisenden, den ein regnerisches Wetter in diesen Gegenden trifft; er wird, selbst mit dem leichtesten Fuhrwerke, nur schwer durch die schwarze, klebrige Erde kommen. Zahlreiche Dörfer, grosse ausgedehnte Marktflecken erheben sich auf dem überschwenglich fruchtbaren Boden, der die Mühe der betriebsamen Schwaben, die sich im temesvárer Banate angesiedelt, reichlich vergilt. Diese schwäbischen Bauern leben in einem Wohlstande, um den sie jeder Bürger beneiden dürfte.

So wie man sich Temesvár nähert, trifft man schon einzelne walachische Dörfer, die durch ihre Armseligkeit gegen die schwäbischen sehr abstechen. Gross Szent Miklós ist ein schöner, ausgedehnter Markt, mit einer sehenswerthen Kirche. Ueber Klein-Becskerek gelangt man endlich durch eine reiche, üppige Landschaft nach Temesvár.

Jeden Fremden wird das Innere von Temesvár recht angenehm überraschen. Es ist eine schöne, regelmässig gebaute, freundliche Stadt, das düstere Ansehen der grossartigen Festungswerke abgerechnet. Die schönen, reinlichen Strassen, die hübschen Plätze, die vielen Palais, die in den belebten Gässen sehr nett ausstaffirten Kaufmannsbuden, diess Alles verleiht der Stadt etwas Grossartiges, man wähnt in einer kleinen Residenz sich zu befinden. Dazu die ausgedehnten schönen Vorstädte, besonders jene, welche den Namen Fabrik führt, die durch wohl erhaltene Alleen mit der innern Stadt verbunden sind und den Städtern einen äusserst angenehmen Erholungsplatz gewähren, so wird jeder staunen, in solcher Ferne von aller Civilisation, wie man irrig glaubt, und wo der von diesem Wahne ergriffene Fremde nur Kabylen suchen wird, und wo vor eben nicht gar vielen Jahren die Türken martialisch gehaust, eine Stadt zu finden, in der selbst jeder verwöhnte Residenzbewohner sich angenehm befinden würde. Temesvár hat ein recht artiges Theater. In den ausgebreiteten Festungsgräben, in denen früher Sumpfwasser mit Rohr bewachsen gestanden, die unendlich viel Fieber erzeugten, sind nun recht hübsche Gärten angelegt, die den Garnisonsoffizieren und zum Theil Privaten angehören. Die Stadt und ihre Umgebung ist durch das Ableiten dieser stehenden Wässer bedeutend gesünder geworden. In den Gasthäusern ist man recht gut untergebracht, unter denen jenes zu den sieben Churfürsten und das zum Trompeter die besten sind.

Temesvár ist der Sitz des csanáder Bisthums und eines griechisch-nicht-unirten Bischofs. Hier befindet sich auch das banater Generalcommando, nebst mehreren Civil- und Militärbehörden. Eine Hebmaschine, die sich in der Vorstadt Fabrik am Bega-

Canale befindet, ursprünglich vom Grafen Mercy angelegt, versieht die Stadt mit gesundem Trinkwasser. Aus der historischen Einleitung wird es erinnerlich sein, welche wichtige Rolle, eine Reihe von Jahrhunderten hindurch, diese Festung gespielt. Man wird mit Ehrfurcht ihr Weichbild betreten, wenn man bedenkt, wie viel Tausende für den heiligen Glauben ihrer Väter hier als blutige Opfer gefallen sind.

Die Geschichte Temesvár's bewahrt ausserdem das Andenken an eine der grässlichsten Hinrichtungen eines rebellischen Räubers. Als nämlich im Jahre 1513 die Bulle Papst Leo X., welche die Christenheit unter die heilige Fahne rief, auch im Königreich Ungarn publicirt worden, versammelte sich zu Ofen und Pesth eine ungeheure Masse Volks aus allen Gegenden. Das Commando über diesen Haufen, der aus Abentheurern und Landstreichern bestand, wurde dem berüchtigten Dózsa anvertraut, der in den letzten Kriegen gegen die Türken durch seine Tapferkeit sich den Adel erworben hatte. Aber statt gegen den Feind, führte Dózsa seine Horden gegen den Adel und die begüterten Leute, und verübte die grässlichsten Mordthaten und Räubereien. Vier Monate lang zog er wie eine wüthende Hyäne im Lande umher, als ihn im Juli 1514 die schrecklichste Rache in Temesvár ereilte. Er war vor diese Feste gerückt, um sie zum sicheren Winteraufenthalt zu erobern. Stephan Báthory vertheidigte den Platz von Innen, indess Johann Zápolya aus Siebenbürgen herbeigeeilt war, um die Belagerer von Aussen anzugreifen. Von beiden Seiten wurde anfangs mit gleicher Erbitterung und Tapferkeit gefochten. Dózsas Knechte wehrten sich mit verzweifelter Anstrengung, sie hatten im günstigsten Falle den Galgen zu hoffen. Zápolya

besiegte endlich die Räuber und Dózsa fiel nebst seinem Bruder und mehren Anführern, in die Hände der Sieger. Wenige Tage darauf büsste der entartete Mensch seine Gräuelthaten auf eine schreckliche Weise. Man setzte ihn mit nacktem Leibe auf einen eisernen, glühend gemachten Thron und reichte ihm die ebenfalls glühenden Attribute der königlichen Würde: Scepter und Krone. In dieser grässlichen Lage zapfte man ihm Blut aus den Adern und gab es seinen umstehenden Gefährten zu trinken, die Zeugen des schrecklichen Schauspieles sein mussten. Ganze Stücke Fleisch wurden mit glühenden Zangen von seinem Leibe gerissen, das seine Genossen ebenfalls verzehren mussten. Und der Unglückliche liess auch nicht einen Laut des Schmerzes hören. Dies grauenvolle Schauspiel endete mit dem Tode des Anführers und seiner Theilnehmer.

Als düstere Mahnung an die alten blutigen Zeiten, steht noch das Schloss da, welches der berühmte Held Johann Hunyady im Jahre 1443 bauen liess. Graf Mercy verwischte die letzten Spuren des alten Ansehens der Stadt, und ihm verdankt Temesvár die neue, freundliche Gestalt.

---

b) Von Temesvár in die Bäder.

Eine gut unterhaltene Strasse führt von Temesvár durch mehrere unbedeutende Dörfer und Märkte, in fünf Stunden nach Lugos, dem Hauptorte der Krassovaer Gespanschaft. So wie man Temesvár verlässt, betritt man den Boden der österreichischen Walachei. Die Armseligkeit der walachischen Kirchen und Häuser, das fahle, kranke Aus-

sehen ihrer Bewohner, machen auf den Fremden eben keinen günstigen Eindruck.

Durch die Dörfer Girodo, Remete und Jesztvény kommt man nach Rékas, einem nett gebauten Markte, der von Illyriern, Walachen und einigen deutschen Familien bewohnt wird. Den Bega-Canal entlang, führt die Strasse durch die Pfarrorte Schustra, Nagy-Topolzeva und den grossen Cameralort Kisetto, über Belenz nach den Cameralort Kis-Kostil, wo eine grosse Schleuse des Bega-Canales sehenswerth ist. Dieser Canal, der bei Fácset beginnt und eine Länge von 16 Meilen hat, ist nur das, vom Grafen Mercy regulirte, Bett des Bega-Flusses. Kaiser Joseph liess die unter Maria Theresia begonnene Arbeit vollenden, wie diess eine, an der Schleuse angebrachte, Inschrift lehrt. Sie lautet:

JOSEPH II. AUG. IMP. REX.
HUNG. P. P. HAS. CATARACTAS. AD.
REPLENDUM. BEGAE. ALVEUM
TEMESUS. UNDAS. IN. EMOLUMENTUM. REI. PUBL. NAVIGATIONI. SERVITURAS. F. F. ANNO. IMP. VI. A. CR.
MDCCLXXVI.

Hinter Kostil breitet sich in einer freundlichen, von der Temes durchschnittenen, Ebene der Markt Lugos aus, den man schon von weitem gewahrt. Ueber das Dörfchen Szilha hinaus, ist der Ort auch bald erreicht.

Lugos, mit 6000 Einw., die aus Deutschen, Ungarn und Walachen bestehen, liegt an beiden Ufern der Temes in einer etwas sumpfigen Ebene. Durch eine Brücke, von der man eine schöne Ansicht der Alpen geniesst, ist das am rechten Ufer liegende Walachisch-Lugos mit Deutsch-

Lugos am linken Ufer verbunden. An öffentlichen Gebäuden sind bemerkenswerth: die grosse walachische Kirche und das Comitathaus auf der walachischen Seite; die deutsche Seite hat viele, sehr nette Privathäuser und ein hübsches, von Privaten erbautes Theater. Eine rühmliche Erwähnung verdienen die, in neuester Zeit sehr erweiterten, vortrefflichen Schulanstalten. Das nahe Gebirge ist reichlich mit Reben bepflanzt, die aber keinen besonders gesuchten Wein liefern. Einträglicher sind die Zwetschkenplantagen, die auf Branntwein benützt werden.

Die entfernteren Umgebungen von Lugos sind malerisch schön und verdienen, wenn man Musse hat, besucht zu werden. Eine der interessantesten Parthien ist eine Excursion nach Krassova.

Man erhält in Lugos sehr billige Fuhren, die in einem Tage nach Krassova fahren. Der Weg führt über das äusserst anmuthig gelegene Weingebirge von Remete. Eine weite Strecke fort geniesst man in südlicher Richtung, links von der Strasse, eine imposante Ansicht des Semenik und seiner Verzweigungen. Das Thal, worin Remete liegt, überrascht das Auge, besonders von der Höhe, recht angenehm. Bevor man nach dem bedeutenden Orte Furlok gelangt, passirt man einen Ast des sogenannten Furloker Berges, den Griselini, durch einen unbegreiflichen Irrthum, im 2. Briefe seines ofterwähnten Werkes, für höher als den Muntje Mik angegeben hat. Zu Mittage trachte man bei einem Comitatsbeamten einzusprechen, welche Herren in jenen Gegenden an jedem gebildeten Fremden die zuvorkommendste Gastfreundschaft mit der grössten Bereitwilligkeit üben.

Nach einer mehrstündigen Fahrt durch die interessantesten Berg- und Thalparthien, gelangt man endlich an eine Stelle, wo die Strasse in einen schma-

len Bergpass mündet, und in das zu Füssen liegende enge Thal jäh abfällt. Schauerlich schöne Felsgestalten, denen der graue Kalkstein ein düsteres Ansehen verleiht, thürmen sich von allen Seiten mächtig auf, und drängen das Thal auf einen nur schmalen Raum zusammen. Einen Theil desselben beherrschen die Fluthen des Karas, ein vom Semenik herabeilender Wildbach, der zuweilen gar mächtige Wellen heranwälzt, die in den Umgebungen mitunter gräuliche Verwüstungen anrichten. Den übrigen Raum bedecken die zahlreichen Häuser des Ortes Krassova, die sich bis auf die nächsten Bergrücken ausbreiten, da das enge Thal nicht Raum genug hatte, Alle zu fassen, welche diese wildromantische Gegend zur Heimath erkoren. Ein schöner, starker Schlag Menschen — man nennt sie Krassovener — bewohnen die bescheidenen Hütten dieses ausgedehnten Ortes. Sie sollen, der allgemeinen Meinung nach, ein von den Serblern abstammendes Volk sein, das sich mit unseren Walachen vermischt hat. Es sind verschmitzte Leute, zu Räubereien besonders aufgelegt und geneigt.

Zu Krassova wohnt ein Obersthulrichter des Comitats, von dem jeder anständige Fremde willkommen geheissen wird*). Mit der freundlichsten Zuvorkommenheit besorgt er auch einen Führer, mit dem man die Wanderung in die Umgebungen entweder zu Fuss oder auf Saumrossen antritt. Die interessanteste Parthie dürfte jene längs dem Wildbache zur Ruine hinauf und von da durch das Prolazer Thal zurück sein. Von der Ruine geniesst man einen herrlichen Ueberblick über das ganze wilde Gebirge. Von der ehemaligen Burg stehen nur mehr

*) Nach ordentlichen Gasthäusern wird man sich auf den Nebenstationen vergebens umsehen.

wenige Spuren noch da. Die Geschichte derselben fällt in so graue Zeiten zurück, dass selbst im Munde des Volkes sich keine Sage erhalten hat. Auf dem Wege nach der Ruine stehen: *Ranunculus flabellifolius* und das schöne *Lamium inflatum*, beides von unserem thätigen Heuffel gegründete Arten. Alle benachbarten Höhen sind zu Millionen mit *Helleborus odorus Kit.* bedeckt; an die schroffen Felswände klammern sich eine Menge *Sesterien*. Rechnen wir hiezu noch einige unbedeutende Sträucher und Pflanzen, so haben wir die ganze Vegetation des Gebirges beisammen. Das besonders im Innern durchaus kahle, schwarzgraue Ansehen der riesigen Kalkmassen macht einen ergreifenden Eindruck, man irrt wie auf den Trümmern einer völlig zerstörten, ausgestorbenen Welt; das Toben der Karas aus der wüsten Tiefe herauf, die vielleicht noch kein menschlicher Fuss betreten, vollendet das schauerliche Bild des Ganzen.

Ein schmaler Steg windet sich recht romantisch von der Höhe in ein anderes freundliches Thal hinab, Prolaz genannt. Ringsum von hohen Bergen umschlossen, birgt es eine üppige Vegetation; hie und da im Schatten stehende Waldhütten geben der schönen Landschaft ein belebtes Ansehen. Der Weg aus demselben führt wieder eine andere Höhe hinan, von der man einen herrlichen Anblick des Dorfes Krassova geniesst. Wenn man des Morgens früh aufgebrochen ist, so gelangt man gegen Abend bequem wieder zurück. Den dritten Tag verwendet man zur Rückreise nach Lugos.

Hat man jedoch noch einen oder zwei Tage Zeit, so besuche man das nur vier bis fünf Stunden entfernte Oravitza, die Hauptbergstadt des Banates, so romantisch wie Krassova gelegen. Dort wende man sich an den Cameralarzt Hrn. Wierzbicky,

einen warmen Freund der Botanik, der einem die genussreichsten Stunden in der pflanzenreichen Gegend verschaffen wird. Indessen verweile man nicht zu lange hier, um die interessante Frühlingsflor des Csérna-Thales nicht zu versäumen; zur Besichtigung der banatischen Bergwerke verwende man eine minder kostspielige Zeit.

Eine andere, äusserst interessante Parthie von Lugos aus, ist ein Ausflug in das reizende Hatzeger Thal im nahen Siebenbürgen, und auf den Muntje Retyezáth. Aber wegen der spät eintretenden Alpenflor ist dieser Ausflug erst im Juni mit Vortheil zu machen. Wir kehren nun wieder zur Reise in die Bäder zurück.

Bricht man des Morgens von Lugos etwas zeitig auf, so erreicht man am Abend Karansebes noch früh genug, um die schönen Umgebungen besuchen zu können. Von Lugos geht die Reise noch eine gute Strecke recht angenehm in der Ebene fort. Ausserhalb dem Orte führt eine hangende, aus Gusseisen gearbeitete Brücke über den sogenannten Veteranigraben. Das schöne, im Banate gearbeitete Werk führt die sinnreiche Devise „Magamon függök“ (Ich hänge in mir selbst).

General Veterani lieferte, im Herbste des Jahres 1695, in diesen Niederungen den Truppen Mustaphas eine Schlacht. Er selbst fiel mitten im Gefechte, und der Graf Truchsess, der das Commando übernahm, musste sich mit einem Verluste von 3000 Mann zurückziehen. Die zurückgelassenen Kanonen der Kaiserlichen sollen noch in den nahen Sümpfen versunken liegen.

Ueber einige armselige Dörfer gelangt man endlich nach Zsuppa, dem letzten Orte im Provinziale. So wie man über das Dorf hinaus ist, bezeichnet eine grosse, mit österreichischen Farben bemalte Tafel

die Stelle, wo das walachisch-illyrische Grenzgebiet beginnt. Von der Anhöhe gewahrt man Karansebes in der freundlich gelegenen Niederung sich ausbreiten; im Hintergrunde der netten Stadt mit den zierlichen Thürmen, ragen der Alpen gigantische Häupter empor. Bald darauf am Mauthschranken der Stadt angelangt, gibt man die Pässe ab, die am andern Morgen, oder in dringenden Fällen noch denselben Abend, in der Stabskanzlei abzuholen sind, und es geht sodann über eine Brücke in die freundliche Stadt.

Karansebes, an dem Einflusse der Sebes in die Temes, ist der Hauptort im walachisch-illyrischen Grenzregiment, zählt etwas über 2000 Einwohner, die aus Deutschen, Walachen und einigen Raitzen- und Judenfamilien bestehen. Es ist der Sitz des Regiments-Commando und eines Brigade-Generals. Das Regiment unterhält vortreffliche Unterrichtsanstalten, die mathematische Schule genannt. Die Unterkunft im Gasthause zum grünen Baum ist gut. Die etwas entfernteren Umgebungen von Karansebes sind recht romantisch zu nennen. Von der Brücke, die in das anstossende, sogenannte Schwabendorf führt, geniesst man einen herrlichen Anblick des Alpen-Amphitheaters. Das schneebedeckte Haupt des Muntje Szárko ragt über alle Gipfel hoch empor. Rauhe Schneelüfte verkünden die Nähe der Alpenwelt. Eine irrige Sage lebt unter dem Volke, nach welcher der verliebte Sänger Italiens, Ovid, in diesen Bergen im Exil gelebt haben soll. Man bezeichnet in der Nähe von Karansebes eine Ruine — man sieht sie von der erwähnten Brücke — als den Ort, wo der unglückliche Dichter geschmachtet, und nennt die Ruine den Thurm Ovids. Auch den Namen der Stadt Karansebes will man, dieser Sage zufolge, aus dem „Cara mihi sedes“

des Ovid ableiten. Man weiss nur zu gut, dass der verbannte Sänger an den Mündungen der Donau in der Nähe des Pontus Euxinus gelebt.

Ueber das schöne Schwabendorf hinaus, das von betriebsamen Deutschen bewohnt wird, führt die weitere Strasse dem Gebirge zu. Die Fahrt wird nun durch die herrliche, üppige Landschaft, die immer reizender wird, je näher man den Bädern rückt, und durch die reichen historischen Erinnerungen des Bodens, immer interessanter und anziehender; mit gespannter Ungeduld eilt man dem ersehnten Ziele zu. Bald drängt sich die Strasse hart an den wild brausenden Wogen der Temes fort durch einen schmalen Gebirgspass, wo plötzlich aller Ausweg unmöglich scheint, in der nächsten Minute jedoch öffnet sich die Schlucht und ein lachendes Thal von belaubten Höhen freundlich umfangen, mit grünenden Wiesen und Wald liegt zu den Füssen des überraschten Wanderers. Bald führt die Strasse eine steile Höhe mühsam hinan, neue Bilder tauchen auf, der Gesichtskreis dehnt sich aus, das entzückte Auge schweift über die reizendsten Gebirgsparthien, die mit den anmuthigsten Thälern wechseln, in denen aufsteigende Rauchsäulen gastliche Wohnungen verkünden. So geht es fort und fort, immer reizender und anziehender. Links von der Strasse gewahrt man den Ort Illova, wo Kaiser Joseph im Jahre 1788 sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Von dem nächsten Compagnieorte Szlatina steht nur das Wach-, Stations- und Wirthshaus an der Strasse, das Dorf selbst liegt seitwärts am linken Ufer der Temes. Am Wachhause sieht man eine grosse römische Votivtafel eingemauert, deren Schrift aber ganz unleserlich geworden ist.

Zwischen Szlatina und Illova liegt die Gegend, wo der Grossherzog Franz von Tosca-

na, auf seinem Marsche nach Mehadia, im Juli 1738, bei Gelegenheit einer Jagdparthie, von walachischen Räubern überfallen wurde, die als Türken verkleidet waren. Die Räuber erkannten den Grossherzog, warfen sich ihm zu Füssen und flehten um Gnade, indem sie bekannten, dass noch mehrere dergleichen Banden in dem nahen Gehölze herumstreiften und sich erboten, ihn und sein Gefolge auf sicheren Wegen in das Lager zu geleiten. Der Grossherzog verzieh nicht nur diesen Räubern, sondern bestimmte auch dem Anführer einen Jahrgehalt und ernannte ihn zum Haron-Bassa, d. i. zum Anführer der Seite 59 bereits erwähnten, berittenen Polizei. Dieser Mann hiess Peter Vancsa und lebte noch zu Griselini's Zeiten im Banate. — Wenige Jahre nach diesem Ereignisse erhob sich, zum Andenken an das so glücklich überstandene Abentheuer, eine Kapelle unserer lieben Frau, von der Gemahlin Kaiser Carl's gegründet. Im Sommer des Jahres 1838 feierte man zu Szlatina das hundertjährige Andenken an diesen Tag.

Ist man des Morgens von Karansebes aufgebrochen, so trachte man zu Mittag nach Terregova zu gelangen, wo man in dem an der Strasse stehenden Wirthshause gute Unterkunft finden wird. Ein wildromantischer Engpass, von der Temes durchbraust, der sogenannte Terregovaer-Schlüssel, führt dahin. Aus dem Gastzimmer des Wirthshauses geniesst man bei heiterem Himmel eine überraschende Ansicht des Szárko. Ausserhalb Terregova erhebt sich die Strasse allmählig auf die Höhe des Domaschnier Berges. Das zu den Füssen liegende, bereits oben erwähnte, Domaschnier-Thal mit dem netten Dörfchen, gewährt einen wunderlieblichen Anblick.

Der nächste Compagnie-Stationsort Cornia liegt in einem breiten Thale, in welchem, wenige Tage nach dem Abentheuer bei Szlatina, den Grossherzog beinahe ein zweiter Unfall getroffen hätte. In den benachbarten Wäldern lag eine grosse Zahl wohlbewaffneter Türken, die in den Nachmittagsstunden das Lager des Grossherzogs überfielen und bis zu seinem Zelte vordrangen, sie wurden jedoch so übel empfangen, dass sie ihre Kanonen, Munition und ihre ganze Bagage im Stiche liessen und in die nahen Wälder flohen. Der Grossherzog marschirte hierauf ungehindert nach Mehadia.

Von Cornia ist nun in ungefähr zwei Stunden das Dorf Mehadia erreicht, von welchem die berühmten Bäder nur mehr eine Stunde weit entfernt liegen. Die Fahrt dahin windet sich den Plugovaer Berg hinan. Von der Höhe gewahrt man schon die bedeutenderen Gipfel des Cserna-Thales im Abendlichte erglänzen. Links von der Strasse erhebt sich in einiger Entfernung ein colossaler Kalkrücken, hinter diesem ein zweiter, noch höherer Felsendom, Cserny Kamen genannt; sie schliessen das wilde Globureo-Thal ein, durch welches die Bella-Reka ihre Wogen wälzt. Im Hintergrunde ragt ein schmaler, schwarzgrauer Felskegel auffallend aus den übrigen zahlreichen Bergkuppen empor. Mit freudiger Ueberraschung vernimmt man, dass es der Domoglett ist. In Mehadia angelangt, wähle man von den zwei Gasthäusern das dem Bäckermeister Scholz gehörige, wo man, so lange die guthmüthige, gesprächige Frau des Bäckers die Wirthschaft führt, einen guten, vortrefflichen Tisch und ein reinliches Bett treffen wird.

Mehadia liegt in einem, von Thonschiefer und Kalkgebirgen umlagerten, breiten Kessel an der Bella-Reka, ist ein Compagniestationsort, hat ein Salz-

und ein Dreissigstamt. Von dem Schlosse Barkan und der sogenannten ungrischen Kirche, stehen nur mehr die letzten Trümmer auf einer Anhöhe hinter dem Dorfe. Ueberraschend steigt über einen Theil des Dorfes der Strasutz, ein mächtiger Kalkdom empor, der so manches Schöne an botanischen Schätzen birgt.

Von Mehadia windet sich die Strasse in die nahen Bäder durch ein anmuthiges, mit Reben umsäumtes, Thal an den Ufern der Bella-Reka fort. Botaniker insbesondere werden wohl thun, ihren Wagen den nächsten Morgen voraus in die Bäder zu schicken, und den Weg dahin in Begleitung eines Führers entweder zu Fuss oder zu Pferde über den Strasutz durch das Gebirge zu machen.

Dieser Fusssteig führt wohl auf einem Umwege in das Badethal, aber es geht recht angenehm im Schatten fort, und so manches zarte Kind der Frühlingsflora wird die Mühe des Umweges reichlich vergelten. *Dentaria glandulosa W. K.* in Gesellschaft der mit ihr verwandten *bulbifera L.*, *Asperula taurina*, *Carex pilosa Scop.*, die blättertragenden Zwiebel des *Crocus velutinus*, der prachtvoll blühende *Crocus aureus Sm.* u. dgl. m., sind die Zierden des Frühlings. Andere zahlreiche Pflanzen des südlichen Himmels wuchern üppig im hohen Grase, im dichten Schatten des Waldes, und man wagt kaum einen festen Tritt zu thun, in der Besorgniss, etwas Seltenes zu zertreten.

So langt man, recht angenehm zerstreut, nach mehreren Stunden in der Nähe des Augenbades an. Schon von weitem verkünden Schwefelwasserstoffdünste die Nähe der herrlich gelegenen Bäder; das weit verhallende Rauschen der Cserna mahnt an das lang ersehnte Ziel der weiten Reise, dem man nun mit immer steigender Ungeduld entgegen geht.

Ich habe so manche schöne Stellen in dem lieblichen Alpenlande Oesterreichs gesehen, aber nie fühlte ich mich tiefer ergriffen als in dem Augenblicke, wo ich den schmalen Fusssteig am Augenbade hinabschritt und plötzlich in der Mitte des Thales, an den Ufern der wildbrausenden Cserna stand, hingerissen von dem mächtigen Eindrucke einer zauberischen Natur!

III.

Die Herculesbäder und ihre Umgebungen.

III.

Die Mercurius-Bäder und ihre Umgebungen.

III.

Die Herculesbäder und ihre Umgebungen.

Wir sind nun angelangt bei der Schilderung des Thales, das, im äussersten Winkel des Königreichs gelegen, auf einem beschränkten Raume die mannigfaltigsten Reize entwickelt. Die allgewaltige Hand des Schöpfers, die den Sand am Meere ordnet und den Donner durch die Wolken führt, hat in diesem stillen Thale, nach dem kühnsten Plane, Felsen auf Felsen gethürmt, die hier nackt und kahl erscheinen, wie das bleiche Angesicht des Todes; dort wieder mit dem frischen Grün des Lebens überkleidet sind. Aber des Schöpfers milde Hand hat noch mehr gethan: sie hat die ehernen Bande der Felsenrinde gelöst, und aus der Oeffnung quillt, in verschwenderischer Fülle, ein segensreicher Born, nach welchem Tausende und aber Tausende pilgern, das unschätzbare Gut, das im Drange des Lebens so oft bedroht worden und endlich wankte — die Gesundheit — an der geweihten Stätte wieder zu erlangen.

Wir wollen in Folgendem die Reize und die köstlichen Schätze dieses, seit Jahrtausenden geheiligten Asyls der hart bedrängten, leidenden Menschheit nach Kräften schildern. Eine blühende, in der Geschichte gefeierte Landschaft umgibt diesen geweihten Ort, wir wollen unsere Leser auch dahin geleiten. Wir werden sie in die Klissura führen, wo die grossartigsten Denkmäler der entferntesten Generationen den Wanderer zur stillen Betrachtung und Bewun-

derung nöthigen. Hier sehen wir eine prachtvolle Kunststrasse in jüngster Zeit kühn durch die Felsschlucht, über die grauenvolle Tiefe des brausenden Stromes fortgeführt; dort gegenüber einen schmalen Steg, schon vor mehr als einem Jahrtausend von römischen Legionen mühsam in die felsenfeste Wand der Ufer gehauen! Wahrlich ein erhebender Gedanke, wenn der Mensch auf die längst untergegangenen Geschlechter zurückblickt, deren Werke Jahrtausende überlebt haben und noch heute von ihrer Grösse zeugen. Was ist da die spannenlange Zeit eines Menschenlebens, wenn wir an der Schwelle stehen, wo ein dahingegangenes Jahrtausend zu uns herüber spricht! Welch' eine aufmunternde Mahnung, für die kommenden Geschlechter zu wirken, die erst gehörig würdigen, was die Mitwelt verkannt hat.

Wir werden sodann den freundlichen Leser weiter hinab über die österreichische Grenze geleiten, wo der Mensch noch verwaist und armselig da steht, ein blindes Werkzeug der Laune; wo man mit einem Schritte über die Grenze einen andern Welttheil zu betreten wähnt; so ganz anders tritt uns dort der Mensch entgegen, mit dem auch die Natur zurückgeblieben ist. Wir werden dort zugleich ein grossartiges, ergreifendes Schauspiel kennen lernen, das seines gleichen nur auf dem neuen Continente — in Amerika, wo die Natur nach einem andern Massstabe ihre Werke geordnet zu haben scheint, wieder finden dürfte. — Ich meine den Donaufall, das eiserne Thor genannt.

1.

Das Cserna-Thal.

Aus der Einleitung wissen wir bereits, dass Nerva Trajan, auf seinem zweiten Feldzuge gegen den dacischen Fürsten Decebalus, dieses Thal mit seinen nachher so berühmt gewordenen Schwefelwässern entdeckt und mehrere Colonien hier und in den Umgebungen angelegt hat*). Dass diese Bäder bei den Römern in Ansehen gestanden haben, und von ihnen lange Jahre benutzt und verehrt wurden, beweisen die vielen Reste von Tempeln, Monumenten, Statuen, Münzen, Wasserleitungen u. dgl., welche in Menge um die Bäder herum ausgegraben worden sind. Der bereits in der Einleitung erwähnte Caryophilus hat, in seiner Dissertatio epistolaris, die Vermuthung geäussert, als hätten die Bäder dem T. Aelius Antoninus Pius alle diese Bauten zu verdanken; allein Griselini hat durch eine später aufgefundene Votivtafel, die noch heutzutage an den Wänden des Ludwigsbades zu lesen ist, und die dem Caryophilus unbekannt geblieben, unbezweifelt erwiesen, dass Nerva Trajan selbst, oder dessen Nachfolger Hadrian, der Gründer derselben gewesen sein müsse.

Als nachher die Römer dem Andrange der heranstürmenden Barbaren gewichen sind und für immer

*) Wir haben schon erwähnt, dass die von Trajan gegründete Colonia ad Aquas nicht, wie Griselini versichert, unsere heutigen Bäder waren, sondern dass diese Colonie nächst Ageta der Alten in Mösien lag, unweit der trajan'schen Brücke. Sulzer I. S. 181.

diese Thäler verlassen haben, fielen diese und mithin auch die Bäder der Zerstörung und Vergessenheit anheim. Mehrere stürmische Jahrhunderte, in denen Europa seine Wiedergeburt erkämpfte, schritten an diesen stolzen Trümmern der Vergangenheit, an dem köstlichen Geschenke der ewig räthselhaften Natur vorüber, ohne ihrer auch nur gewahr zu werden. Europa hatte die grosse Catastrophe glücklich überstanden, als bei anbrechender Morgenröthe des neuen Friedens, Ungarn und insbesondere diese Gegenden von einer neuen furchtbaren Geissel heimgesucht wurden. Wir haben der Türkenkriege bereits gedacht.

Unter Kaiser Carl VI. geschah es endlich, und zwar im Jahre 1736, also mehr als 1600 Jahre nach der ersten Entdeckung, dass Graf Hamilton zufällig in das Cserna-Thal kam. Die glückliche Entdeckung wurde bald benützt. Ein kaiserlicher Befehl ordnete an, die aufgefundenen Quellen zum Gebrauche wieder herzustellen. Die Arbeiten förderten eine Menge Statuen und andere Reste zu Tage, und die gelehrte Welt erstaunte nicht wenig, in diesem vergessenen Winkel der Welt so viele grosse Denkmäler der stolzen Weltbezwinger erstehen zu sehen.

Der Krieg unterbrach die begonnenen Bauten und Arbeiten auf mehrere Jahre wieder. Aber kaum war der Sistower Friede glücklich zu Stande gebracht, als es in den Bädern wieder anfing lebhafter zu werden. Die ausgezeichneten Heilkräfte dieser Schwefelwässer errangen bald einen ausgebreiteten Ruf durch halb Europa. Dieser, und die reizende, wildromantische Lage der Bäder, zogen seit dieser Zeit alljährlich eine grosse Menge Fremde herbei.

Das Cserna-Thal, in welchem diese Bäder liegen, ist unter den Querthälern, welche den banater

Alpenstock vielfach durchbrechen, nicht nur das bedeutendste, es ist in mancherlei Beziehung der interessanteste Punct des ganzen Banates, ja des ganzen Königreiches geworden. Noch immer kennt man die ganze Ausdehnung des Thales nicht. Die Wildheit und Unzugänglichkeit der Gegend hat es bis jetzt unmöglich gemacht, dasselbe der ganzen Länge nach zu verfolgen. Rechnet man aber dessen Länge von dem Grenzposten Bobod, der Stelle, wo die Cserna das österreichische Gebiet betritt, bis an den Winkel, wo die Bella-Reka sich in dieselbe ergiesst, so beträgt diese ungefähr drei deutsche Meilen. Hart an der Grenze der Walachei, im südöstlichen Theile des Reichs gelegen, wird dieses Thal von den steil abstürzenden Wänden der Vorgebirge gebildet, welche einerseits, und zwar am rechten Ufer der Cserna, sich unmittelbar an die Alpen Arcsana, Babel, Dobri-Vér lehnen, am andern Ufer aber dem Hochgebirgskamme angehören, der — im nahen Siebenbürgen die Grenze gegen die Walachei bildend, seine letzten Zweige bis weit über die Ufer der Donau hinaus sendet.

Die Physiognomie des Thales ergibt sich aus der allgemeinen Beschaffenheit des, hier wieder vorherrschenden, Kalkgebirges. Die schroffen, vielfach zerklüfteten Wände, die oft schauerlichschöne Felsparthien darbieten, drängen das in der Richtung von NO. nach SW. in Schlangenwindungen sich fortkrümmende Thal immer enger und enger zusammen, die colossalen Wände werden immer rauher und höher, je mehr diese Kämme, Cserna aufwärts, sich dem Alpengebiete nähern. Eine Stunde oberhalb dem Herculesbade verlässt der bequeme sichere Pfad, der auch bis dahin nur zu Fuss oder höchstens noch zu Pferde zu passiren war, den Wan-

derer, und der weitere, zum Cordonsdienst bestimmte Fusssteig bis Bobod hinauf, ist den steilen Ufern der Cserna nur mit Mühe abgerungen worden. Wir werden auf diese Gegend wieder zurückkommen.

Durch Verwitterung des Gesteins, das fortwährend, besonders im Frühjahre beim Schmelzen des Eises, sich löst und von den Höhen herabstürzt, hat sich am Fusse der schroff anstrebenden Kalkwände eine Art Vorgebirge gebildet, mit fruchtbarer Dammerde bedeckt, das an vielen Stellen bis über die Hälfte dieser Wände hinaufreicht und überall bewaldet ist. Gegen die Donau hin senkt sich das Gebirge bedeutend, es bildet sanft ansteigende, gewölbte Rücken, die allmählig in die türkische Donauebene verlaufen. Auch die Wände am rechten Ufer der Cserna nehmen auf der nordwestlichen Seite sanftere Formen an, ihre gewölbten Rücken schliessen sich, über mehrere Vorgebirge hinaus, endlich den Verzweigungen der Alpe Burba an.

Die ausgezeichnetsten Puncte dieses interessanten, noch immer zu wenig durchforschten, Gebirgszuges befinden sich in der Umgebung. Der Domoglett ist zwar nicht der höchste, aber seiner Aussicht und besonders seiner, schon seit Kitaibel bekannten, Pflanzenschätze wegen gewiss der ausgezeichnetste Punct. Er ist nicht allein von Naturforschern, sondern noch häufiger von Badegästen besucht worden. Cserna aufwärts ragen aus der, nur durch schmale Schluchten unterbrochenen, Kette noch mehrere mächtige Kämme empor, die aber selbst dem Landvolke nur wenig bekannt und an der Thalseite fast unzugänglich sind. Das Volk weiss diese Felsspitzen auch nicht zu benennen, was besonders von denjenigen gilt, die Cserna aufwärts am linken Ufer sich erheben und dem walachischen

Gebiete angehören, also schon aus Sanitätsrücksichten nicht betreten werden dürfen.

Diese kühn aufgethürmten Felsendome, diese verworrenen, das enge Thal hoch einschliessenden Felsgestalten, verleihen der Landschaft ein ernstes, grossartiges Ansehen. Dazu die Fülle, das Ueppige der Vegetation. An die kahlen, schroffen Wände rangen sich Sträucher und Gewächse aller Art. Mit Mühe haben die zarten Wurzeln sich einen Weg gebahnt in das feste Gestein. *Rhus cotinus, Spiraea ulmifolia*, verkümmerte Stämme mehrerer gemeiner Weidearten, die schöne *Syringa vulgaris*, einige prachtvoll blühende *Cytisus*-Arten, Zwerge von *Pinus sylvestris* und *pinaster* u. dgl. m. zieren diese schroffen Wände, die ausserdem die Heimath der seltensten Pflanzen sind. Wir nennen hier nur: *Thymus acicularis W. K., Silene petraea W. K., Galium purpureum L., Asperula ciliata Rchl., Athamantha Matthioli Wulf., Sedum hispanicum L., Apargia aspera W. K.* u. s. w., die zu mehreren Hunderten die steilen Kalkwände bedecken. Dazwischen haben auch *Saxifraga Rocheliana, Silene flavescens, Seseli gracile, S. rigidum* u. a. diese Höhen zu ihrem Lieblingsaufenthalte gewählt. Und so weckt der Anblick dieser buntgelockten grauen Häupter zugleich ein freudiges Gefühl. Besonders zierlich ist die oberste Einfassung der Felskämme mit einer Guirlande von *Pinus pinaster* und *sylvestris*.

Die Fluthen der Cserna beherrschen die ganze schmale Sohle des Thales. Bei Bobod betritt sie das österreichische Gebiet, aus einem wilden Engthale in der Richtung von Siebenbürgen kommend. Ungefähr 100 Schritte unterhalb dem Wachhause des Cordonpostens biegt sie um ein Felseneck und begrüsst mit ihrer rechten Hälfte den ungrischen Boden, während ihre linken Ufer noch der

Walachei angehören. Noch immer herrschen über den Ursprung des Bergstromes die verschiedenartigsten Meinungen. Griselini versichert, er entspringe am Berge Murarut in Siebenbürgen, was ein offenbarer Irrthum ist, da der Berg nicht einmal in Siebenbürgen liegt. Rochel glaubt, man müsse die Quellen an der östlichen Abdachung des Godjan suchen, und Sulzer lässt die Cserna am Retyezath entspringen. Das Wahre an der Sache ist, dass man darüber nichts Zuverlässiges weis, da alles bis jetzt Gesagte sich nur auf Vermuthungen gründet. Bei der Unzugänglichkeit der Gegend bleibt es noch immer eine schwierige Aufgabe, die Quellen des Wildstromes mit Gewissheit darzuthun.

Bei sehr bedeutendem Falle rauscht er mit Ungestüm in dem Felsbette fort. Bei Hochwasser, das im Frühjahre und Herbst regelmässig einzutreten pflegt, wird er sehr gefährlich. Er schwillt ungeheuer hoch an, und reisst ganze Felsblöcke und Baumstämme mit sich fort. Dem Ludwigsbade hat er schon einigemale mit dem Einsturze gedroht, und die Prolazer Brücke ist dem Grimme seiner Wellen bereits gewichen. Am Winkel, wo er das Badethal verlässt, nimmt er die Bella-Reka auf; sein Lauf wird ruhiger, er wendet sich dem Schuppaneker Thale zu, und schwesterlich vereint eilen beide, am Fusse des Alion entlang, in mehreren Mündungen dem gewaltigen Isther zu.

Nicht leicht dürfte es eine Stelle geben, wo die plutonische Entstehung eines Thales der Augenschein so klar lehrte, wie diess im Cserna-Thale der Fall ist. Betrachtet man die nach allen Richtungen zerklüfteten, tief geborstenen, schroffen Gehänge, welche immer höher und steiler, die Einschnitte immer tiefer werden, je mehr sich das Gebirge den

Alpen nähert; ihre nahe Beziehung zu dem Alpenstocke selbst, wo die grössten Emporhebungen Statt gefunden, so wird man nicht anstehen können, für die Erhebungstheorie sich auszusprechen, in deren Folge diese gewaltigen Zerreissungen mussten Statt gefunden haben. Und diese Ansicht wird durch das Erscheinen der vielen heissen Quellen auf einem so beschränkten Raume, von denen mehrere die Temperatur von 40° R. überschreiten, besonders unterstützt. Denn es deuten diese Thermen auf eine grosse Thätigkeit im Innern der Erde hin und sind als die sprechendsten Beweise zu betrachten, dass in der Tiefe die Kräfte noch immer wach und thätig sind, welche in den Zeiten, als die Menschen noch keine Geschichte geschrieben, die allgemeine Gestaltung der Gegend bewirkt.

Dass die Fluthen der Cserna dieses Thal durchgebrochen, und dadurch erst die Quellen sollen geöffnet worden sein, wie diess Schwarzott und Andere vermuthen, wird wohl nicht leicht anzunehmen sein. Wenn schon die Cserna auf die gegenwärtige Thalsohle allerdings einen grossen Einfluss geübt, den sie noch fortwährend ausübt, so ist es doch nicht wahrscheinlich, dass ein Bergstrom oder selbst frühere Diluvialfluthen eine so mächtige Gebirgskette, die grösstentheils aus dichtem Gesteine besteht, selbst in einem tausendjährigen Kampfe, wie Schwarzott versichert, sollten durchgebrochen haben. Zudem müsste es nach dieser Ansicht sehr schwierig sein, die Art und Weise auseinanderzusetzen, wie die Fluthen auf das entgegenstrebende Gestein zerstörend gewirkt; denn man muss entweder annehmen, die Cserna habe in der heutigen Richtung ihren Weg über das Gebirge genommen und ihr Bett immer tiefer und tiefer gegraben, oder es müssen die Wasser der Cserna

sich angesammelt und endlich mit Gewalt das Gebirge durchbrochen haben. In beiden Fällen bleibt so vieles zu erörtern, zu erklären; denn es ist nicht recht begreiflich, warum die Fluthen nicht nach den statischen Naturgesetzen in gerader Richtung sich fortbewegt haben, wodurch unmöglich ein nach allen Richtungen gewundenes Thal hätte entstehen können.

Die Bildung des Thales fällt offenbar mit den Emporhebungen zusammen, welche der Thonschieferbildung gefolgt sind, und Alles spricht dafür, dass hier nicht allmählig und unmerklich Jahrtausende hinaus wirkende Kräfte, sondern plötzlich eingetretene, heftige Umwälzungen die Veränderungen hervorgebracht haben mussten.

Grauer Uebergangskalk bildet die Hauptgebirgsart der ganzen Umgebung. In den Alpen umlagert, wie wir gesehen haben, die Kalkzone die Thonschieferbildung und die abnormen Massen der Hochgebirge. In den weiteren Verzweigungen der Hochalpen tritt die Kalkformation immer entschiedener auf; im Thale selbst bildet sie die beträchtlichsten Höhen von 4 bis 500 Klafter. Bei Orsowa überschreitet die Gebirgsart die Donau, und bildet, von Ogradina aufwärts, den wildromantischen Strompass, die Klissura, mit dem 365 W. Klafter über den Donauspiegel erhabenen Strbecz.

Oberhalb dem Herculesbade hat eine mächtige Granitmasse den Kalk durchbrochen. In so mancher Beziehung dürfte das Erscheinen des Granites von wichtiger Bedeutung sein, da es mehr als wahrscheinlich wird, dass er die Unterlage des ganzen Gebirgszuges bildet und zu dem Schlusse Veranlassung gibt, auch den Sitz der zahlreichen Thermen im Primitivgebilde selbst zu vermuthen. Auf dem Kalke lagern Thon und Kalkmergel, sie bilden

bedeutende Hügel. Weit entschiedener tritt indessen der Thonschiefer auf. Unterhalb dem Augenbade geht er in grossen Massen zu Tage und ist durch eingeschobene Kieselmassen characterisirt. Es erstreckt sich dieses Schiefergebilde bis über das Dörfchen Pecseneska hinab, wo wieder Kalkzüge wechseln. Hinter Mehadia erscheint der Thonschiefer wieder in mächtigen Lagen.

---

a) Die Schwefelquellen.

Von ganz besonderem Interesse sind die zahlreichen Schwefel-Thermen, gewiss die ausgezeichnetsten und heilkräftigsten der österreichischen Monarchie, welche nicht weniger als 24 an der Zahl, auf einer Strecke von kaum einer viertel Meile aus der Kalkstein- und Schieferformation hervorbrechen. Die ziemlich gleiche Beschaffenheit aller Thermen unter sich, was ihre chemische Zusammensetzung und ihre physicalischen Eigenschaften angeht, lässt auf gleiche Verhältnisse ihres Entstehens schliessen und wir haben schon oben im Vorübergehen bemerkt, dass die geologischen Verhältnisse des Thales zu dem Schlusse berechtigen, den allgemeinen Erhitzungsherd, der die nahen Alpen und mit ihnen das ganze Gebirge gehoben, und dem die Quellen ihren Ursprung verdanken, tief im Primitivgesteine zu suchen. Wir verweisen auf ähnliche Erscheinungen, wie solche das Auftreten der warmen Quellen in den Alpenthälern der Pyrenäen und der Schweiz zu begleiten pflegen*). Die Quelle des Herculesbades allein macht, da ihr

---

*) v. Leonhard's Lehrbuch der Geologie und Geognosie. Seite 741.

der characteristische Schwefelwasserstoffgehalt fehlt, eine, wenn gleich nur scheinbare, Ausnahme; denn da die qualitative Zusammensetzung der übrigen Bestandtheile der erwähnten Quelle, in übereinstimmendem Verhältniss mit den anderen Thermen des Thales steht, so wird es sehr wahrscheinlich, dass die Herculesquelle ihren Schwefelwasserstoffgehalt auf dem langen Wege, den dieselbe zurücklegt, bevor sie zu Tage geht, abgesetzt habe, welche Vermuthung auch noch durch andere, weiter unten näher zu bezeichnende, Umstände bekräftigt wird.

Durch die Ergebnisse der, in nebenstehender Tabelle mitgetheilten, chemischen Analyse ist es ausser Zweifel gesetzt, dass die verschiedenen Quellen unter sich mehr oder weniger zusammenhängen. Der geringe Unterschied, der unter ihnen obwaltet, dürfte im Allgemeinen erst auf dem Wege entstehen, den die verschiedenen Quellen abgesondert zurücklegen. So stehen die Hercules- und Carls-Quelle offenbar in sehr naher Beziehung zu einander, und wenn der Hercules-Quelle der Schwefelwasserstoff fehlt, so rührt es wohl daher, dass mit dem unterirdischen Canale Tagwasser und zum Theil atmosphärische Luft, welche beide zersetzend auf das Schwefelwasserstoffgas einwirken, in Berührung kommen. Wenn im Frühjahre die schmelzenden Eis- und Schneemassen die Cserna anschwellen, so wird auch der Zufluss der Quelle ergiebiger. Der Mineralgehalt derselben wird, wie ihre Temperatur, im Verhältnisse als die Tagwasser einwirken, geringer, welch letztere fortwährend zwischen 19 und 39° R. schwankt.

Tabelle

über den quantitativen Gehalt der Bestandtheile in den benützten Badequellen.

Quellen.	Hundert Kubikzoll Wasser enthalten								
	an flüchtigen Bestandtheilen Kubikzolle					an fixen Bestandtheilen Grane			
	Temperatur nach R.	Geschwefelt. Wasserstoffg.	Stickstoffgas	Kohlensaures Gas	Summe der Gasarten	Salzsaures Natrum	Salzsaurer Kalk	Schwefels. Kalk mit einer Spur Kieselerde	Summa der fixen Bestandtheile
Hercules - Quelle	18—39°	—	1,10	3,68	4,78	39,48	17,10	2,15	58,73
Carls - Quelle	34°	2,52	1,06	1,14	4,72	33,31	14,56	2,06	49,93
Ludwigs - Quelle	37°	5,15	1,10	1,24	7,49	54,57	22,75	3,04	80,36
Carolinen - Quelle	33°	7,48	1,12	1,46	10,06	91,43	44,15	4,57	140,15
Kaiser - Quelle	44°	10,10	1,15	2,10	13,35	96,36	50,23	5,05	151,62
Ferdinands - Quelle	43°	5,16	1,08	1,56	7,80	97,21	51,46	5,08	153,75
Augen - Quelle	42°	8,62	1,12	1,87	11,61	103,10	57,37	5,02	165,49
Francisci - Quelle	32°	5,10	1,12	1,33	7,55	78,18	36,09	4,05	118,32
Josephs - Quelle	39°	7,08	1,12	1,38	9,58	93,14	48,11	5,00	146,25

Die Hercules-Quelle entspringt auf der Anhöhe hinter dem Badegebäude aus grauem Kalkstein, in einer Höhle, aus welcher die Quelle mit grossem Gepolter durch einen natürlichen Felsencanal hinabstürzt und zwei Badestuben mit Wasser versieht. Der Ueberfluss wird unter der Strasse weg in die Cserna geleitet. Das Wasser ist farblos, ganz geruchlos, hat einen schwach bitterlich, salzigen Geschmack und trübt sich erst nach langem Stehen im Badekasten ganz wenig. Merkwürdig ist die Mächtigkeit, mit welcher die Quelle zu Tage geht. Sie stürzt mannsdick aus der Felsenhöhle und liefert 5045 Kubikfuss Wasser in einer Stunde.

Die Carls-Quelle entspringt aus derselben Formation Cserna abwärts, ungefähr 45 Klafter von der Hercules-Quelle entfernt. Die Menge des Zuflusses beträgt 23 Kubikfuss in einer Stunde. Das Wasser hat einen schwach hepatischen Geruch, einen etwas salzigen Geschmack und wird meist zur Trinkcur verwendet.

Die Ludwigs-Quelle geht unterhalb der Carls-Quelle in zwei gesonderten Armen, die nur einige Fuss von einander entfernt liegen, nahe am Ufer der Cserna zu Tage. Es schmeckt hepatischer und salziger als das Wasser der Carls-Quelle. Die zwei getheilten Quellen liefern zusammen in einer Stunde 960 Kubikfuss Wasser.

Die eigentliche Carolinen-Quelle entspringt mit der vorigen in derselben Richtung flussabwärts, unmittelbar unter dem Reservoir, in welchem ihre Wasser aufgefangen werden. Die hepatischen Eigenschaften treten wieder ausgezeichneter hervor in Geruch und Geschmack als bei den bisher abgehandelten. Schwarzott bestimmte die Temperatur der Quelle auf 22° R. und den Zufluss auf 180 Kubikfuss in einer Stunde, während Zimmer-

mann im Jahre 1817 diesen auf 115½ Kubikfuss berechnete und die Temperatur 33° R. fand.

Die Kaiser-Quelle bricht unmittelbar auf der Strasse vor dem Badegebäude hervor, und wird von da in hölzernen Röhren in die Badebehälter des Kaiser- und hinüber in die des Carolinenbades geleitet. Die Quelle ist von allen benützten die heisseste, riecht stark hepatisch und hat einen eckelhaft-scharfsalzigen Geschmack. Sie liefert 89 Kubikfuss Wasser in der Stunde. In der Nähe derselben strömen, gegen die Cserna hin, noch mehrere, sehr reichhaltige Quellen aus dem Kalksteine hervor, die mitunter noch heisser sind, als die in den beiden Bädern verwendeten, indem einige derselben die Temperatur von 50° R. überschreiten.

Die Ferdinands-Quelle entspringt in einer Höhle hinter dem allgemeinen Bade. Unterhalb dieser Quelle ist eine enge Felshöhle, das Schwitzloch genannt, worin an mehreren Stellen heisses hepatisches Wasser hervorquillt. Das Landvolk pflegt sich noch immer dieser Höhle, die mit hepatischen Wasserdünsten erfüllt ist, als eines sehr wirksamen Schwitzbades zu bedienen. Die Quelle liefert 90 Kubikfuss Wasser in der Stunde.

An der Stelle des Augenbades entströmen vier Quellen der Schieferformation, die alle eine gleiche Beschaffenheit unter einander zeigen und mit der Ferdinands-Quelle in naher Beziehung zu stehen scheinen. Die Mittlere wird zum Augenbade benützt, und auch als Trinkcur angewendet. Sie liefert in einer Stunde 40 Kubikfuss Wasser.

Die Francisci-Quelle entspringt am linken Ufer der Cserna, dem Augenbade gegenüber, unter dem Badekasten selbst. Sie hat einen ausgezeichnet hepatischen Geruch und ist im Geschmacke der Ferdinands-Quelle ziemlich ähnlich, was wieder auf

eine nahe Beziehung beider schliessen lässt. Sie gibt in einer Stunde 93 Kubikfuss Wasser.

Die letzte der benützten Quellen ist endlich die, hart am linken Ufer der Cserna, unterhalb der steinernen Brücke zu Tage gehende, Josephs-Quelle, welche nur 5 Kubikfuss Wasser in der Stunde liefert. Sie kommt mit der Kaiser-Quelle nahe überein, ist jedoch der Ueberfluthung ausgesetzt und wird daher nur von dem Landvolke benützt.

Erwägen wir das im Vorhergehenden Gesagte, so wird es vor Allem auffallen, wie die Temperatur und der Mineralgehalt der Thermen gegen die Kaiser-Quelle hin zunehmen. In der Nähe derselben gehen die Wässer, wie wir schon erwähnt, am häufigsten und heissesten zu Tage. Professor Zimmermann hat auf diesen Umstand die Behauptung gegründet, dass die Hauptader der gesammten Quellen des Thales hier liegen müsse, und die übrigen nur als Nebenzweige davon zu betrachten wären. Aber wir können nicht glauben, dass die Veranlassung zu solch einem Phänomen, wie das Auftreten oder Entstehen der Quellen ist, ein Phänomen, das, wie hier der Beweis vorliegt, über ein Jahrtausend hinaus unverändert Statt gefunden, auf einen so geringen Raum, wie die Umgebung der Kaiser-Quelle, beschränkt sein könne. Wir betrachten vielmehr das Hervorbrechen der Quellen an diesem oder jenem Orte mehr als eine locale Erscheinung, die von mancherlei Umständen abhängig und darum auch veränderlich sein kann, wie bei der Ferdinands-Quelle ein Fall vorgekommen ist, indem dieselbe vor einigen Jahren ihren Lauf abgeändert hat. Aber die Veranlassung zur Entstehung der Quellen liegt wahrscheinlich tief im Innern der Erde und beherrscht dort, unabhängig von äusseren Einflüssen, einen ansehnlichen Raum.

Die Wässer der beschriebenen Quellen laufen von ihrem Ursprunge alle farblos in die Bäder ein, und trüben sich erst nach längerem Stehen in den Badekästen, nach Beschaffenheit der Quelle mehr oder weniger schnell. Sie bekommen an der Oberfläche ein schön irisirendes Häutchen und setzen einen weissen, mehr oder weniger gelblich gefärbten, schlüpfrigen Niederschlag an die Wände und den Boden der Kästen ab. Noch auffallender ist diese Zersetzung der Quellwasser an den Abflussröhren zu beobachten. Dort setzten sich ganze Krusten von krystallisirtem Schwefel und Kalksalzen ab, welche Erscheinung in der Leitungsröhre der Kaiser-Quelle am schönsten beobachtet werden kann.

Ausser den so eben abgehandelten Quellen entströmen der Kalkstein- und Schieferformation noch mehrere Schwefelwässer, die man aber ihrer ungünstigen Lage wegen meist unbenützt abfliessen lässt. So geht eine Quelle im Bette der Cserna unweit der Francisci-Quelle zu Tage, desgleichen eine am entgegengesetzten Ufer unterhalb dem Ferdinandsbade. Oberhalb dem Wasserfalle entspringen gleichfalls zwei andere Quellen im Strombette, die in ihrer physicalisch-chemischen Beschaffenheit den Hauptquellen gleichen.

Was die heilkräftigen Wirkungen dieser Quellen angeht, so ergibt schon ein flüchtiger Blick auf ihre chemische und physicalische Beschaffenheit, die vorzügliche Stelle, welche sie unter den Schwefelwässern Europas einnehmen, und wir dürfen dieselben, ohne Uebertreibung, unter die Schwefelthermen ersten Ranges zählen. Die weltberühmten Schwefelquellen der Pyrenäen, wie die von Baréges, zeichnen sich, wie wir von Longchamp wissen, nicht so sehr durch ihren geringen Gehalt an gebundenem Schwefelwasserstoffgas, als durch

ihre grosse Menge von hydrothionsauren Salzen und einem bedeutenden Gehalte von Aetznatrum aus. Besonders sollen diese Quellen dem letzteren characteristischen Bestandtheile ihre ausgezeichneten Wirkungen zu verdanken haben. Etwas ähnliches mag auch bei unsern Wässern Statt haben, denn die in der Analyse angeführten Gasarten dürften kaum im freien Zustande in den Thermen existiren, was auch die Producte der freiwilligen Zersetzung in den Leitungsröhren und an dem Quellenrande zu beweisen scheinen.

Es erweisen sich demnach unsere Bäder als besonders wunderthätig in den chronischen Uebeln, welche aus den allgemeinen Störungen des Hautlebens hervorgehen. Besonders wirksam hat der zweckmässige Gebrauch der Bäder in der Gicht, bei Contracturen und Steifigkeiten der Gelenke, bei inveterirten Drüsenleiden u. s. w. sich erwiesen.

Specielleres über diesen wichtigen Gegenstand vermögen wir hier nicht zu geben, da derselbe ganz ausserhalb unserer Sphäre liegt; es genüge, die leidende Menschheit auf die überaus kräftigen Wirkungen dieser Bäder aufmerksam gemacht zu haben. Aerzte mögen das Ausführlichere in therapeutischer Beziehung bei Schwarzott nachlesen.

Nur einen Rath wollen wir schliesslich den Hilfesuchenden noch mitgeben, dass sie es ja nicht versäumen mögen, eine vollständige Beschreibung ihres Uebels und der Art, wie sie in der Heimath behandelt wurden, von ihrem Hausarzte mitzubringen, welche dem Badearzte zur Einsicht zu übergeben ist, der nach diesen Angaben den Gebrauch der Bäder anordnet. Keinesfalls erlaube sich aber ein Kranker, den Gebrauch und die Wahl der Bäder ohne ärztlichen Rath, nach eigenem Gutdünken zu bestimmen, indem ein solch eigenmächtiges Verfahren bei

der grossen Wirksamkeit der Bäder schon sehr viel Uebel herbei geführt hat.

---

b) Badeanstalten und Bauten.

Gewiss wird jeder Fremde, der diese Gegenden besucht, erstaunen und äusserst angenehm überrascht werden, in einer so abgeschiedenen Welt, unter einem von der Natur etwas verwahrlostem Volke, in einem wilden Engthale, hart an den felsigen Ufern eines mächtigen Wildstromes, der in seinem Grimme oft mit den grössten Felsblöcken in die Wette ringt, Anstalten und Bauten zu treffen, wie man sie in der Nähe einer Hauptstadt nicht besser verlangen kann. Der kleine Raum, auf dem die Bade-, Fremden- und Oeconomiegebäude vertheilt sind, die im Thale angebrachten schönen, vortrefflichen Strassen und Spaziergänge, sind meist mit Mühe und unendlichen Kosten, theils dem Strome selbst, theils dem ewig nachstürzenden Gerölle und Gebirgsschutt abgewonnen worden. Das hohe Aerar, unter dessen Verwaltung, durch das temesvárer Generalcommando, diese Bäder stehen, hat bedeutende Opfer gebracht und bringt sie fortwährend noch, um diesen, von der Natur mit wilder Schönheit reich begabten, Ort zu einem angenehmen, besonders Leidenden mehr freundlichen, erquickenden Aufenthalt zu gestalten. Und die riesige Natur hat sich dem hochherzigen Schöpfer gebeugt!

Die Badeanstalten sind, obschon sie noch manches zu wünschen übrig lassen, ihrem Zwecke angemessen, recht bequem eingerichtet. Wir beginnen deren Beschreibung wieder mit dem äussersten Hercules-Bade.

Das Badgebäude lehnt sich rückwärts an die Felsenwand, aus welcher die Quelle entspringt, und enthält ein Extra- und ein allgemeines Bad. Zwischen beiden führt eine Treppe in das obere Stockwerk in ein geräumiges Wohnzimmer, das im Nothfalle an Badegäste vermiethet wird. Von da führt eine weitere Treppe zum Ursprung der Quelle. Des allgemeinen Bades bedient sich meist das arme Landvolk, das aus der Näh' und Ferne zuströmt und besonders viel auf diese Quelle hält. Auch die Römer scheinen derselben einen besonderen Vorzug eingeräumt zu haben. In einer Nische des allgemeinen Bades ist noch eine kleine Statue des Hercules zu sehen, die aber schon etwas übel zugerichtet ist. Denn die Walachen setzen ihr fleissig zu, indem sie Theile davon abschaben und, mit dem Wasser der Quelle gemischt, als Arznei nehmen. Sie legen auf dieses Pulver hohen Werth.

Zunächst an das Badehaus ist ein Wachzimmer angebaut, an das sich ein Armenhaus anschliesst, alles unter einem fortlaufenden Dach. In dem Armenhause sind die kranken Männer und Weiber in zwei Zimmern abgesondert, und werden hier durch milde Beiträge der Badegäste unentgeldlich verpflegt.

Vom Herculesbade abwärts stehen an der Escarpmauer zwei sehr nette, roth angestrichene Badestübchen, das Carls-Bad, auch die Fussbäder genannt. Das Eine ist für Männer, das Andere für Frauen bestimmt. Die Stuben enthalten drei Schuh tiefe steinerne Badekästen, in welche das Quellwasser durch hölzerne Röhren geleitet wird. Das eine Stübchen enthält ausserdem noch eine bequeme Vorrichtung zum Baden der Arme und Hände. Zwischen den zwei Badehäuschen läuft das Wasser aus dem Ursprung in ein steinernes Becken und wird daselbst zum Trinken geschöpft. Nicht

weit davon gewahrt man die Reste einer römischen Wasserleitung, die man ehedem bis zum Hercules-Bade verfolgen konnte.

An der Escarpmauer fort, gelangt man am Anfange des Badeplatzes zum Ludwigs-Bade, dessen ausgedehnte Gebäude hart am Ufer der Cserna stehen, und durch eine starke Mauer gegen die Fluthen derselben geschützt sind. Die Badeanstalt besteht aus einem grossen allgemeinen Bade, 12 Extrabädern und einem Offiziersbad, das unbemittelten hilfsbedürftigen Offizieren zur freien Benützung überlassen wird. Die 12 Extrabäder haben hölzerne Badekästen und sind alle mit einem Kuppeldache versehen, das oben offen ist. Die Wenigsten haben eine Vorrichtung zum schliessen dieser Oeffnungen, was manchen Uebelstand herbeiführt. Uebrigens sind die Badestuben recht bequem, mehrere auch mit einem heizbaren Ankleidecabinette versehen. Eine andere grosse Bequemlichkeit hat die Anstalt dem thätigen Dr. Martini zu verdanken. Auf seinen Vorschlag haben mehrere Bäder, so auch das Ludwigsbad, eigene Reservoirs erhalten, in denen fortwährend Wasser zum abkühlen stehen gelassen wird, so dass man die Temperatur der Bäder, durch Zulassen von im Reservoir abgekühlten Wasser, bequem reguliren kann. Mittelst gedeckter Gänge stehen diese Badestuben mit der ganzen Fronte der Gebäude bis zum Carolinen-Bade hin, in unmittelbarer Verbindung. Von der gegenüber stehenden Caserne führt gleichfalls ein, unter der Strasse fortlaufender, gedeckter Gang in die Bäder. Dieser Bequemlichkeiten halber wird das Ludwigs-Bad auch am häufigsten benützt. Früher hiess diese Badeanstalt das Schindelbad, weil dieselbe die erste war, welche 1731 eine Schindelbedachung erhielt. Seit dieser Zeit wurde die Localität mehrmals re-

parirt und verschönert. Die Cserna nahm die Bauten im Frühjahre 1830 hart mit und es fehlte nicht viel, so wäre die ganze Anstalt eingestürzt. Eine Marmortafel in der noch römischen Wand des allgemeinen Bades, bewahrt das Andenken eines Besuches, mit welchem der verewigte Kaiser Franz und seine erlauchte Gemahlin diese Bäder beglückt. Die Inschrift lautet:

FRANCISCUS. AUSTRIAE. IMPERATOR.
HUNGARIAE. BOH. LOMB. VENET. GAL. LOD.
ET. ILLYR. REX.
CUM. AUGUSTA. CONJUGE. CAROLINA.
ITINERE. FAUSTISSIMO. IMPERII. PROVINCIAS.
PERLUSTRANS.
INSIGNES. ANTIQUA. SALUBRIUM.
AQUARUM. LAUDE.
THERMAS. HERCULANAS. AD. MEHADIAM.
INVISIT.
DIE. 1. OCTOB. MDCCCXVII.

Das Carolinen-Bad, am unteren Ende des Badeplatzes, fällt durch die edle, gefällige Bauart vor allem auf. Das mit einem Kuppeldache versehene Gebäude umfasst ein geräumiges Gesellschaftsbad, wozu zwei Ankleidezimmer gehören, und zwei Extrabäder. Das schöne Gesellschaftsbad ist in ovaler Form gebaut, und mit einer netten, hölzernen Gallerie versehen. Das hochgewölbte Kuppeldach hat verschiebbare Fenster. Zwei abgesonderte, heizbare Ankleidecabinette führen über gedeckte Treppen, deren Flügelthüren sich in das Wasser öffnen, in das Bad hinab. Die zwei Extrabäder haben gleichfalls heizbare Cabinette. Zwei Quellen versorgen diese Anstalt mit dem nöthigen Wasser. Die eigentliche Carolinen-Quelle entspringt,

wie bereits angeführt, in der Nähe des Extrabades. Ausserdem geht eine Leitungsröhre aus der Kaiser-Quelle herüber.

Das Carolinen-Bad, ehemals das kühle Gliederbad genannt, wird, der äusserst netten und bequemen Einrichtung wegen, mehr von der eleganten Welt benützt, wozu noch der Umstand kömmt, dass es mit dem schönen Neugebäude in nächster Verbindung steht. 1826 erhielt das Badehaus die gefällige Form.

Wenn man am Carolinen-Bad die Brücke überschreitet, gewahrt man am Ufer der Cserna ein kleines Badehäuschen, hart an den Strom gebaut. Es ist das Josephs-Bad, früher Fieberbad genannt. Der ungünstigen Lage wegen wird es fast gar nicht benützt. Das arme Landvolk braucht es noch oft als fiebervertreibendes Bad.

Auf der Strasse fort, gelangt man nach einer ziemlichen Strecke zum Francisci-Bad, das an der Chaussée steht. Mit den Badekammern stehen unter einem fortlaufenden Dache: die Wohnung des Badedieners, eine Wachstube und ein Kranken-Zimmer für das Militär. Die Badevorrichtung besteht aus zwei Kästen, die auf der hervorströmenden Quelle selbst angebracht sind. Die zwei Ankleidecabinette sind heizbar. Die weite Entfernung dieser für sehr wirksam gehaltenen Quellen vom Badeplatze, machen den Gebrauch derselben sehr unbequem. Der Pächter pflegt die Patienten in einem geschlossenen Bâtard hinführen zu lassen. Die Anstalt hiess ehedem das Franzosenbad.

Hinter dem Francisci-Bad führt ein practicabler Steg über die Cserna zu dem gegenüberliegenden Augen-Bade. Das nette Badehäuschen lehnt sich an den Schieferfelsen und steht auf dem Reservoir der Quelle; daran stösst ein hölzernes,

längliches Gebäude, das zum Augendunsten vorgerichtet ist.

Nun geht es Cserna aufwärts zu den letzten zwei Badeanstalten, dem Ferdinands- und dem Kaiser-Bade, welche beide unter einem fortlaufenden Dache stehen.

Das Ferdinands-Bad hat ein Gesellschafts- und ein Douchebad. Dieselbe Quelle bewässert auch das dazu gehörige allgemeine Bad, das in einem eigenen, an den Felsen angelehnten Häuschen befindlich ist, und gleichfalls eine Douche-Vorrichtung besitzt.

Das anstossende Kaiser-Bad hat ein allgemeines und drei Extrabäder, diese haben marmorne Badekästen, in denen Se. verewigte Majestät, Kaiser Franz, im Jahre 1817 einigemale gebadet.

Diese beiden Anstalten, das Ferdinands- auch Douchebad (früher Kalkbad) genannt, und das Kaiser-Bad (ehemals das heisse Gliederbad), haben ein sehr freundliches Ansehen und gehören zu den heilkräftigsten Quellen. Die Stuben sind hoch und licht. Das Kaiser-Bad geniesst noch den besonderen Vortheil, dass es, wie das Ludwigs-Bad, ein Abkühlungs-Reservoir besitzt, um das Wasser beliebig temperiren zu können.

Die so eben abgehandelten Badeanstalten sind sämmtlich in dem besten Zustande und werden, wo es nur thunlich und möglich ist, immer mehr verschönert und bequemlicher gemacht. Die Erhaltung derselben kostet dem Aerar bedeutende Summen. Die hepatischen Wasserdünste verderben in den Badekammern viel Holz- und Mauerwerk, was immer reparirt werden muss. Dessgleichen erfordern auch die Gebäude immerwährendes Nachbessern gegen die Verwüstungen der Cserna. Das hohe Aerar bietet Alles auf, um den Gebrauch dieser,

weit und breit berühmt gewordenen, Quellen den Hilfesuchenden so bequem als möglich zu machen. Sechs Badediener (hier Plajásch, auch Plejaschen genannt) versehen den Dienst in den verschiedenen Bädern. Sie sind mit Thermometern versehen, um die Temperatur des Wassers stets nach dem Wunsche und den Erfordernissen des Badenden reguliren zu können. Besondere Sorgfalt haben dieselben auf die Reinlichkeit der Bäder zu verwenden.

Die übrigen Badegebäude, freilich nur wenige an der Zahl und daher für den grossen Andrang von Fremden in den Monaten Juni und Juli, viel zu beschränkt, bestehen aus drei Unterkunfts- und mehreren Oeconomiegebäuden.

Das vorzüglichste Fremdengebäude ist das, im grossartigen Style, 1824 vollendete, sogenannte Neugebäude. Die zwei, gegen die Cserna und den Platz gekehrten, Fronten desselben sind durch einen Gang getrennt, der mit dem Carolinen- und dem Ludwigs-Bade communicirt. Das zweistöckige mit einem netten Bohlendach versehene, Gebäude enthält 71 lichte, freundliche Zimmer, und ausserdem zwei Salons an beiden Enden, jeder mit einem Balcone versehen. Zu den Zimmern gehören sieben Küchen, wovon fünf an Fremde vermiethet werden können. Im ersten Stockwerke ist der Raum, der auf den mittleren Balcon mündet, bisher zur katholischen Kapelle benützt worden. Seit dem Herbste dieses Jahres wird der Gottesdienst in der neu erbauten Kirche gehalten. Das Frontispice hat eine Schlaguhr, die einzige im Bade.

Der an das Neugebäude stossende einstöckige Cameral-Tract, der im Jahre 1792 errichtet und 1809 erweitert wurde, hat 44 theils heizbare, theils unheizbare Fremdenzimmer und fünf Küchen. Im Erdgeschoss befindet sich, neben dem Thore, die

Badekanzlei, wo die Wohnungen und Bäder gemiethet werden.

An dieses Gebäude schliesst sich unmittelbar der sogenannte Militär-Tract an. Die Zimmer desselben, Nr. 1 ausgenommen, sind für unbemittelte, kranke Offiziere, vom Capitänlieutenant abwärts bestimmt, und werden diesen unentgeldlich überlassen.

Die gegenüberstehende Caserne dient für krankes Militär, vom Unteroffizier abwärts. Das nette Gebäude ist erst im Jahre 1835 vollendet worden.

Das Traiteurgebäude hat im oberen Stockwerke einen recht hübschen Saal, mit Nebenzimmern versehen. Er dient als Speise- und zugleich als Tanzsaal. Im Erdgeschosse ist ein sehr nett eingerichtetes Caffeehaus mit einem Spielzimmer. Linker Hand vom Einfahrtsthore ist ein Kaufmannsladen, wo man die verschiedenartigsten Dinge für theures Geld erhält.

In dem daranstossenden Verwaltungsgebäude befindet sich im Erdgeschoss die wohl eingerichtete Apotheke des verdienstvollen Apothekers Hrn. Galliny zu Lugos, welche von einem Pächter besorgt wird. Die übrigen Zimmer des Erdgeschosses bewohnen vier Badediener. Im obern Stockwerke sind die Wohnungen des Badeverwalters und des Brunnenarztes. Ein nettes Wachhaus, sodann die Wohnung eines Badedieners, sonst auch das alte Backhaus genannt, schliessen am Badeplatze die Reihe der Gebäude.

Ueber der steinernen Brücke sind die Wohnungen des Fleischhauers, des Bäckers und Brunnenmeisters. Hinter denselben ist die Schmiede, weiter gegen das Gehölz hin, die erst im Jahre 1837 sehr geschmackvoll aus Stein erbaute, sogenannte Barake, die ehedem nur aus Brettern zusammen-

geschlagen gewesen. Sie ist zur Aufnahme der ärmeren Classe von Badegästen bestimmt.

Vor diesem Gebäude steht an der Strasse die nette Kirche, welche für den walachischen Gottesdienst bestimmt ist. Mit der Feuerlöschrequisiten-Schoppe, einer Wagenremise und einem langen Stallgebäude ist die Zahl der Bauten im Badeorte geschlossen.

Der geräumige, sehr nett gehaltene Badeplatz ist mit einem Springbrunnen geziert, der ein köstliches Trinkwasser führt, das aus der, hinter der Baracke befindlichen, Brunnstube über die Brücke hergeleitet wird. Im Sommer des Jahres 1826 wurde die Fontaine eröffnet. Vor derselben steht, auf einem steinernen Piedestal, eine Sonnenuhr.

---

c) Spaziergänge im Badethale.

Auch für herrliche Spaziergänge in die nächsten Umgebungen des Thales ist mannigfaltig gesorgt worden. So führt ein schöner, bequemer, gegen die sengenden Strahlen der Sonne wohl geschützter Spaziergang, der erst im Sommer 1835 neu angelegt worden, von der Caserne zur Räuberhöhle. Man geniesst auf diesem Wege, an mehreren Stellen, eine wunderschöne Durchsicht auf einen beträchtlichen Theil des Thales. In der Höhle angelangt, wird man eben nichts besonderes finden, was zu der grossen Berühmtheit derselben hätte Veranlassung geben können.

Ein bei sieben Klafter hohes und über eine Klafter breites Felsenthor führt mässig aufwärts in eine Vorhalle, aus welcher, links und rechts, zwei Oeffnungen in das Innere führen. Linker Hand gelangt man in eine kleine Höhle, die durch eine Oeffnung in der

Wand beleuchtet wird. Der Eingang rechts mündet in eine grosse Höhle, welche 25 Schritte lang, ungefähr 12 Schritte breit und bei 7 Klafter hoch ist. Gegen die Cserna hin ist sie offen und nur mit einer, bis über die Hälfte der Höhe reichenden, gemauerten Wand verwahrt; eine schmale, thürartige Oeffnung führt auf den vorspringenden Fels hinaus. Die Wände der Höhle sind mit allerlei Inschriften und Namenszügen über und über bemalt, und eine in der Mitte angebrachte, hölzerne Bank ladet zur näheren Besichtigung der verschiedenartigen Kritzeleien und Malereien ein. Etwas interessanter ist eine an diese stossende grosse Höhle, die aber nur mit Fackeln zu betreten ist. Linker Hand führt eine niedere Oeffnung in dieselbe. Sie ist die ausgedehnteste, indem sie ungefähr 100 Fuss in der Länge und 54 in der Breite misst, und die spitz zugehende Wölbung nahe an 10 Klafter hoch sein mag. Der feuchte, modrige Grund, das altergraue, hie und da von durchfiltrirtem Tagwasser durchnässte, Gestein, die kalte, dumpfige Luft, machen den längern Aufenthalt in derselben unheimlich. Ganze Schwärme Fledermäuse verirren sich im Spätherbste herein und vollbringen daselbst, in grosse Klumpen zusammengeballt, ihren Winterschlaf. Am Ende dieser Höhle führen noch andere zwei, etwas in die Tiefe gehende, kaum fünf Fuss hohe Spaltungen in zwei weitere finstere Gewölbe. Das eine ist nur klein und niedrig, kaum 2 Klafter lang, das andere kommt an Grösse und Ausdehnung der vorhin beschriebenen gleich. Diese Gewölbe endigen in enge Spaltungen, durch die man nur mit Mühe und Gefahr dringen kann, da der Boden äusserst schlüpfrig und uneben ist, und hie und da mit nicht unbedeutenden Tiefen wechselt. Unter dem Volke herrscht eine alte Sage, nach welcher diese schmalen Felsgänge mit dem

Schlosse Barkan zu Mehadia in Verbindung stehen sollen. Auch der Name der Höhle gründet sich auf Sagen und Erzählungen, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass diese in den frühern unruhigen Zeiten, Räuberhorden zum Aufenthalte gedient haben mag*).

Ungefähr in der Richtung oberhalb der Räuberhöhle ist noch eine weit interessantere Felskluft, die Schwarzott die Herculesdampfkaminhöhle genannt hat, weil sie mit dem Canale der Herculesquelle in naher Beziehung zu stehen scheint. Ich habe den Weg dahin, durch das Gewirre von Felsen und Sträuchern, vergebens gesucht, und daher die Höhle selbst nie betreten. Aus der Schilderung, die Schwarzott davon gemacht, geht hervor, dass dieselbe ein anderes unterirdisches Gewölbe überdeckt, welches wahrscheinlich der Herculesquelle zum natürlichen Reservoir dient, in welchem ihre Wasser sich ansammeln und von hier aus zu Tage gehen. Schwarzott fand die Temperatur in der erwähnten Höhle bedeutend höher, als jene der äussern Luft; die Wände waren erhitzt und aus mehreren Bodenrissen stiegen heisse Dämpfe empor, die mit dem Wasser der Quelle dieselbe Natur hatten.

Unterhalb dem Laubengange, der zur Räuberhöhle führt, ist eine bequeme Fahrstrasse angelegt, die ursprünglich nur bis zu dem Herculesbade sich erstreckte, im Sommer 1835 aber, mit bedeutenden Kosten, um ein beträchtliches verlängert wurde. Sie endigt an einer, in demselben Sommer über

*) Das walachische Volk ist an der römischen Benennung der Herculesbäder irre geworden, und erzählt sich, dass ein mächtiger Räuberanführer, Hercules genannt, dieses Thal beherrscht und in der beschriebenen Höhle seinen Wohnsitz aufgeschlagen haben soll.

die Cserna gebauten, Bohlenbrücke, die, auf drei gespannten Bogen ruhend, eine sehr bedeutende Länge hat. Die Brücke ist so solid, dass sie auch grössere Lasten zu tragen im Stande ist, wird aber bloss von Fussgängern benutzt. Von der Brücke geleitet ein schmaler Fusssteig zur sogenannten Wasserenge, einem interessanten Puncte, wo die ganze Fluth der Cserna in einen schmalen, von Granit gebildeten Canal zusammengedrängt wird. Von da zieht der Pfad weiter durch ein anmuthiges Wäldchen an den üppigsten Exemplaren von *Carex sylvatica*, *Lathyrus Hallersteinii*, *Orobus variegatus*, *Lapsana foetida*, *Galium capillipes*, der schönen *Campanula Grosseckii* vorüber, bis an den Wasserfall, wo die Cserna ihre drängenden Wogen an einem, im Bette liegenden, gewaltigen Granitblocke bricht und einige Fuss tief, mit donnerähnlichem Getöse, über denselben hinabstürzt. Eine Bank ist am Ufer angebracht, auf der man gerne verweilen wird, um sich länger an dem Spiele der Cserna zu ergötzen, das, im Sonnenschein gesehen, einen prachtvollen Anblick gewährt.

Die so eben beschriebene Strasse, vom Badeplatz bis an den Wasserfall, bietet dem Pflanzenfreunde die reichsten Schätze des Thales. Man wandelt in einem üppigen botanischen Garten, voll der schönsten Seltenheiten. Da stehen *Dianthus trifasciculatus*, die erwähnte *Campanula Grosseckii*, das seltene *Hypericum Richeri* und *Salvia amplexicaulis*, bunt durcheinander sich um die Plätze streitend; an die schroffen Felswände klammern sich die schöne *Saxifraga Rocheliana*, *Thymus acicularis*, *Silene petraea*, *Vesicaria utriculata*, diese Königin der *Alysseen*, und man wagt oft sein Leben, um sie von ihren Lieblingsplätzen, von dem sie höhnisch dem Botaniker zunicken, herabzuholen.

Ueber die beschriebene Bohlenbrücke geleitet, am linken Ufer der Cserna, ein Fussstеig durch freundliches Gebüsch flussaufwärts über eine Pojane auf die Strasse, die zu den verlassenen Kalköfen führt. Die Strasse endigt hier wieder in einen Fussstеig, der auf die Cordonsposten nach Bobod und von da in die Alpen führt.

Ein dritter schöner Spaziergang, reich an abwechselnden, lieblichen Parthien, geht vom Kaiserbade, an dem Augenbade, den Gärten des Arztes und Verwalters, und an der neu erbauten eisernen Brücke vorüber, zur Insel, und von da weiter hinab, über Wiesen und Waizenfelder bis an das Thalende, wo der blumige Steg sich mit der Strasse vereint. Die mit *Pinus pinaster* schwarz gezierten Felskämme am linken Ufer, die finster gähnende Schlucht des Prolaz, im Hintergrunde sanft gewölbte, grün belaubte Berge, gewähren dem Auge eine herrliche Weide. Gigantische Formen von *Crepis biennis var. banatica, Heracleum sphondilium, Campanula latifolia* und *Grosseckii*, überraschen den Fremdling, der mit der Ueppigkeit der südlichen Flor weniger vertraut ist. Das Manneshöhe erreichende Getreide ist mit *Vicia sordida, Pisum elatius MB.? Agrostemma coronaria* zierlich durchwirkt, und am Wege grüssen die schöne *Veronica orchidea, Lathyrus hirsutus, Cheiranthus caspidatus, Stachis sericea* u.s.w. freundlich entgegen.

Von der oben erwähnten Insel führt ein Steg über die Cserna auf die Wiese hinüber, zum äusserst freundlich gelegenen Maierhofe des Badepächters. An die Wirthschaftsgebäude und Stallungen schliesst sich ein grosser Garten an, der ebenfalls dem Pächter zur Nutzniessung überlassen ist. Der Spaziergang nach dem Maierhofe eignet sich ganz besonders zu Abendparthien, und gehört zu den ange-

nehmsten Ergehungen. Den Rückweg schlägt man über die Hauptstrasse ein.

Ein anderer Spaziergang erhebt sich vom Kaiserbade in Schneckenwindungen zu einer künstlich angelegten Aussicht, „Schneller's-Ruhe“ genannt. Eine reizende Durchsicht über einen grossen Theil des Thales und hinüber auf den Domoglett, machen den, sehr zweckmässig angelegten, Ort zu dem angenehmsten Ruheplätzchen. Von da verliert sich ein Fusssteig ins Gebirge, der nach dem Dorfe Mehadia führt.

Erwägen wir nun das im Vorhergehenden Erzählte noch einmal genau, so werden wir gestehen müssen, dass diese Badeanstalten weit mehr vereinigen, als sich in einer so abgeschiedenen Welt erwarten lässt. Für die Bequemlichkeit der Fremden ist mannigfach gesorgt. Die Badecommission, welche aus dem Verwalter, dem Badehauptmanne und dem Brunnenarzte besteht, wacht streng über Ordnung und Sicherheit. Ein Grenzpiquet verschafft ihren Anordnungen im Nothfalle den nöthigen Nachdruck. Jede noch so geringe Beschwerde eines Cur- oder Badegastes wird von den erwähnten Herren mit der grössten Bereitwilligkeit entgegengenommen und geschlichtet. An dem Brunnenarzte, Hrn. Regimentsarzt Doctor Martini, besitzt die Anstalt einen sehr gebildeten, vortrefflichen Mann, dessen freundliche Manieren und ausgezeichnete Zuvorkommenheit jeden Kranken ermuthigen und trösten. An Zerstreuungen kann es dem Gaste nicht fehlen. So wie die Sonne vom Badeplatze scheidet, verkürzt die Kapelle des walachisch-illyrischen Grenz-Regiments mit einer Harmonie-Musik die Stunden. Der Morgen bleibt ganz der Cur gewidmet. Schon um vier Uhr geht das Baden an, da in der Regel nach jedem Bade eine Stunde wenigstens im

Bette zugebracht werden muss. Nach dem Bade werden Spaziergänge in die nächsten Umgebungen gemacht. Bald wird auf Schneller's-Ruhe das Frühstück eingenommen, bald auf der Insel, am andern Morgen im Maierhofe und so fort. Andere ergehen sich um das Augenbad oder die Carl's-Quelle herum, um das Wasser zu trinken. Gegen Mittag sucht Jeder den Schatten, denn die Sonne brennt gar arg in dem engen Thale. Um 1 Uhr ertönt der Ruf der Speiseglocke, dem Mancher sehnsuchtsvoll entgegenharrt. Nun strömt alles im bunten Gewühle dem Speisesaale zu, wo an Table d'hôte gegessen wird. Solche, die das Geräuschvolle weniger lieben, speisen auf ihren Zimmern *). Nach der Tafel hält man allgemein Siesta. Alles ist still und ruhig, der Badeplatz wie ausgestorben; nur die Cserna murmelt hinter dem Neugebäude ewig dasselbe Lied fort und stört Manchen aus dem süssen Schlummer auf, bis man sich an ihr Geräusch gewöhnt hat. Um 4 oder 5 Uhr beginnt das Leben um so geräuschvoller wieder. Alles sucht das Grüne.

Diess ist der Verlauf des hiesigen Badelebens, das manches in sich vereinigt, was man in andern, hoch renomirten, Bädern vermisst. Das bunte Gewühl der fremdartigsten Nationen, die orientalischen Sitten des Landes, die Nähe des morgenländischen Volkes, das Alles gewährt einen Reiz, der jedem Fremden neu ist. Und vollends wird der Naturfreund jeden Abend vergnügt nach Hause kehren. Das herr-

*) Zu bedauern ist, dass die Badegäste alle auf einen Traiteur beschränkt und ganz seiner Willkühr überlassen sind. Wir haben oft sehr miserable Kost für theures Geld genossen, und man musste sich damit begnügen, da alles Klagen und Murren nichts half. Vielleicht ist es seitdem besser geworden!

liche Cserna-Thal und dessen Umgebungen, werden ihm täglich neue, überraschende Bilder bieten. Der Naturforscher, der Alterthums- und Geschichtsforscher wird reichlichen Stoff finden, seinen Drang nach Forschungen zu befriedigen und seinen Scharfsinn zu üben. Weniger findet Derjenige, der hierher kömmt, um sich die Zeit in geselligen Kreisen zu vertreiben, indem die Conversation etwas steif ist*).

Wir haben schon erwähnt, wie sehr das Aerar es sich angelegen sein lässt, alles für die Bequemlichkeit der Badegäste aufzubieten. Es verwendet zu den verschiedenen Bauten bedeutende Summen, die den Ertrag des Badepachtes vielfach übersteigen. Seit ich die Bäder verlassen, hat sich dort so Vieles neugestaltet. Im Jahre 1837 wurde, in der Nähe der eingestürzten Prolazer Brücke, eine prachtvolle eiserne Cilinder-Bogenbrücke über die Cserna gebaut; ein Jahr darauf der edle, gefällige Bau einer katholischen Kirche in antiker Tempelform vollendet und im Herbste desselben Jahres zum Gottesdienste eingeweiht; für 1839 ist der Bau eines grossen Unterkunftsgebäudes beantragt, um einem längst gefühlten Bedürfnisse abzuhelfen. Es soll 92 Zimmer und einen Salon umfassen, und wird die Stelle einnehmen, wo jetzt die Wachstube und das sogenannte alte Backhaus neben dem Verwaltungsgebäude stehen.

---

*) Auch ein Theater wird, während der Bade-Saison, unterhalten. Eine fliegende Truppe richtet gewöhnlich die Feuerschoppe dazu her. Die leichtfüssigen Söhne Thaliens bringen sehr bescheidene Wünsche mit, sie wohnen auf dem Schnürboden. Es bleibt immer nur eine Parodie auf das Komödiespielen.

d) Die im Badethale aufgefundenen Alterthümer.

Zum Schlusse erwähnen wir hier nur kurz derjenigen Reste aus den Zeiten der Römerherrschaft, welche seit 1736 hier aufgefunden worden. Griselini, und aus dessem Werke, Schwarzott citiren und geben die Inschriften einer Menge Votivtafeln, die aus dem Badethale nach Wien geführt wurden. Sie sind am Aufgange zur kaiserlichen Hofbibliothek eingemauert. Ausserdem sind im kaiserlichen Antikencabinette drei Statuen aufgestellt, welche mit noch vier anderen, bald nach der Entdeckung der Bäder, im Thale gefunden wurden. Die schönste derselben ist eine zwei Fuss hohe Statue des Hercules aus weissem Marmor. Hercules hält am linken Arm den Knaben Telephus, mit der Rechten stützt er sich mit einer Keule auf den Kopf eines Stiers, und zur Linken sitzt eine Hirschkuh zu seinen Füssen, welche dem Knaben die erste Nahrung reichte. Griselini hat die Statue abgebildet. Eine weit bessere Zeichnung hat jedoch Schwarzott, als Titelkupfer zu seinem erwähnten Werke, geliefert. Griselini spricht noch von anderen aus dem Banate abstammenden kleinen Statuen, die er in Temesvár gesehen. Im Jahre 1755 hat man im Thale den Sarcophag eines Frauenzimmers gefunden, der mit mehreren anderen Gegenständen nach Wien transportirt wurde. Das damit beladene Schiff ist aber bei Pesth sammt der Ladung zu Grunde gegangen.

Noch zahlreicher waren die Münzen, die man in allen Theilen des alten Daciens gefunden. Die in der Nähe der Bäder gesammelten waren, nach Griselinis Versicherung, aus den Zeiten Trajans, Adrians, der Antoninen, bis auf die Zeiten des M. A. Philippus, Herennius Hetruscus

und Moesius Decius. Auch erwähnt Griselini eines Tempels, der an der Cserna gestanden, und den Gottheiten Hercules und Aesculap geweiht war.

Die folgenden Inschriften, 14 bis 18, finden sich in den Wänden des Ludwigsbades eingemauert:

XIV.

— — RCULI.
ET — — —
MERCURIUS.
PR. — — —
CUM. SI S.

Griselini sah diesen Stein als Fragment beim Franciscibade liegen. Er hat die Inschrift nach einem deutschen Manuscripte, das er in Temesvár gelesen, folgendergestalt gegeben:

HERCULI.
ET VENERI.
MERCURIUS.
PRAEFECTUS.
CUM SUIS.

Am Ludwigsbade findet man sie folgendermassen ausgebessert:

HERCULI.
ET VENERI.
MERCURIUS.
PRO SALUTE.
CUM SUIS.

XV.

HERCULI. IN
VICTO. L. POM
PEIUS. CELER.
PRAEF. COOR.
I. UBIORUM. V. S.

XVI.

HERCULI. SANC
TO. SIMONIUS. V. C.
PRAESES. DACIARUM.

XVII.

AESCULAP.
ET. HYGIAE.
PRO. SALUTE. JUNIAE.
CYRILLAE. QUOD. A.
LONGA. INFIRMITA
TE. VIRTUTE. AQUA
RUM. NUMINIS. SUI.
REVOCAVERUNT.
T. B. A. EIUS. V. S. L. M.

XVIII.

DIIS. ET. NUMINIBUS.
AQUARUM.
ULP. SECUNDINUS.
MAR. VALENS.
POMPONIUS. HAEM. V.
HULCARUS. A. VALENS.
LEGATI. ROMAN. AD.
CONSULATUM. SEVE
RIANI. C. V. MISSI INCOLU
MES. REVERSI. EX. VOTO.

Diess ist die bereits Seite 145 erwähnte Inschrift, welche beweisst, dass die Bäder schon zu Hadrian's Zeiten mussten bekannt gewesen sein, da das erwähnte Consulat des Severianus in die Regierung dieses Kaisers fällt.

Ausser diesen Gegenständen hat man, selbst in neuerer Zeit, noch manches Bemerkenswerthe gefunden. So erzählt Schwarzott, dass man bei

Erriehtung des Ferdinandbades eine 2 Schuh hohe Statue ausgegraben, an der man, trotz der starken Beschädigung durch die Arbeiter, doch noch deutlich die Gestalt der Hygiea erkannte. Selbst heutzutage findet man bei Grabungen noch immer eine Menge Mauerreste, zum Beweise, dass die Römer hier viel gebaut haben mussten. Beim Durchbrechen des unterirdischen Ganges, welcher aus der Caserne in das Ludwigsbad hinüber führt, fand man viele irdene Wasserleitungsröhren. Auch römische Ziegel finden sich in Menge in der Erde. So ist am linken Ecke des Verwaltungsgebäudes ein solcher langer Ziegel, mit dem römischen Legionszeichen L. E. S. IIII. H. eingemauert, nebenan findet sich folgende Votivtafel:

HERCULI GENIO.
LOCI. FONTIBUS.
CALIDIS. CALPUR
NIUS. JULIANUS.
V. C. LEG. V. MAC.
LEGA. AUG. P. P. PR.
MOE. — — —
V. L. S.

An der Escarpmauer, auf dem Wege zum Herculesbade, ist eine Steintafel mit sehr undeutlicher Schrift eingemauert. Schwarzott hat sie folgendermassen gegeben:

I. O. M.
ANTES (I)
US. CAIUS.
PRO. SALUTE.
SUA. ET. SU
ORUM.
VI. L. (E) P.

Diese Tafel ist zwischen zwei anderen angebracht, welche sechs undeutliche Brustbilder, en Bas-relief gearbeitet, enthalten. Diese Steine sind aus Pettnik hierher gebracht worden.

Weit grossartigere Reste haben indessen die weiteren Umgebungen der Bäder aufzuweisen; wir nennen hier die grossen Trümmer der fälschlich benannten trajans'chen Brücke am severiner Thurme; in der Klissura den Treppelweg und die trajan'sche Tafel bei Ogradina; den Aquaeduct bei Toplez u. s. w. An den betreffenden Orten werden wir ausführlicher über diese Gegenstände sprechen. Man vergleiche über die im Banate aufgefundenen Alterthümer den 2. Band des Marsigli'schen Donauwerkes; des erwähnten Caryophilus Dissertation; Griselini's 9. Brief im I. Theile seines Werkes und die von Schwarzott citirte Schrift: „Hercules Mehadiensis, animadversionibus criticis illustratus a Jac. F. de Miller. Pestini 1806."

2.

Ausflüge in die Umgebungen der Bäder.

Auf die, im Vorhergehenden bezeichneten, Spaziergänge im Badethale werden sich nur Kranke beschränken müssen, deren Zustand es nicht erlaubt, grössere Anstrengungen zu machen. Rüstigere, minder bedenkliche Cur- und Badegäste können sich mit wenig Kosten, durch weitere Ausflüge in die reizenden Umgebungen, die herrlichsten Genüsse verschaffen. Ein noch reicheres Feld öffnet sich aber dem Naturfreunde, der, an keine Rücksichten gebunden, sich frei den wonnigen Eindrücken der Natur hingeben kann.

Zu den interessantesten Parthien gehört die Ersteigung des oft genannten Domoglett, die bei weitem nicht so viel Beschwerliches hat, als Schwarzott geschildert. Selbst im Badethale ist sie etwas verrufen. Reich an neuen, überraschenden Genüssen ist eine Fahrt nach Orsowa, mit der man einen Besuch der türkischen Festung Neu-Orsowa, wo der Pascha jeden Fremden äusserst zuvorkommend empfängt, verbindet. Von Orsowa wird ein weiterer Ausflug in die Klissura, zu der trajan'schen Tafel, zur veteran'schen Höhle, nach dem Kasan hinauf gemacht; die neue Kunststrasse, der römische Treppelweg u. s. w. besehen. Und kein Fremder wird es wohl unterlassen, das in neuester Zeit berühmt gewordene, sogenannte eiserne Thor der Donau unterhalb Orsowa zu besuchen.

Fahrgelegenheiten findet man um ein Billiges im nahen Orte Mehadia, aber nur Bauerwagen. Im

Badeorte hält der Pächter eine nette Equipage, welche gegen billigen Fuhrlohn den Gästen zu Diensten steht.

---

a) Ersteigung des Domoglett.

Den interessantesten Punct des Badegebietes bildet der, schon durch Kitaibel berühmt gewordene, riesige Berg Domoglett. Und gewiss wird kein Freund der Natur an diesen classischen Gegenden vorüber gehen, ohne denselben bestiegen zu haben*). Die geringe Mühe, die erfordert wird, seinen Gipfel zu erreichen, wird reichlich belohnt werden durch den Reichthum von Pflanzen, den sein gewaltiger Rücken birgt, wie vielleicht kein Berg der aus-

*) Auch der bekannte Dichter und Abentheurer von Ludwigh, der irrende Don-Quixote seines Vaterlandes, hat in seinen Reiseskizzen durch Ungarn, des Berges auf eine sonderbare Weise gedacht. In Mehadia angelangt, so erzählt er, habe man ihm Wunder erzählt von der Aussicht, die man vom Gipfel des Domoglett aus geniesse. Im Bade selbst, hat man ihn jedoch eines anderen belehrt. Man versicherte ihm nämlich, dass vor dem Domoglett andere höhere Berge stünden, und mit der Aussicht sehe es daher schlecht aus. Diess habe ihn bewogen, den Berg nicht zu erklettern, was er um so lieber unterlassen, da man ihm zugleich das Beschwerliche und Gefahrvolle dieses Unternehmens geschildert. Solche Reiseberichte sind eben nicht besonders geeignet, Aufklärungen über unser misskanntes Vaterland zu geben; und vollends nicht von der Feder eines weinerlichen Dichters, der, auf einer Reise durch Ungarn, von seiner Vaterstadt der Welt nichts anderes zu erzählen wusste, als dass die Vermögensumstände seines Vaters, eines rechtlichen Bürgers, in Folge einer schlecht angelegten Wirthschaft sehr herabgekommen sind, und somit seinen Vater als ein warnendes Beispiel hingestellt hat.

gedehnten Monarchie, auf einem verhältnissmässig nur kleinen Raume, eine ähnliche Fülle von Seltenheiten aufzuweisen haben wird; und der Laie wird durch die erhabenste Fernsicht von seinem Gipfel aus, eben so reich belohnt zurückkehren, wie der Pflanzenfreund! Ich habe im Sommer 1835 zwölfmal den Berg bestiegen, und habe mich immer schwer von ihm getrennt.

Seine Kuppe erhebt sich, wie wir wissen, aus dem Felskamme, der, aus Siebenbürgen kommend, das Cserna-Thal einschliesst, und an der Donau sich allmählig verflächt. Seine höchste Spitze bildet einen schmalen, langen, von Ost nach West sich hinziehenden Felsengrat, der in der Mitte eine bedeutende Einsattlung hat. Durch das hochgelegene Engthal Zseralu, das die Kuppe in Form eines Halbmondes umgibt, wird dieselbe nordöstlich von dem Felsendome, der unter dem Namen Suszti-Domoglett bekannt ist, in südlicher und südwestlicher Richtung aber von dem bewaldeten Vorgebirge getrennt, das über den Alion sich in das Strombett verläuft. Ein breiter, kurzbegraster, mächtiger Rücken wölbt sich in dieser Richtung von der Spitze in das Engthal hinab, während seine Seitenwände gegen den Suszti-Domoglett und das Cserna-Thal hin, schroffe, zum Theil ganz unzugängige, Abstürze bilden.

Noch ist die Höhe desselben nicht gemessen worden, aber nach dem Augenmasse berechnet, dürfte diese, von der Sohle des Thales angenommen, nahe an 500 Klafter betragen, erreicht demnach die Alpenhöhe noch bei weitem nicht. Bis hoch über die Hälfte reicht die Buchenregion, grösstentheils aus riesigen Stämmen bestehend, und wo die Buche zu Ende geht, beherrscht *Pinus pinaster* und *sylvestris*, dazwischen Sträucher von *Juniperus com-*

munis die Höhen. Die zwei Gipfel, von denen der östliche der höhere ist, und die gewölbten Grasplätze, die an der südwestlichen Seite des Berges sich in den Fichtenwald hinab erstrecken, sind für den Botaniker die interessantesten Stellen. Die mit schwarzer Moorerde ausgefüllten Felsritzen, und die mit üppigem Graswuchse bedeckten Abhänge, bergen die seltensten Gewächse, wie *Fritillaria pyrenaica, Iris lutescens Lam. Asperula hexaphylla* u. s. w.

Vier abgesonderte Wege führen auf diese Höhen, wovon zwei auch zu Pferde zu passiren sind. Die anderen zwei sind nur Fussgängern zugängig. Der Erste ist ein Fahrweg, der aus dem Dorfe Pecsenneska in das Zseralu-Thal hinauf führt. Wir wollen denselben ganz übergehen, da wohl Niemand dieses Weges sich bedienen wird, und schreiten sofort zur näheren Beschreibung der drei anderen Fusssteige.

Nr. 1. Weg über den Katzensteg und die Felskante ober demselben.

Dieser Weg ist von allen der kürzeste, aber wegen dem sogenannten Katzensteg, auch der verrufenste; und es gehört doch nur eine ganz mittelmässige Uebung im Bergsteigen dazu, um den Steig gefahrlos zu finden. Eine einzige Stelle dürfte, bei etwas schwindlichen Personen, Bedenklichkeiten erregen, und diese Stelle ist mit einem raschen Schritte abgethan.

Man geht, dem Carolinenbade entlang, über die steinerne Brücke der Kirche zu. An dieser vorüber, geleitet ein schmaler Pfad links ab in das nahe Gehölz und erhebt sich hier bald zu einem breiten, bequemen Spaziergange, der in Schneckenwindungen etwas steil den jungen Wald hinanstrebt. Dieser künstlich angelegte, mit einigen schönen Durchsich-

ten auf das Badethal versehene, Spaziergang ist die sogenannte Tököly'sche Anlage. *Lathyrus Hallersteinii* und *Orobus venetus* stehen häufig im nahen Gebüsch. Wohl eine halbe Stunde lang geht dieser ermüdende Weg aufwärts, als plötzlich die Bahn zu Ende geht und ein steiler, steiniger Pfad rasch unter die Felswände führt, wo das Gehölz den Wanderer verlässt. Hier angelangt, athmet man wieder freier, das Auge gewinnt einen immer ausgedehnteren Gesichtskreis, das Badethal liegt reizend zu den Füssen. Nun geht es eine kleine Weile über Felsblöcke, auf einem betretenen Pfad, der nicht leicht zu fehlen ist, fort, als man plötzlich an einer schief abhängenden Wand anlangt, die mit Gruss und Gerölle bedeckt ist und an einem bedeutenden Precipice endet. Diess ist die im Thale so sehr verrufene Stelle, über die ich, im Sommer 1835, auch Damen ohne Anstand geleitet habe*). Ist man über diesen Ort mit zwei Schritten hinweg, so erreicht man wieder einen betretenen Fusssteig, der an mitunter schauerlichen Precipicen vorüber, die man aber nicht gewahrt, da die Felsen mit Gebüsch bewachsen sind, einem schmalen Plateau zuführt, wo man sich ein wenig Ruhe gönnen und das Auge ergötzen wird an dem unbeschreiblich schönen Anblicke des Badethales und des nahen Gebirges.

Die Vegetation gewinnt auf diesen Höhen wieder ein anderes Ansehen, es treten Pflanzen auf, die uns im Thale nicht oder doch nur ausnahmsweise begegnet sind. Ueberraschend ist die Ueppigkeit, mit der die Kalkwände ringsum mit zahllosen Exem-

*) Man hat schon damals davon gesprochen, der Bauhauptmann werde über diese verrufene Stelle einen, durch ein Geländer gesicherten, hölzernen Steg bauen lassen. Ob es geschehen, ist mir nicht bekannt.

plaren von *Asperula ciliata, Galium purpureum, Seseli gracile, Arundo speciosa* u. s. w. bedeckt sind.

Auf dem erwähnten Felsenplateau theilt sich der Weg in zwei Arme. Der betretene Pfad senkt sich etwas in die Tiefe und verliert sich in das hochbewaldete Zserula-Thal (siehe Weg Nr. 2); der andere, minder markirte Steg geleitet über die, unmittelbar über dem Plateau befindliche, Felsenkante in den Tannenwald hinauf. Es ist diess der kürzeste, aber auch beschwerlichste Weg, da es besonders Anfangs sehr steil, ohne Spur eines Pfades, über grosse Felsblöcke aufwärts geht. Ist man indessen nur etwas im Bergklettern geübt, so sind die Schwierigkeiten dieses Weges leicht und bald überwunden. Ich habe es im Sommer 1835 zuerst versucht, über die, besonders aus dem Thale sehr kenntliche, Nase des Domoglett hinaufzukommen, und habe die Spitze desselben glücklich erreicht, was mir um so mehr Freude gemacht, da Alles, selbst mein kundiger Führer, an der Möglichkeit des Hinaufkommens gezweifelt. Man gebrauche nur die Vorsicht, sich beim Klettern immer mehr rechts zu halten, um den steilen Felswänden auszuweichen, die in das Zserula-Thal abstürzen. Hat man nach viertelstündigem Klettern, die mit *Thymus acicularis, Saxifraga aizoon, Pedicularis comosa* bunt gezierten Felsblöcke glücklich hinter sich, so betritt man wieder den Wald. Man geniesst im Schatten des dunkeln Nadelholzes eine recht angenehme Kühle, während das Gehen über umgestürzte Baumstämme und den weichen, modrigen Grund etwas beschwerlich fällt. Auf diesen Stellen begegnete mir zuerst das schöne *Geranium bohemicum*, das ich anfangs für das, noch immer nicht wiedergefundene, *Geranium umbrosum* unsers Kitaibel gehalten. Einzelne Stämme der zarten *Arenaria pendula* findet man noch in der

schönsten Blüthe, während es im Prolaz auf seinen Lieblingsplätzen schon lange in Samen übergegangen und verwelkt ist.

Nachdem man so ungefähr eine gute Stunde fortgepilgert ist, gelangt man, am Ausgange des Holzes, linker Hand an bedeutenden Precipicen vorüber, wieder in ein Gewirre von Felsen. Aber hier wird das Klettern schon minder beschwerlich. Ein scharfer, über den Szarko wehender Wind verräth die Höhe, auf der man bereits angelangt ist. Das Auge beherrscht das ganze in westlicher und nordöstlicher Richtung liegende Gebirge mit den breiten Thälern. Gestärkt und erfrischt durch den reizenden Anblick, sammelt man neue Kräfte, und in weniger als einer viertel Stunde ist der Gipfel erreicht.

Zuweilen trifft es sich, dass man in dem Felsengewirre einen Adler aufscheucht, die in grosser Menge die Höhlen in den Felswänden des Domoglett bewohnen. Hr. Petényi, Custos-Adjunct am königl. ungrischen National-Museum zu Pesth, hat diese Art für den Schreiadler, der in den Apenninen zu Hause ist, erklärt. Der Vogel ist weiss unter den Flügeln, was nicht ganz zur Beschreibung des Falco naevius in den Handbüchern passt.

Eine besondere Vorsicht im Klettern, vorzüglich in den höher gelegenen Gegenden auf steinigem Grunde, gebietet der Umstand, dass die gefürchtete Sandotter (Vipera ammodytes), von der man, selbst in den Umgebungen der Bäder, die traurigsten Folgen ihres Bisses kennt, hier häufig sich aufhält. Sie geht auch, vorzüglich des Nachts, in die Tiefen hinab, wo ihr die Bauern sehr nachsetzen; aber am häufigsten ist sie mir oberhalb dem Katzensteige unter Felsen und Gerölle begegnet. Eine der grössten, die ich gesehen, und die man für ausgewachsen gehalten, hatte ungefähr drei Schuh in der Länge.

Ihr Rücken ist mit breiten, dunkeln, im Zickzack laufenden Streifen auf lichtgrauem Grunde sehr schön und kenntlich gezeichnet. Die Schlange ist bei weitem nicht so schlimm, als sie geschildert wird. Man erzählt von ihr, sie falle im gereizten Zustande den Menschen an, indem sie bedeutende Sprünge auf den Feind machen soll. Das habe ich jedoch nicht gefunden. Wenn ich sie lange und anhaltend gereizt hatte, so versuchte sie sich zu verkriechen und als ich diess verhindert und sie fortwährend mit dem Stocke geneckt hatte, sperrte sie endlich den Rachen gewaltig auf, so dass ihre beiden Kiefer eine ebene Fläche bildeten, warf die, in der obern Kinnlade befindlichen, zwei harfeinen, sichelförmig gekrümmten Giftzähne vor, was einen Furcht erregenden Anblick gewährte, biss wiederholt nach meinem Stocke und entfernte sich wieder langsam. Eine grosse Schlange, die man in eine Flasche, worin Weingeist enthalten war, eingesperrt hatte, wehrte sich entsetzlich dagegen, indem sie sich in der Flasche sehr unruhig bewegte und heftig um sich biss; sie starb bald darauf im Weingeiste, ich kam zu spät dazu, und wurde so des Vergnügens beraubt, sie längere Zeit hindurch lebend beobachten zu können. Sie sind schwer zu fangen, da man vorsichtig mit ihnen umgehen muss, um nicht gebissen zu werden. Ausserdem habe ich die Bemerkung gemacht, dass sie, wenn sie einen Menschen in ihrer Nähe spürt, einen deutlich hörbaren, summenden Ton von sich gibt, dem Geräusche ähnlich, welches die Baumgrillen, vorzüglich des Abends, so häufig hören lassen. Wenigstens habe ich diess oft bemerkt, und ich wurde durch diess Geräusch oft eine Viper gewahr, die ich sonst zwischen den Gestrüppe und den Steinen nicht würde bemerkt haben. Diess mag wohl als ein gutes Wahrzeichen dienen, sich vor dem unvermu-

theten Bisse der Schlange zu hüten. In der Mittagszeit traf ich sie oft auf Felsen in der Sonne liegend.

Nr. 2. Weg durch das Zseralu-Thal.

Von dem auf Seite 186 erwähnten Plateau führt dieser Pfad, wie bereits gesagt wurde, in das benannte Thal. Verfolgt man den Weg seiner ganzen Länge nach, so hat man an zwei Stunden zu gehen, bis man über eine Pojane an einem schönen, jungen, hochstämmigen Buchenwalde anlangt, in dem man mässig aufwärts steigt. Von hier überschreitet man erst einen Vorgebirgsrücken des Domoglett, ehe man auf seinen Gipfel selbst gelangt. Man umgeht somit seine ganze Kuppe, und kommt auf dessen südlicher Seite hinauf. Der Weg ist sonach der längste, aber auch der bequemste zugleich. Er zieht sich fortwährend im Thale, im Schatten riesiger Buchen fort, die an einigen Stellen mit den üppigsten Wiesenplätzen wechseln; und da die Abdachungen des Domoglett von dieser Seite sanft sich in das Thal hinab wölben, so erfordert das Steigen auch keine besondere Kraftanstrengung.

Da die modrige Lauberde des Thales und die bewaldeten Vorgebirgsrücken des Domoglett mitunter schöne, seltene Pflanzen nähren, und auch der Insectensammler einer reichen Beute gewiss sein kann, so sollte dieser Weg nicht versäumt werden. Man wird, glaube ich, am besten thun, des Morgens früh aufzubrechen, um auf dem unter Nr. 1 beschriebenen Wege die Spitze des Berges zu erreichen, bevor noch die Sonne mit ihrer vollen Kraft auf diese Höhen wirkt. Hat man dessen oberste Kuppe abgesucht, so schlage man den Rückweg durch das Zseralu-Thal ein, und man wird gegen Abend, bis 5 oder 6 Uhr, wieder in den Bädern angelangt sein,

ohne auch nur im Geringsten von dem Klettern und dem starken Marsche gelitten zu haben; denn der Weg Nr. 2 ist der schönste Spaziergang durch Wald und Wiesen. Wir wollen nun den Weg vom Katzensteg aus verfolgen.

Im Walde angelangt, geht es eine Weile etwas beschwerlich über umgestürzte Buchenstämme und Felsblöcke fort, worauf man einen Saumpfad erreicht, der recht angenehm, im dichten Schatten, zu einer rieselnden Quelle führt. Häufig begegnet man hier der Blindschleiche, aber weit interessanter sind die Scorpione, die zu vielen Hunderten unter den Steinen im modrigen Grunde hausen. Von dem italienischen Scorpio europaeus ist er durch seine Grösse verschieden, da er sammt seinem Schwanze kaum so lang als die Scheere des italienischen ist. Rochel will indessen im Suppaneker Thale vor 23 Jahren über 1 Zoll lange gesehen haben. Die Farbe seines Körpers variirt vom rothbraun ins schwarze, und die grössten, die ich gesehen, massen sammt dem ausgedehnten Schwanze, wenig über einen halben Zoll. Sie sind sehr lichtscheu und halten sich immer in Gesellschaft auf, man wird sie selten einzeln treffen. Wittern sie einen Feind, so heben sie den Schwanz, ziehen die Scheeren ein, und bleiben so eine Weile ruhig. In dieser Stellung sehen sie recht kampflustig aus. Macht man ihnen seine Gegenwart weiter bemerklich, so laufen sie schnell eine Strecke fort und bleiben wieder stehen. Kommt man ihnen aber zunahe auf den Leib, so stechen sie, mit aufgehobenem Schwanze, nach allen Seiten heftig um sich. Ihr Stich verursacht leichte Entzündungen, den Folgen eines Bienenstiches ähnlich. Das Volk kennt kein Präservativ gegen diesen Stich, da sie ihn für ganz gefahrlos halten. In der Ruhe liegen sie mit flach ausgestrecktem Schwanze. Die benach-

barten Walachen fangen diese harmlosen Thierchen zu Tausenden, sperren sie in ein, aus Baumrinde gemachtes, Futteral und verkaufen sie, das Hundert zu 4 bis 8 Groschen W. W., an die Badegäste. Auch in Häusern trifft man diese Thiere häufig an dunkeln feuchten Orten, von wo sie des Nachts hervorkriechen und den Wanzen, Fliegen und anderen Insekten nachgehen. Uebrigens können sie lange hungern, ohne dabei sichtlich abzumagern, wenn sie nur in feuchter Erde liegen. Ich habe welche über zwei Wochen in feuchtem Moose ohne Nahrung lebend erhalten. Da gingen sie mir eines Nachts bis auf zwei davon, die ich todt gefunden.

Von der oben bezeichneten Quelle führt der schattige Weg weiter in den Wald hinein. Man lasse sich nicht verleiten von einem Pfade, der links ab vom Wege, nach den Cordonsposten geleitet, sondern halte sich immer rechts, und ein Verirren ist dann nicht möglich. Es ereignet sich oft, dass man in der weichen Erde Fusstritte von Bären trifft, die häufig in den nahen Felsschluchten hausen; man lasse sich aber dadurch nicht irre machen, da diese Thiere hier ganz friedlicher Natur sind. Von Pflanzen wird Heuffel's *Orchis tetragona* recht angenehm überraschen; sie steht nur hier, und das *Geranium bohemicum* hat sich aus dem Nadelwalde auch herab verloren; die herumlagernden Felsblöcke sind mit der schönen *Arabis procurrens* und dem prachtvollen *Geranium macrorrhizon* äusserst zierlich bepflanzt. *Scopolina atropoides* bedeckt ganze Strecken des weichen Laubbodens. Die, von ausgetretenem Quell- und angesammeltem Regenwasser feuchten, Stellen sind mit, fast Manneshöhe erreichenden, Exemplaren von *Tussilago Petasites* und *Pyrethrum macrophyllum* dicht bewachsen, durch welche der Weg auf eine üppige Wiese führt.

Eine Heuschreckenart — wahrscheinlich *Gryllus italicus* — bedeckt in zahlloser Menge diese Wiese. Auch weidende Rehe trifft man hier oft, die bei dem geringsten fremdartigen Geräusche mit Blitzesschnelle in den Wald fliehen. Die Waldränder sind mit zahlreichen Exemplaren der *Ferula Besseri* besetzt.

An einer andern Quelle vorüber, gelangt man auf eine zweite Waldwiese, über welche man bald den bereits erwähnten schönen Buchenhain erreicht. Am Ende desselben wendet sich ein steiniger Pfad rechts dem Vorgebirge zu, das nun überschritten werden muss. *Erysimum carniolicum Doll., Apargia hispida,* lagern um den Weg und blühen noch, wenn sie im Thale schon längst verwelkt sind. Bald begegnet man der ausgezeichneten *Carex rhynchocarpa Heuffel*, die in grosser Menge den grasigen Felsboden bedeckt.

Hat man diesen Rücken überschritten, so geht es wieder etwas in die Tiefe, und sodann ist es die Kuppe des Domoglett selbst, die man zu erklimmen trachtet. Noch eine viertel oder halbe Stunde, und sie ist erstiegen. Auf diesem Wege, wo jede Spur eines Pfades schwindet, begrüssen uns die schönsten Zierden des Domoglett. *Draba lasiocarpa* und *Primula auricula var. serratifolia* zieren die Felsen ringsum. *Iris lutescens* ist über dem ganzen Rücken verbreitet, jedoch immer nur sparsam. Dagegen stehen *Delphinium fissum, Carlina Utzka, Pedicularis comosa, Orobus pallescens, Geranium bohemicum, Vicia truncatula* u. s. w. in unsäglicher Menge beisammen.

Nr. 3. Weg durch die Prolazer Schlucht.

Man geht über die steinerne Brücke neben dem Carolinenbade, entweder auf der Mehadier Strasse

fort bis über den Maierhof hinaus, wo ein Fusssteig links ab, durch Wiesen und Felder, in die Schlucht hinauf führt, oder man kann den Fusssteig wählen, der von der Tököly'schen Anlage über eine Bergwiese eben dahin führt. An einem Bache vorüber, ist der Eingang in die imposante Schlucht bald erreicht. Die in mächtigen Lagen aufgethürmten Kalkwände, welche dieselbe einschliessen, sind reich besäet mit den seltensten Pflanzen. *Arenaria pendula, Cerastium grandiflorum, Arabis procurrens, Campanula graminifolia, Spartium radiatum* u. s. w. haben ihre Wohnsitze hier aufgeschlagen. In der Schlucht geht es ein viertel Stündchen über Felsblöcke mässig aufwärts, worauf man in ein enges, mit Buchen bewachsenes Thal gelangt, das die westliche Ausmündung des Zseralu-Thales ist.

An einer Quelle vorüber, wendet sich der Pfad links der bewaldeten Höhe zu. Das Steigen wird hier schon beschwerlich, indem es immer steiler aufwärts geht. Hält man sich mehr links, so geniesst man noch eine Weile Schatten. Es ist diess der von Schwarzott beschriebene Weg auf den Domoglett. Nach einer Stunde mühsamen Steigens ist der Gipfel erreicht.

Oben angelangt, empfängt uns ein Gemälde, das an Ausdehnung und Schönheit wenig seines Gleichen haben dürfte. Je höher man klimmt, desto mehr entfaltet sich das reizende Bild. Das nahe Gebirge sinkt allmählig tiefer und im Osten steigt die ungeheuere Ebene der Walachei, durch die der Isther wie ein breiter Silberstreifen sich windet, gemach empor. Das Auge verfolgt den Silberfaden weit in die nebelgraue Ferne hinaus, wo die Alpen von Rumelien, bei reiner Luft, nur mehr wie ein leichter Schatten noch sichtbar werden. Wahrlich, ein bezaubernder Anblick! Südlicher gewahren wir

die Felsenkämme der Klissura. Die scharfe Spitze, die über alle sichtbar hervorragt, ist der Strbetz. Unter dieser Spitze erscheint wie in einer schmalen Felsritze, die Donau. Es ist die Bucht ausserhalb dem Kasan bei Plawisewitza, die man gewahrt. Westlich liegt der Ort Mehadia mit dem nahen Kalk- und Thonschiefergebirge, zu den Füssen. Gegen Norden thürmen sich der Alpen nackte Häupter hoch übereinander. Das riesige Alpen-Amphitheater wird gegen Siebenbürgen hinein, immer grossartiger, wo einige schroffe Gipfel kühn über alle anderen hinaussehen. Ein erhabenes Schauspiel, das man bei heiterem Himmel muss gesehen haben, um ganz zu fühlen, wie unendlich schön doch die Erde ist!

Die Excursion auf den Domoglett kann schlechterdings nicht ohne Führer gemacht werden. Man kennt traurige Beispiele von Verirrungen in dem Gewirre von Felsen. Jeder Bauer in dem benachbarten Dorfe Pecseneska ist des Weges kundig, nur trachte man einen zu bekommen, der deutsch versteht, was nicht schwer hält, da in jeder Grenz-Compagnie deutsch gelehrt wird*). Man gibt dem Manne einen Silberzwanziger auf den Tag, womit er sich begnügt. Nur ist es von diesen Leuten schwer, eine Aufklärung über eine Gegend zu erlangen, da sie keinen Berg und kein Thal zu benennen wissen. In jedem Dorfe benennt man diese Gegenden anders. Nimmt man einen Imbiss mit auf den Domoglett, so wird er, oben angelangt, recht wohl bekommen; vor allem vergesse man ja nicht von einer der unteren Quellen

*) Ein gewisser Johann Szirbu, ein junger Bursche aus dem Dorfe Pecseneska, hat mich auf allen meinen zahlreichen Wanderungen in den Umgebungen der Bäder begleitet. Am Ende konnte ich ihm auch zum Pflanzeneinlegen schon recht gut verwenden. Er spricht auch deutsch.

Wasser mit hinauf zu nehmen, da man auf den weiteren Höhen keines mehr treffen wird. Badegäste, die den Domoglett Vergnügen halber besteigen, pflegen auf einer angenehmen Stelle im Zseralu-Thale oder auch selbst auf der Höhe des Berges ein Mittagessen bereiten zu lassen. Wenn diese den Weg über den Katzensteig scheuen, so können sie durch den Prolaz hinauf reiten. Die walachischen Gebirgspferde gehen überall sicher. In Mehadia miethet man sie für einen Zwanziger auf den Tag.

b) Ausflug nach dem Cordonsposten Bobod.

Um diesen interessanten Ausflug machen zu können, schliesse man sich an einen der im Bade wachhabenden Herren Offiziere an, die die Cordonslinie im Cserna-Thale zu visitiren haben. Diess ist unumgänglich nothwendig, da die Posten den gemessenen Befehl haben, jeden auf dieser Linie ihnen aufstossenden Fremden anzuhalten und denselben an das Cordonscommando abzuliefern. Kann sich dann der Fremde nicht gehörig ausweisen, aus welcher Gegend er gekommen, so muss er ohne Gnade und Barmherzigkeit auf zehn Tage in die Contumazanstalt wandern. Die Grenzoffiziere kommen dem Wunsche, diese Excursion in ihrer Begleitung machen zu wollen, mit der freundschaftlichsten Bereitwilligkeit entgegen. Man wird wohl thun, zu dem Zwecke ein Reitpferd in Mehadia zu miethen, denn nicht immer trifft man die Seressaner auf den Posten, die ihre Pferde gegen eine Erkenntlichkeit gerne abtreten. Um einen Führer hat man sich nicht zu kümmern, da in des Offiziers Begleitung immer einige Grenzer mitgehen, die den nöthigen

Mundvorrath und das etwaige Gepäcke, wie Mantel, Kopfkissen etc. tragen.

Ueber die oben erwähnte Bohlenbrücke übertritt man die Cserna und gelangt, auf dem bereits bezeichneten Wege, zu den Kalköfen. Von da wird der Weg wieder schmaler und verliert sich in den Wald, wo es, fast bis zum Posten Ceszna, recht anmuthig und bequem in der schattigen Ebene fortgeht. An dem ersten Posten Priszaka vorüber, ist Ceszna in ungefähr drei Stunden erreicht.

Hinter dem Wachhause geht das österreichische Territorium am linken Ufer der Cserna zu Ende, eine grosse Tafel mit dem kaiserlichen Wapen bezeichnet die Stelle. Von beiden Seiten streben die schroffen Kalkwände des Thales immer höher an, die Gegend wird immer wilder und rauher. Einen recht freundlichen Anblick gewährt es von dem Posten Ceszna, wenn am Sonnabende die Grenzer, welche den Dienst für die nächste Woche zu übernehmen haben, bewaffnet, mit ihren Pferden, die den Mundvorrath für die Mannschaft führen, über das gegenüberliegende Gebirge scharenweise herabziehen.

Unterhalb dem Wachposten führt eine Brücke auf das rechte Ufer der Cserna, wo es nun fortwährend auf beschwerlichen Wegen aufwärts geht. Für Saumrosse ist der Weg indessen noch immer practicabel. Die grossartigen, schauerlichen Reize eines Wildthales entfalten sich mehr und mehr. Der schmale Weg windet sich an den schroffen Gehängen nur mit Mühe durch Fels und Strauch. Aus der Tiefe brausen die Wogen der Cserna wild herauf, und das Auge geniesst an vielen Stellen eine reizende Durchsicht auf die abentheuerlichsten Felsgestalten des Cserna-Thales. Bald senkt sich der Pfad wieder in die Tiefe hinab an die Ufer des Wild-

stromes, eine üppige Wiese breitet sich im Thalgrunde aus, ringsum von den Zinnen der kahlen Felsburgen hoch eingeschlossen. So geht es in reicher Abwechslung fort von Posten zu Posten. Ist man des Morgens zeitig aufgebrochen, so erreicht man, an den Posten Medved und Nanes vorüber, am Abend Bobod recht bequem, wo ein sehr einfaches Bett aus Bretern, mit etwas Gras bedeckt, das man mit einem Heere der zudringlichsten Flöhe theilen muss, auf den Müden wartet. Und hat man aus dem Bade nichts mitgenommen, so muss man seinen Hunger und Durst mit der Polenta des Walachen und mit Wasser oder Rakje stillen.

Die Wachhütten der Grenzlinie, aus Balken einfach zusammengefügt, haben durchgehends, und besonders die letzteren zwei, Nanes und Bobod, eine herrliche Lage. Auf einem etwas erhöhten Puncte angebracht, geniesst man eine überaus reizende Ansicht eines grossen Theils des Cserna-Thales. Die Schönheiten des Badethales sind das nur in Miniatur, was hier riesengross und zum Theil schauerlichschön sich gestaltet. Weidende Ziegen und Schafe klammern sich hie und da an die Felsen und suchen sorglos die würzigen Kräuter. Das Läuten der Heerden und die Pfeife des walachischen Schafhirten stimmen recht melancholisch in das düstere Ansehen der Landschaft und erhöhen den tiefen, abentheuerlichen Eindruck noch mehr.

Vom Posten Bobod ist die Fernsicht noch weit schöner. Unmittelbar hinter dem Wachhause schauen die Alpen von Cornia Reva herüber, so nahe, als könnte man sie in einer halben Stunde erreichen. Nordöstlich öffnet sich ein langes schmales Thal, das die Fluthen der Cserna unzugänglich gemacht haben. Im Hintergrunde desselben gruppiren sich, im sanftesten Blau des Himmels, die

Alpen Siebenbürgens äusserst malerisch, wie im schönsten Panorama. Es war ein herrlicher, glücklicher Morgen, den ich da zugebracht! Auch an seltenen Pflanzen mag die Gegend überreich sein. Ich besuchte, zu meinen innigen Bedauern, diese Posten im Herbste, wo die ganze Vegetation sich bereits ihrem Ende zuneigte. Es ist nicht zu zweifeln, dass sich auch manches Neue noch finden dürfte.

Vom Boboder Posten erstreckt sich der Cordonsweg über den gegenüberliegenden bewaldeten Berg und führt von da in die Alpen hinauf. Ich bin auf dieser Linie nicht über Bobod hinausgekommen.

---

c) Excursion nach Orsowa, dem Berge Alion und das eiserne Thor.

Die schönen und zugleich historisch-denkwürdigen Umgebungen von Orsowa bieten dem Naturforscher sowohl, wie dem blossen Naturfreunde manchen herrlichen Genuss; sie verdienen es allerdings, ihrer näheren Bekanntschaft einige Zeit zu widmen. Im Orte Mehadia bekommt man, wie bereits erwähnt, Gelegenheiten, die für 2 bis 3 Gulden W. W. dahin fahren. In Orsowa selbst findet man gute Unterkunft.

Man verfolgt die Strasse, die aus dem Badethale nach Mehadia führt, passirt oberhalb einem Wachhause, das dicht am Wege steht, die sogenannte Priboer Brücke, oder fährt, um den bedeutenden Umweg nach der Brücke zu ersparen, gleich am Ausgange des Thales durch die Cserna selbst, um die am rechten Ufer liegende Strasse zu erreichen, auf der man, Cserna abwärts, in die freundlichsten Thäler gelangt. Die nahen Kalkfelsen sind mit hochstämmigen Exemplaren der *Cheiranthus cuspidatus*

reichlich besäet. Fette Wiesengründe, die mit tausenden von *Cerastium manticum* und *Trifolium palescens* bedeckt sind, wechseln mit den lieblichsten Bergparthien.

An der Strasse linker Hand bemerkt man bald einen verwachsenen Graben, der dieselbe eine gute Strecke fort begleitet und die an einigen Orten auch über denselben geführt ist. Der überall noch kenntliche Graben wendet sich so, bald links, bald rechts von der Strasse ab, biegt endlich rechter Hand aus, und strebt das nahe Gebirge hinan. Es wird dieser Graben als ein Ueberbleibsel jener Wasserleitung bezeichnet, deren grossartige Trümmer dem Dorfe Toplez gegenüber angetroffen werden. Man passirt über eine solide Brücke, den Bach Jardestiza, der aus einem Thale gleiches Namens kommend, unweit der Brücke in die Cserna läuft. Die Höhen des rechten Ufers sind mit Reben bepflanzt, die meist den Mehadiern gehören und einen guten Wein liefern sollen. Das am linken Ufer der Cserna sich erhebende Gebirge dagegen ist kahl und unfruchtbar; ein etwas beschwerlicher Fusssteig führt auf der steilen Abdachung desselben aus Pecseneska, durch die Dörfer Bersa, Toplez, Koramnik nach Tufir, dem letzten Orte am linken Ufer.

Schon von weitem gewahrt man am linken Ufer die nette Dorfkirche von Toplez. Am rechten Ufer rückt das Gebirge wieder dicht bis an die Strasse vor, die an den Gestaden der Cserna sich fortwindet, und plötzlich steht man vor den bezeichneten Ruinen der Wasserleitung. Die wohl erhaltenen Reste dieses grossartigen Baues lehnen sich rückwärts an den kahlen Berg und bestehen aus eilf Bogen, die auf colossalen, oben bogenförmig durchbrochenen, Pfeilern ruhen. Die weiteren Reste, die sich flussabwärts an der Bergwand hin-

ziehen, sind bereits eingegangen und man sieht nur mehr Spuren davon, die sich noch eine kleine Strecke weit verfolgen lassen. An diesen Trümmern kann man bequem auf die Ruine selbst klimmen. Wir haben mit Dr. Heuffel schöne Exemplare von *Anchusa Barrelieri*, *Carex alpestris*, *Thymus patavinus* und *Sedum glaucum* oben auf den Trümmern dieser Bogen gesammelt. Auf den nahe gelegenen Höhen sollen *Digitalis ferruginea* und *Lanata* stehen. Wir haben sie vergebens gesucht.

Ueber die Entstehung dieser Bauten, die für eine Wasserleitung erkannt worden sind, haben sich die Meinungen der Schriftsteller getheilt. Griselini erzählt im historischen Theile seines Werkes (Seite 174—176), es sei bei den Belgrader Friedensunterhandlungen beschlossen worden, die Landzunge, auf welcher die Dörfer Peczeneska, Bersa, Toplez, Koramnik, Tufir und Suppanek stehen, den Türken abzutreten, falls diese die Cserna aus ihrem alten Bette weg, und linker Hand von Alt-Orsowa in die Donau leiten könnten; jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung, wenn die Arbeit in Jahresfrist zu Stande gebracht werden sollte. Die Türken zogen französische Feldmesser zu Rathe und betrieben die Arbeiten mit grosser Thätigkeit. Als sie aber bald darauf eingesehen, dass die Arbeit in einem Jahre nicht zu Ende gebracht werden könne, unterliessen sie den Bau, dessen Reste noch heutzutage bei Toplez zu sehen sind. Diess soll unter Kaiser Carl VI. im Jahre 1740 geschehen sein.

Diese Erzählung Griselini's gleicht mehr einer Anecdote als einer wahren Begebenheit, und zwar um so mehr, nachdem dieselbe nicht einmal zu dem heutigen Laufe der Cserna passt, es müsste denn, nach der obigen Schilderung, die

Cserna zu jenen Zeiten über das Gebirge ihren Weg genommen haben! Griselini hat auch durch gar nichts seine Erzählung erwiesen. Schon die Bauart jener Wasserleitung zeigt von einem weit höheren Alter und von einer Manier, wie wir sie nur bei den Römern wieder finden. Und es wird daher am wenigsten gefehlt sein, diese Trümmer für römische Arbeit zu erklären. Es scheint, als hätten sie die warmen Quellen des Cserna-Thales nach Orsowa leiten wollen, welche Ansicht wohl die grösste Wahrscheinlichkeit für sich haben dürfte, da in Orsowa, am Gestade der Donau, nahe dem Uebergangspuncte der römischen Heere, wahrscheinlich eine bedeutende Colonie mag angelegt gewesen sein *). Auch der zu dem Bau verwendete Mörtel gleicht, nach Dr. Martini's Versicherung, ganz jenem römischen Mörtel, den man häufig im Badethale bei den römischen Bauten gefunden. Und erwägen wir noch, welch' grossen Werth die Römer auf warme Quellen gelegt, wie sie auf alle mögliche Weise und mit bedeutenden Kosten sich derselben überall bedient haben, wo es nur thunlich war, so werden wir keinen Anstand nehmen dürfen, die in Frage stehende Wasserleitung für römische Arbeit zu erklären.

Ueber den Aquaeduct hinaus, geht die Fahrt noch eine Weile recht angenehm durch das freundliche Thal fort. Endlich strebt die Strasse den weit hinausragenden, steilen Felsberg hinan, von dem man eine überraschende Ansicht des im Rücken liegenden Thales geniesst. In der Tiefe braust die Cserna über das Felsbett weg durch den sogenannten Ko-

*) Einige Schriftsteller sprechen von einem Beliogonum, das in den Zeiten der Römerherrschaft unser heutiges Orsowa gewesen sein soll.

ramniker Schlüssel; an ihre Ufer schmiegt sich ein ärmliches Dorf, Koramnik genannt. An einem Wachhause vorüber, das auf dem höchsten Puncte der Srasse steht, wendet der Weg sich rechts und man eilt bergab in das Suppaneker Thal.

Nun wird die Fahrt immer reizender und anziehender, je weiter man gelangt. Die üppigsten Waizen- und Kornfelder wechseln mit den anmuthigsten Weinhügeln und den freundlichsten Bergparthien; immer lieblicher entfaltet sich das schöne Bild des Donauthales. Die Strasse führt durch Alt- und Neu-Suppanek. Linker Hand liegen in der Niederung die netten Gebäude der Contumazanstalt wie eine ländliche Ansiedelung. Im Hintergrunde glänzen des ernst dahin gleitenden Stromes breite Wogen. Im Osten taucht die Insel, mit den schlanken Minarets der türkischen Festung Neu-Orsowa aus dem majestätischen Strome empor. Das walachische und serbische Gebirge schliessen den Gesichtskreis. Hart am Donaustrande liegt das Ziel der Reise, Alt-Orsowa, dem man ganz entzückt entgegen eilt.

Orsowa, ein bedeutender Communitätsort in der walachisch-illyrischen Grenze, gleicht mehr einem Marktflecken als einer Stadt. Er hat in den langwierigen Türkenkriegen die mannigfaltigsten Schicksale erlebt. Mehreremale sind dessen Befestigungen niedergerissen und wieder aufgebaut worden, und bald waren die Türken Herren des Orts, bald wieder die Oesterreicher. Gegenwärtig sieht man von den alten Ringmauern nur sehr wenige Spuren mehr, die letzten Befestigungen mussten im Jahre 1739, laut dem Belgrader Friedenstractate, geschleift werden. Als in den Jahren 1810—1813 der ganze levantische Handel den Weg über Orsowa genommen, war der Ort von grosser Be-

deutung und Wohlhabenheit, von dem sich aber in unserer Zeit nur wenige Spuren erhalten haben. Geschäftsträger der ersten Handlungshäuser aus ganz Europa hatten sich zu jener Zeit in Orsowa niedergelassen. Man sieht es dem heutigen Orte nicht im Geringsten mehr an, und nur die Dampfschiffahrt hat wieder einiges Leben in den trägen Gang der Geschäfte gebracht. Der Ort besitzt eine griechische n. u. und eine katholische Kirche, ein Dreissigstamt, ein Rastell, eine Nationalschule, und ist der Sitz des Cordons-Commandanten der untern Donaustrecke. Die Einwohner, etwas über 1000 an der Zahl, sind meist Griechen und Serben, die sich durch ihre grelle Tracht von den Walachen auffallend unterscheiden. Ausserdem bewohnen mehrere deutsche Familien und viele Beamte den Ort.

Das bunte Treiben auf der Skella, besonders an einem Montage, wo Markt zu sein pflegt, wird gewiss jeden Fremden recht angenehm zerstreuen! Man sieht daselbst Türken, Walachen, Serben in orientalischen Trachten und Sitten sich durcheinander bewegen, die unter Dreissigst- und Sanitätsaufsicht, allerlei Früchte, wie äusserst schmackhafte Wasser- und Zuckermelonen, die köstliche Frucht von *Solanum Melongena*, schönes Obst, türkische Pfeifen u. dgl. feilbieten.

Eben so neu und interessant wird ein Besuch der ausgebreiteten, eine viertel Stunde von der Stadt entfernten Contumaz sein. Die Anstalt ist ringsum mit einer hohen, 1200 Schritt langen Mauer umgeben, und umfasst mehrere Höfe von bedeutendem Umfange, in deren Mitte die Wohnungen der Beamten, die Colliben, Waarenmagazine u. s. w. stehen. Das Contumazpersonale besteht aus einem Director, einem Arzte, zwei Waarenaufsehern, aus einem Amtsschreiber, zwei Ueberreitern, mehreren Reini-

gungsdienern und endlich aus einem Fuhrwesensknechte, der zwei Pferde zu besorgen hat. Die Colliben — die Wohnungen für die Contumazirenden — sind von den übrigen Gebäuden durch einen eigenen, mit Mauern abgesperrten, Hofraum getrennt. Eine Pritsche war, als ich die Anstalt besuchte, das einzige Mobilar dieser Zimmer, die übrigens sehr rein gehalten werden. Der Contumazirende hat sein eignes Bettgewand etc. mitzubringen. Jeden Morgen werden die Abgesperrten von dem Arzte besucht, aber nicht berührt, er erkundigt sich bloss nach ihrem Befinden. Ein eigener Reinigungsdiener wird den Colliben zugetheilt, welcher das ganze Gepäck des Abgesperrten Stück für Stück zu lüften und zu reinigen hat, welches zehn Tage hindurch täglich geschieht. Solch' ein Reinigungsdiener wird vermischt oder exponirt genannt und er darf mit dem andern Personale der Anstalt, das nicht vermischt ist, in keine Berührung kommen. Ein eigener Traiteur versieht die Fremden mit den nöthigen Speisen.

Die aus den abgesperrten Gegenden kommenden Waaren werden in grossen Magazinen, Hambar's genannt, oder in einem grossen, eigens dazu bestimmten Hofraume deponirt, und müssen ebenfalls eine bestimmte Zeit hindurch von Reinigungsdienern täglich mit den Händen durchgearbeitet und gelüftet werden, ehe man sie weiter zu führen erlaubt.

Ausser diesen Gebäuden enthält die Anstalt noch ein Parlatorium, ein abgesondertes Zimmer, in welchem man sich mit den Contumazirenden besprechen kann. Daran stossen zwei Cabinette, die den Apparat zum räuchern der Briefschaften, Gelder und anderer Papiere enthalten.

Nach dem Alion.

Da dieser Berg an der äussersten Grenze bereits auf neutralem Grunde steht, an dessem Fusse sich die letzten Cordonsposten hinziehen, so darf derselbe, so wie seine ganze Umgebung, nicht ohne Sanitäts- oder Cordonsbegleitung betreten werden. Man hat indessen nicht nöthig, aus der Contomazanstalt sich einen Reinigungsdiener zu verschaffen. Man wende sich an den Corporal, der den Posten an der grossen Cserna-Brücke befehligt; er gibt einen oder zwei bewaffnete Grenzsoldaten mit, in deren Begleitung man die Wanderung getrost antreten kann, die in zwei bis drei Stunden bequem abgethan ist.

Die Brücken über die Mündungen der Cserna werden überschritten und man gelangt auf einen Fahrweg, der nach den Feldern der Tufirer Bauern führt. Der Ort selbst liegt am Fusse des Alion. Man verfolgt ein gutes Stück diesen Weg, bis endlich mehrere Fusssteige davon abführen. Der kürzeste und bequemste Weg auf den Alion bleibt die Fahrstrasse, auf welcher im letzten türkischen Kriege unter Kaiser Joseph, das Geschütz zur Belagerung der Festung Neu-Orsowa befördert worden ist. Man pilgert auf dieser Strasse eine Weile fort und kommt bald auf eine Waldwiese, von der man eine überraschende Aussicht auf die Festung und die Strombahn hinab geniesst.

Die Aussicht von dieser Wiese gehört unter die schönsten in ihrer Art. Man übersieht das ganze Innere der nahen türkischen Festung und unterscheidet recht deutlich die einzelnen Gebäude, ja selbst die Trachten der Muselmänner. Aber ein weit schöneres Gemälde bietet die weite Strombahn mit den felsigen Ufern und den Cataracten, den

dicht bewaldeten Inseln und den sonderbar gestalteten türkischen Segelschiffen, die sich sorglos wiegen auf den silberglänzenden Wogen des gefahrdrohenden Stromes.

Die Waldwiese wird als die Stelle bezeichnet, wo das österreichische Geschütz gestanden, als die Festung beschossen worden. Auf derselben Stelle soll auch Kaiser Joseph mit dem Erzherzoge Franz, nachmaligen Kaiser von Oesterreich, gespeist haben.

Auch an Pflanzenschätzen birgt der Berg so manches Schöne. Noch wenige Botaniker, oder vielleicht keiner, ausser Dr. Heuffel und mir, haben ihn besucht. *Asparagus sylvaticus* steht hier ziemlich häufig, darunter *Aristolochia rotunda* in Menge. Aber vor Allem interessant war die Entdeckung der *Carex depauperata* von Dr. Heuffel. Wir trafen sie haufenweise beisammen und ich hielt die Halmexemplare für die *C. sylvatica*.

Zu den Cataracten, das eiserne Thor genannt.

Seitdem man angefangen hat, das grossartige Project, die Donaudampfschiffahrt mit dem schwarzen und dem mittelländischen Meere zu verbinden, ins Werk zu führen, was auch bis jetzt, einige Uebelstände abgerechnet, glücklich bewerkstelligt worden, haben wenige Stellen Europa's eine solche Berühmtheit erlangt, wenige ein so grosses Interesse erregt, als der grosse Donaufall, eine Stunde unterhalb der Festung Neu-Orsowa, den man auch, nach der türkischen Benennung, Demir-Kapi, das eiserne Thor nennt. Die österreichische Regierung hat es sich viel kosten lassen, die Stelle fahrbar zu machen; es sind unzählige Conferenzen mit der Pforte, in derem Gebiete die Stelle liegt,

Biblioteca centrală regională
Timişoara

in dieser Angelegenheit gepflogen worden. Im Sommer 1834 haben die am Kasan beschäftigten Ingenieure den beispiellos niederen Wasserstand benützt und den Strompass geometrisch aufgenommen. Sie haben eine Karte davon verfertigt, in der die verschiedenen Tiefen des Stromes, selbst jeder Fels im Bette genau angegeben ist. In Folge dieser glücklich beendeten Arbeiten hat der an der unteren Donaustrecke dirigirende Ingenieur den Plan entworfen, den Donaufall mittelst Schleusen für jeden Wasserstand fahrbar zu machen. Der Plan wurde, sammt den vortrefflichen Zeichnungen und Karten, der Regierung zur Begutachtung unterbreitet.

Zur Fahrt nach diesen interessanten Stellen ist es nothwendig, sich Tags zuvor die Erlaubniss bei dem in Orsowa residirenden Major und Cordonscommandanten einzuholen, und zugleich den Sanitätsdiener und Dreissigstüberreiter, in deren Begleitung die Reise zu geschehen hat, zu besorgen. Man besucht zugleich Skella-Cladova, den Landungsplatz der Dampfboote Argo und Pannonia, die Ruinen von Severin und der sogenannten trajan'schen Brücke, und endlich die walachische Stadt Csernetz, wo zu Mittag gespeist wird.

Früh Morgens wird von Orsowa aufgebrochen. Man verfolgt die bereits bei dem Spaziergange nach dem Alion erwähnte Fahrstrasse nach dem neutralen Grunde. Die Wiesen und Felder, die zum Theil zu Orsowa, zum Theil aber dem Pascha von Neu-Orsowa gehören, nehmen schon hier das verwilderte und verwahrloste Ansehen an, das man allenthalben findet, so wie man sich dem walachischen Gebiete nähert. Die südliche Abdachung des Alion, an welcher die Strasse längs dem Cordonsposten sich fortwindet, entwickelt eine auffallend

üppige Vegetation. Riesige Formen von *Echium italicum* stehen zu hunderten unter dem hohen Grase und den, Manneshöhe erreichenden, *Syngenesisten.*

Nach einer halbstündigen Fahrt ist die Grenze der österreichischen Staaten erreicht. Ein Offizierposten steht an der Stelle und ein aus dem Gebirge herabrieselnder Bach, Bachna genannt, bezeichnet die Linie, wo die Staaten Oesterreichs und des walachischen Fürstenthums sich scheiden*). Der vom Major ausgefertigte Schein wird dem wachhabenden Offiziere vorgewiesen, worauf die Ueberfahrt über die Grenze ohne Anstand vor sich geht. Kaum ist der Grenzbach überschritten, so erreicht man auch bald das erste walachische Dorf Wrzerowa, das an Armseligkeit der Hütten und Menschen wenig seines Gleichen haben dürfte. Es sind vielmehr nur Trümmer eines Dorfes zu nennen. Durch die letzte russische Invasion, im Jahre 1829, haben alle am Donauufer liegenden Orte durch Brand, Plünderung und Pest viel gelitten; die traurigsten Spuren davon findet man noch überall im frischesten Angedenken. An beiden Enden des Dorfes sind hohe Lärmstangen angebracht, die bis an ihre Gipfel mit Stroh und anderen Zündstoffen überbunden sind, um sie bei einem Unglücksfalle schnell anzünden zu können.

Am Eingange des Dorfes wurden wir von einem walachischen Militär angehalten, und wir waren nicht wenig erstaunt, polizeiliche Ordnung in einem

*) Der Offizierposten wird fälschlich die Woditzer Mühle oder bei der Woditzer Mühle genannt, da vor vielen Jahren an einem kleinen Bache, der hinter dem Wachhause herabläuft und Woditza genannt wird, eine Mühle gestanden.

Lande zu finden, wo man es bisher am wenigsten gewohnt war. Der Mann hatte eine blaue Uniform, mit gelben Aufschlägen. Er stack ganz erbärmlich in dem Kleide, das für seine Corpulenz von allen Seiten zu eng und zu kurz war. Wir berichteten ihm auf walachisch den Zweck unserer Reise; er war es zufrieden und unser Wagen rollte fort, in das verwüstete Dorf hinein.

Nachdem man das mitleiderregende Wrzerowa verlassen hat, gelangt man bald in den sogenannten Schlüssel. Das schroffe Gebirge drängt sich hart an die Strasse vor, die nur mit Mühe und nicht ohne Gefahr an den steilen Ufern des reissenden Stromes, fortgleitet; dazu ist sie äusserst holprig und schlecht, ein Umwerfen gehört eben nicht zu den Unmöglichkeiten, und ein solcher Unfall könnte auf der schmalen Strasse die betrübendsten Folgen nach sich ziehen. Diese martervolle Chaussée durch den Schlüssel, die alle unsere Glieder beinahe aus ihren Fugen gerüttelt hatte, dauert fast eine Stunde. Wir stiegen endlich aus, um, im Fall des Umwerfens, die Fahrt in die Tiefen des Stromes nicht mitmachen zu müssen. Eine andere Verlegenheit begann, als uns ein Offizier der walachischen Miliz in einem leichten Wagen begegnete. Wir hätten gegenseitig ausweichen sollen auf der schmalen Strasse, auf der man froh sein musste, allein davon kommen zu können. Auch sollten unsere Pferde sich nicht berühren, wir hätten zehn Tage lang contumaziren müssen. Nach langem hin und her sinnen und probiren kamen wir doch glücklich auseinander.

Auf halbem Wege hat man endlich die interessante Stelle erreicht, wo der über 600 Fuss breite Strom, wie ein reissender Wildbach, unter schauerlichem Brausen, das man fast eine Stunde weit hört, sich durch die Felsen drängt, die nur mit ihren

äussersten Zacken über den schäumenden Wellen sichtbar werden. Quer über die ganze Breite des Stromes ragen hunderte solcher Felsbänke aus den Wogen empor und scheinen jede Durchfahrt unmöglich zu machen. Das Brausen des aufgewühlten Stromes, der mit grosser Gewalt sich über die Bänke stürzt, wiederhallte dumpf an den Felswänden des Engpasses, und das empörte Element schien in der Hast auch die Ufer mitreissen zu wollen. Wir standen tief erschüttert am Strande und schauten mit geheimer Angst hinein in das wüste Spiel der Wogen!

Bei etwas erhöhtem Wasserstande passiren selbst grosse Schiffe die gefahrvolle Bahn, die bei einer Schnelligkeit von ungefähr zehn Fuss in der Sekunde, einen Fall von beiläufig 14 Fuss auf die Meile hat. Bereits zwei Boote der österreichischen Dampfschiffahrtsgesellschaft haben diesen Weg zu wiederholtenmalen glücklich zurückgelegt, und die schwer beladenen Salzschiffe des Fürsten Milosch befahren diese Stellen sehr häufig ohne Anstand. Aber es gibt, nach der Versicherung der Orsowaer Schiffleute, nur eine, etwas breite Furche in dem Felsengewirre auf serbischer Seite, wo noch eine Durchfahrt möglich ist; wird diese verfehlt, so strandet jedes Fahrzeug ohne Rettung. So hatte, kurz bevor wir diese Gegend besucht, der Capitän des Dampfbootes Argo, das die Fahrten von Skella-Cladova nach Galacz macht, Kohlen in Orsowa bestellt. Der Wasserstand war etwas niedrig, es wollte sich Niemand recht entschliessen, das beladene grosse Schiff durch den gefährlichen Strompass zu führen. Ein Dalmatiner, der bei den geometrischen Arbeiten der Ingenieure die gefährlichen Stellen des Stromes kennen gelernt hatte, war kühn genug, das Wagstück zu unternehmen. Er beredete

mehrere Dalmatiner, die bei den Stromarbeiten verwendet wurden, und einige Schiffleute, ihm zu folgen; sie bestiegen das Schiff und ruderten fort. Bald darauf erhob sich ein schwacher Wind, der die Fahrt etwas schwierig machte, so, dass die Kammeraden umzukehren riethen; aber der Führer des Schiffes liess sich nicht irre machen. Kurz darauf, in der Nähe des Strompasses angelangt, verfehlte der Steuermann nur in etwas die rechte Bahn, die Brandung packte das beladene Schiff und schleuderte es an die Felsbänke, dass die Wände des Baues erdröhnten und das Wasser bei allen Seiten hereinquoll. Eine schreckliche Todesangst durchlief das Schiffsvolk; — in dem ersten grössten Augenblicke der Gefahr war keine fremde Hilfe zu erwarten, und eigene Rettung, in der Mitte der anstürmenden Wogen, unmöglich. Da lief Alles erschrocken am Verdecke auf und nieder; einige griffen in der Verzweiflung nach ihren Gewehren und wollten den Führer, der ihrer Warnung nicht gefolgt, erschiessen.

Nur mit grösster Anstrengung war es endlich einigen Booten gelungen, das Schiff inmitten der Brandung zu erreichen und die Menschen zu retten. Wir sahen das Schiff, in der Mitte des Stromes, quer über den Felsen wüste liegen: ein ergreifendes Bild der Vernichtung! Auf dem Verdecke lag alles Geräth noch so herum, als wäre es so eben verlassen worden, und die heranstürmenden Wogen rissen ein Brett um das andere aus den Seiten des gestrandeten Schiffes und führten es fort durch die brausende Fluth.

Die Römer, welche überall, wo ihr Adler geherrscht, sich unsterblich gemacht, haben auch hier das gewaltige Element bezwungen. Man soll am serbischen Dorfe Szip vorüber deutliche Spuren

eines, in die Felsen des Strombettes gehauenen, Canals gefunden haben.

Nach einer halbstündigen Fahrt ist man aus dem Engpasse und gelangt auf weichem Haideboden, hie und da mit türkischem Waizen ärmlich bepflanzt. An beiden Ufern tritt das Gebirge landeinwärts und der besänftigte Strom wälzt seine breiten Wogen still durch die freundliche Ebene, aus der die türkische Festung Cladova, und tiefer hinab das ärmliche Städtchen Csernetz emportauchen.

Skella-Cladova ist bald erreicht. Als Stapelplatz der Dampfboote für die untere Donaustrecke wird man hier wohl einen namhaften Ort vermuthen. Aber man findet ein erbärmliches Nest von einigen zerstreuten Häusern. Die Contumazgebäude allein geben dem Orte noch einiges Ansehen*). Es wird gewiss für Fremde von Interesse sein, eine solche Anstalt der Walachen zu besuchen; der Contumazarzt war ein Siebenbürge; er kam uns mit der grössten Artigkeit entgegen und führte uns in der weitläuftigen Anstalt herum. Die Colliben sind von den übrigen Gebäuden durch einen tiefen Graben abgesperrt. Ein Hauptthor führt in den grossen Hof, vor welchem eine komische Schildwache stand. Es war ein schlecht genährter, lan-

*) Im Herbste 1835 arbeitete ein Ingenieur auf der Anhöhe, oberhalb dem severiner Thurme, an der Ausmessung des Platzes zu einer neu zu errichtenden Contumazanstalt. Der Ingenieur, ein Deutscher, hat uns die Pläne vorgewiesen, und nach diesen zu urtheilen, dürfte die Anstalt sehr solid und zweckmässig geworden sein. Nach dem Wunsche des walachischen Fürsten sollte auch die Stadt Csernetz auf diesen Anhöhen neu angelegt werden; und wie wir nachträglich hören, so sollen die neuen Contumazgebäude schon fertig da stehen.

ger Mann, ganz erbärmlich in die Uniform hineingestampft, die hie und da dem Zahne der Zeit zu weichen begann. Sein Gewehr hätte zweimal die Länge des Mannes. So schritt er ganz gravitätisch vor der Contumazanstalt auf und ab, und erregte mehr Lachen als Respect.

Aber diese Einrichtungen und Anstalten sind nichts weniger als einladend. Die Colliben sind elende, aus Lehm gebaute Hütten mit schlechten Strohdächern versehen, durch die bei anhaltendem Regenwetter das Wasser hineinläuft. In den Zimmern herrschte die abschreckendste Unreinlichkeit, Schmutz und Ungeziefer aller Art theilten mit dem contumazirenden Gaste das enge Stübchen. Freundlicher waren die Wohnungen des Arztes und des Directors.

Diese Anstalten sind in der letzten Invasion durch die Russen eingeführt worden. Dadurch ist die Walachei strenge von den türkischen und serbischen Provinzen abgesperrt. Es werden von ihnen die Gesetze übertrieben strenge gehandhabt, denn während bei uns die geringste Zeit auf 10 Tage beschränkt ist, contumazirt bei den Walachen keiner unter 16 Tage, und es darf während der Zeit von dem Fremden kein Strohhalm berührt werden. Anfangs nahmen die benachbarten Türken aus den gegenüberliegenden Festungen die ganze Sache nur für einen Spass. Sie betrachteten sich noch immer als die Oberherrn des Landes und konnten gar nicht glauben, dass die Komödie des Absperrens ihnen gelten könne. Unweit Nicopolis wollten eines Tags drei Türken mit Gewalt die Quarantainegesetze übertreten. Der Cordonsposten rief sie an. Die Türken nahmen die Verwegenheit des walachischen Soldaten sehr übel auf, sie schimpften ihn weidlich aus; der Posten verstand aber unrecht,

er legte sein sprachrohrlanges Gewehr an, und eine Secunde darauf stürzte der eine Muselmann getroffen ins Wasser. Diese Lection half für immer.

Dem armseligen Orte Skella-Cladova gegenüber liegt, am serbischen Ufer, die türkische Festung Cladova, türkisch Fetislav genannt. Wir kamen nicht hinüber, in der Ferne scheint sie recht fest gebaut. Von Skella-Cladova geht es wieder fort in der Ebene auf schlechten Feldwegen, der walachischen Stadt Csernetz zu. Auf halbem Wege dahin gewahrt man die Reste des severiner Thurmes. Man steigt hier aus, um die interessanten Trümmer zu besichtigen.

Diese fälschlich benannten severiner Thürme gleichen keineswegs mehr Thürmen, sie bestehen heutzutage nur aus einem einzigen Pfeiler, der unweit dem Ufer auf einer viereckigen Schanze steht, die ringsum mit einem tiefen Graben eingefangen ist. Unterhalb dieser Schanze steht ein anderer ähnlicher Pfeiler ganz nahe am Ufer, und bei niederm Wasserstande erscheinen noch mehrere dergleichen im Strome selbst. Diess sind die Ueberreste jener lange in Zweifel gestandenen Donaubrücke, welche man noch heutzutage allgemein für die trajan'sche hält, von der uns Dio Cassius eine prachtvolle Schilderung bewahrt hat.

Die Aeusserungen der Schriftsteller, die diesen Gegenstand behandeln, sind der eigentlichen Sachlage so widersprechend, dass die Acten noch keineswegs für geschlossen zu halten sind, obschon es bei uns Niemanden mehr einfällt, an der Richtigkeit der, bereits vor einem Jahrhunderte ausgesprochenen, Marsigli'schen Ansicht zu zweifeln.

Er hat zuerst die Behauptung aufgestellt, als wären diese Trümmer die Reste der trajan'schen Brücke, und seine Ansicht mit bedeutendem Wort-

aufwände vertheidigt. Seitdem haben es ihm die meisten Autoren nachgeschrieben. Griselini hat indessen schon gewichtige Zweifel dagegen aufgestellt, er entschied sich aber weder für noch wider diese Behauptungen und liess die Sache dahingestellt. Sulzer bewies endlich evident das Irrige derselben, er drang aber mit seinen Beweisen nicht durch; die Marsigli'sche Ansicht ward für richtig erklärt und damit der Streit als beschlossen betrachtet.

Gebhardi hat, in seinem bereits berührten Werke, diese Ansicht wieder in Zweifel gezogen, indem er zugleich auf des vergessenen Sulzer's Autorität hingewiesen, und der neueste Biograph Kaiser Trajan's, der oft erwähnte Dr. Francke, hat es wieder versucht, der Marsigli'schen Behauptung zu widersprechen und Sulzer's Erläuterungen für richtig darzustellen.

Marsigli hat wohl selbst erkannt, dass die Brückentrümmer bei den severiner Thürmen keineswegs auf die Beschreibung des Dio Cassius passen. Nach dieser Schilderung waren die Pfeiler, 20 an der Zahl, aus massiven Quadersteinen aufgeführt und mittelst steinernen Bogen verbunden. Sie hatten, die Fundamente nicht mitgerechnet, eine Höhe von 150 Fuss (Palmen), 60 in der Breite und standen 170 römische Fuss von einander entfernt. Dio Cassius nennt diese Brücke ein erstaunliches Werk, mit welchen alle übrigen Bauten Trajan's kaum zu vergleichen wären.

Aber Marsigli fand nach genauer Untersuchung, die noch vorhandenen Pfeiler nicht aus Quadern, sondern aus Bruchsteinen bestehend, die mit Ziegeln überkleidet waren. Nach seiner Berechnung musste die Brücke 23 solche Pfeiler gehabt haben und mochte demnach ungefähr 443 Klafter

lang gewesen sein. Die Bogen waren, wie der ganze obere Theil der Brücke, wahrscheinlich aus Eichenholz, denn Marsigli fand noch die Fugen, in denen die Balken befestigt gewesen, und Griselini erzählt, dass man versteinerte Stücke Holz in diesen Fugen gefunden, welche Kaiser Franz, Marie Theresien's Gemahl, als eine besondere Rarität nach Wien bringen liess.

Man sieht, wie wenig diese Beschreibung der Schilderung gleicht, welche Dio Cassius von der Brücke gemacht hat; aber Marsigli glaubte diese Trümmer für die trajan'sche Brücke erklären zu müssen, weil der genannte Historiograph von dem reissenden Laufe des Stromes in der Nähe der Brücke spricht. Ausserdem führt der Graf, zur weiteren Bekräftigung, eine Inschrift an, welche Gruterus und die Commentatoren des Dio Cassius mit der Behauptung geben, dass sie auf einem Brückenpfeiler, nach einer andern Version aber auf dem am Ufer stehenden Brückencastelle eingemauert gewesen *). Keiner der Berichterstatter, die

*) Die Inschrift ist folgende:

PDOVIDENTIA.
AUG.
VERE. PONTIFICIS.
VIRTUS. ROMANA.
QUID. NON. DOMET.
SUB. JUGUM. ECCE.
RAPITUR. ET. DA
NUIUS.

Bei Gruterus (Corpus inscriptionum. Amsteled. 1707) findet sich diese Inschrift auf Seite CLXII unter No. 6, und wie wenig man sich oft auf die Angaben dieser Herren verlassen könne, beweist der gewaltige Irrthum, den Gruterus begangen, nachdem er bei dieser Inschrift gesagt, sie wäre auf der Donaubrücke bei den Ruinen

nur einer den andern abgeschrieben, hat jedoch die Inschrift selbst gesehen oder gelesen, auch Marsigli hat sie vergebens gesucht, und dieses Argument verliert somit von selbst allen Werth.

Trajan musste also, auf seinem zweiten Feldzuge nach Dacien, an einer anderen Stelle den berühmten Bau über die Donau geführt haben, und man findet die Reste desselben bei Tschelleh, wenige Stunden oberhalb dem Einflusse der Aluta oder Olt (Muta nannten ihn die Römer) in die Donau. Dieselben dürften um so eher für die wahre trajan'sche Brücke erklärt werden, nachdem sie mit dem sogenannten trajan'schen Wege — einer solid gebauten römischen Strasse, die, bei den Trümmern an der Donau beginnend, längs dem Oltflusse bis nach Siebenbürgen hinein sich verfolgen lässt — in unmittelbarer Verbindung stehen. Ein gewichtiger Beweis für die Richtigkeit dieser Ansicht! Man will in Siebenbürgen Münzen gefunden haben, auf denen die Donau personificirt dargestellt war, mit der Aufschrift: „Danubius und Via Trajana“ *). Dieser Weg ging unmittelbar durch eine Triumphpforte, deren Reste Sulzer in der Walachei gesehen hatte und die auch das walachische Volk unter dem Namen: „Puarte Romanilor“ (Römerthor) kennt. Die hie und da noch sichtbare Strasse nennen sie „Kalea trajanuluj“ (trajan'scher Weg) und sie führte durch den rothen Thurmpass

---

von Várhely gefunden worden. Wir wissen, dass Várhely in Siebenbürgen, also eine schöne Strecke weit von der Donau liegt.

*) Sulzer a. a. O. S. 233. Auch Griselini hat eine Münze abgebildet mit der Inschrift: „S. P. Q. R. Optimo Principi.“ Unter der Figur, welche die Donau versinnlicht, steht „via trajana.“

in das Herz Siebenbürgens, nach dem Sitze des Decebalus.

Diese in Rede stehende Brücke war an beiden Ufern mit befestigten Castellen versehen, deren Trümmer gleichfalls noch zu sehen sind. Die Sorge über diese wichtigen Bauten war einem Ober-Praefecten der dacischen Provinzen anvertraut gewesen, wie diess eine Inschrift lehrt, die man in Siebenbürgen, bei Várhely, in der Nähe der ehemaligen dacischen Hauptstadt gefunden *).

In der historischen Einleitung wurde schon gesagt, dass Kaiser Constantin, als er gegen die Gothen und Sarmaten zog, eine Brücke über die Donau baute, die, wie es bei der trajan'schen der Fall war, mit Castellen versehen wurde. Diese Brücke wird man wohl bei den severiner Thürmen suchen müssen. Marsigli hat die Trümmer bei Tschelleh dafür erklärt, ohne auch nur einen triftigen Grund für seine Behauptung angeführt zu haben. Erwägen wir, was Sulzer zur Bekräftigung seiner Meinung, Band I., Seite 237 und 238 seines oft gedachten Werkes gesagt, so löset sich auf eine sehr einfache Weise die lange für verwickelt erachtete Frage über

*) Seivert gibt diese Inschrift auf Seite 56 seines Werkes: „Inscriptiones Monumentorum Romanorum in Dacia mediterranea. Viennae 1773." folgendergestalt:

M. PAPIRIO. M. F. COR.
PRAEF. COH. I. PAN.
IN. DACIA. PRAEF.
RIPAE. TIBISSI. DANU
BII. CURATORI. PON
TIS. AUG. IN. MOESIA.
II. VIRO. POP. PLEBSQ.
ULPIA. TRAJ.
SAR. PATR. H. M. P.

Gruterus pag. CCCCXLVIII.

die Brücken Constantin's und Trajan's; wenn anders Traditionen, im Munde eines Volkes erhalten, auch etwas beweisen können, woran wohl nicht zu zweifeln ist.

Nach dieser Ansicht konnte die severiner Brücke nicht Constantin, sondern es musste sie ein Severus erbaut haben, und zwar derselbe, den Galerius und der erwähnte Constantin zum Mitregenten erwählt hatten. Als nach dem Ableben dieser beiden Heerführer Constantin allein die Regierung behielt, habe er wahrscheinlich als ein wichtiges Denkmal, den Bau der Brücke sich selbst zugeeignet. Aber der Name Severs erhielt sich bei dem Volke bis auf den heutigen Tag; denn nicht nur dass der auf der bereits erwähnten Schanze noch übrige Pfeiler, der offenbar ein Theil des Brückencastells gewesen, zu den severiner Thürmen heisst, auch die ganze Gegend nennen die Eingebornen das severiner Feld. Sulzer und einige andere reden auch von einem Dorfe, das die Walachen „Kimpul Severinuluj" genannt und das in der Nähe dieser Schanze soll gestanden haben.

Auf diese Weise erklärt sich dann auch, wie die Donaubrücke auf die Münze Constantin's gekommen, auf die sich Marsigli beruft, um damit zu beweisen, dass man diese Brücke bei Tschelleh suchen müsse.

Um ein so grossartiges Werk, wie die trajan'sche Brücke sammt der Strasse, nach der Beschreibung des Dio Cassius, musste gewesen sein, vollenden zu können, war nicht nur eine bedeutende Zeit erforderlich, man musste zugleich Herr des Landes gewesen sein, um ungestört alle Kräfte dem ungeheuern Baue zuwenden zu können. Und Trajan war wohl eher in einer solchen Lage wie Constantin, zu dessen Zeiten kampflustige Barbarenvölker die daci-

schen Provinzen von allen Seiten überschwemmten. Trajan dagegen hatte schon bei seinem ersten Feldzuge dahin den stolzen Decebalus gedemüthigt; alles floh vor seinen sieggewohnten Schaaren und er zog zum zweitenmale gegen ihn, um ihn gänzlich zu vernichten. Wahrscheinlich hat Trajan erst nach diesem vollständigen Siege, mit dem er sich das ganze Dacien unterjocht, die Brücke und die Strasse angelegt, um die neu erworbenen Provinzen mit den jenseits der Donau gelegenen in steter Verbindung zu erhalten.

Auf die Autorität Marsigli's hin haben viele Schriftsteller gesündigt und eine Menge Dinge von der severiner Brücke nacherzählt. Hohenhausen*), den Francke einen gründlichen Forscher nennt, behauptete, die eingestürzten Brückentrümmer hätten unterhalb Orsowa den breiten Strom dermassen verschlämmt, dass die Schiffe nur mit grösster Gefahr die Stelle passirten, die sodann das eiserne Thor genannt wurde. Er hat also die Felsen bei den Cataracten mit den Brückenresten verwechselt — ein gewaltiger Irrthum, den Procopius (de Aedificiis Justiniani cap. VIII.) schon begangen hat, der noch obendrein erzählt, man wäre, um die Schifffahrt nicht ganz zu hemmen, genöthigt gewesen, diese Stelle durch den Bau eines Canals zu umgehen, von dem man aber auch nicht eine Spur kennt; ein Beweis, wie misslich es sei, sich zu sehr auf die Angaben dieses Schriftstellers zu berufen, wie Einige gethan.

Abgebildet findet man die vermeinte trajan'sche Brücke bei Marsigli im 2. Bande auf Tafel 15. Sie ist, wie er versichert, nach den zwei Pfeilern ge-

*) „Die Alterthümer Daciens in dem heutigen Siebenbürgen," von Baron v. Hohenhausen. 4. Wien 1775.

macht worden, die auf der trajan'schen Säule zu Rom abgebildet sind. Diese ideale Zeichnung Marsigli's wanderte nach der Zeit auch in andere Werke über.

Von der Anhöhe in der Nähe des severiner Thurmes gewahrt man das ungefähr eine kleine Stunde weit entfernte Csernetz. Man hat den Ort eine Stadt genannt, obschon es ein elendes, in Trümmern liegendes Nest ist. Aber interessant bleibt es, dass der Ort, oder wenigstens dessen Name, sich über ein Jahrtausend lang erhalten hat, nachdem es wahrscheinlich ist, dass hier die Colonia Tsiernensis oder Diernensis Trajan's gestanden*).

Im Orte angelangt, stiegen wir bei einem walachischen Edelmanne — Bojaren — ab, der uns äusserst zuvorkommend empfing. Die Equipagen wurden im Hofe unter Aufsicht zurückgelassen und wir machten uns auf den Weg, die Stadt und den Markt zu besuchen. Der Markt war sehr lebhaft, denn er ist in eine enge Gasse zusammengedrängt, wo sich das ganze Volk häuft. Die Buden hatten ein recht orientalisches, schmutziges Ansehen. Sie sind sämmtlich auf einer Art Bühne errichtet, vorne ganz offen und nur mit grossen breternen Flügeln, auf die Art wie unsere hölzernen Marktbuden, verschliessbar. Rückwärts sind an diese Laden die Wohnungen angebaut. Das Ganze ist aus Bretern, und nicht nur die Krämer lagern darin mit ihren Waaren aller Art, auch die Handwerker haben in diesen Laden ihre Werkstätte aufgeschlagen. Ein lebhaftes Treiben herrscht demnach in allen diesen Räumen.

*) Ueber die Lage dieser Colonie streiten sich die Historiker auch. Aber die Wenigsten, die darüber schrieben, waren an Ort und Stelle.

Aus dem chaotischen Haufen der elenden hölzernen Häuser des Ortes stachen einige etwas vortheilhafter ab. Es waren die Wohnungen einiger Bojaren, aus Ziegeln und Steinen gebaut. Aber selbst an diesen etwas besser aussehenden Häusern fehlten allgemein die Fensterstöcke und Glasfenster. Die Dachungen waren alle durchsichtig und von einem Mörtelüberwurfe sah man nur hie und da Spuren; in einem solchen Hause wohnt auch der Commandant und die erste Gerichtsperson des Ortes.

Bei unserem freundlichen Hausherrn wieder angelangt, lagerten wir uns auf Strohstühlen unter ein schattiges Laubendach, und ein ländliches Mahl, aus einem schmackhaft zubereiteten Fische bestehend, den wir auf dem Markte gekauft und bei einem Bäcker hatten zurichten lassen, wurde unter Scherz und Lachen genossen und sodann die Rückfahrt nach Orsowa wieder angetreten.

An der Woditzer Mühle zurückgelangt, pflegt man von da zur türkischen Festung hinüber zu fahren um dem Pascha einen Besuch abzustatten, wozu man Tags zuvor ein Patrouillenschiff bestellt. Man besieht das Innere der Festung, das recht trübselig aussieht. Eine Franciskanerkirche ist zur Moschee umgestaltet, an deren hintere Wand ein Minaret angebaut ist. Die von Kaiser Joseph erbauten Casernen sind dem Einsturze nahe, alles liegt wüst und öde durcheinander. Beim Pascha raucht man eine Pfeife Tabak und geniesst dazu etwas Dulcsat (in Zucker gekochte Früchte), besieht seinen Marstall und fährt dann wieder zurück nach Alt-Orsowa. So hat man sich in einem kurzen Tage die genussreichsten Stunden verschafft.

d) Fahrt in die Klissura, zu der veteranischen Höhle und zur trajan'schen Tafel.

Man fährt von Orsowa auf einem Feldwege längs der Donau aufwärts, nach dem zwei Stunden entfernten Ogradina. Der Weg führt recht angenehm durch blumige Wiesen und Felder, während man die schöne Ansicht des Stromes fortwährend im Auge behält. Ogradina ist ein unansehnliches Dorf, aber seine Lage äusserst schön. Von der Terasse der Fischerwohnung, welche die am Kasan arbeitenden Ingenieure längere Zeit bewohnt haben, geniesst man einen herrlichen Anblick der am obern Ende des Dorfes beginnenden Klissura. Das Gebirge strebt plötzlich mehrere hundert Klafter hoch empor und bildet kahle Wände, die schroff in den eingeengten Strom abstürzen. Ein beängstigendes Gefühl erregt der Anblick dieses riesigen Felscanals.

Mit diesem ernsten Gemälde wechseln recht heitere Bilder. Der Strom ist sehr belebt. Türkische und serbische Schiffe fahren mit weit ausgespannten Segeln den reissenden Strom häufig auf und nieder, dazwischen schaukeln elende Fischernachen der benachbarten Serbler auf den stolzen Wogen. Die türkischen Schiffe zeichnen sich durch ihren sonderbaren Bau vor allen übrigen aus. Sie sind viel zu kurz im Verhältniss zu ihrer Breite, vorn spitz, der hintere Theil breit zugerundet und auffallend hoch. Die Milosch'schen Salzschiffe haben ungefähr die Form unserer Eichenschiffe, sind aber kleiner wie diese. Aufwärts werden sie alle von Menschenhänden gezogen. Oft trifft es sich, dass so ein Schiffzug, der in der Regel 60 bis 80 Menschen erfordert, gegen Abend bei Ogradina landet. Das ganze Schiffsvolk begibt sich an's Land

und zündet Feuer an. Während dann Einige das Nachtessen bereiten, schliesst die Mehrzahl einen grossen Kreis; ein Sackpfeifer stellt sich in die Mitte, blässt eine eintönige Melodie, stampft dazu mit beiden Füssen, und nun geht ein schreckliches Getrampel los, was die Leute tanzen nennen. Mehrere Grenzsoldaten umgeben den ganzen Kreis, um jede Berührung mit den fremden Gästen zu verhüten. Ein solches Bivouac ist recht ergötzlich anzuschauen.

Von Ogradina verfolgt man stromaufwärts die schöne neue Kunststrasse durch die Klissura, von der wir schon oft gesprochen. Nach einer halbstündigen Fahrt durch den Pass, der reich an abentheuerlichen Gestalten, verworrenen, tiefgeborstenen Felsgruppirungen ist, erreicht man eine kleine Bucht, welche durch das Gebirge, das am linken Ufer bedeutend zurücktritt, gebildet wird. Am Fusse dieses sanft ansteigenden Gebirges liegt Dubowa. Die Strasse schlängelt sich fort durch die freundliche Ebene, einem zweiten, ähnlichen Strompasse zu, in welchem die berühmte Veteranische Höhle liegt.

Diese am linken Ufer befindliche, bedeutende Höhle hat in den Türkenkriegen eine militärische Wichtigkeit erlangt. Und dass sie auch schon in den ältesten Zeiten befestigt gewesen, beweisen die durch den neuen Strassenbau aufgefundenen Vorwerke, die bis an den Strom hinabreichten. Der ungefähr fünf Schuh hohe Eingang liegt mehrere Klafter hoch über dem Wasserspiegel. Er ist durch Mauerwerk nach aussen gedeckt, nnd führt in ein ungeheures, über hundert Fuss tiefes Gewölbe, in welches mehrere kurze Spaltgänge münden. Es ist nur spärlich durch ein Loch erleuchtet, das rechts, oberhalb dem Eingange sich befindet. Die Tiefe der

Höhle ist, gegen den weit engeren Vordertheil derselben, bühnenartig erhöht und mit einer verschütteten Cisterne, die aber nur Seichwasser enthalten haben soll, versehen. Die uns dahin begleitenden Ingenieure hatten die besondere Gefälligkeit, das Innere der Höhle, durch angezündete Holzstösse, erleuchten zu lassen, welche magische Beleuchtung einen überraschenden Eindruck machte. Im Hintergrunde sieht man Spuren eines Backofens in der Kalkwand. In den älteren Schriften wird die Höhle Piscabara, der Berg Tamantisches, auch Blutberg genannt. Seit den letzten blutigen Ereignissen erhielt sie den Namen des, in Siebenbürgen stationirt gewesenen, Generals Veterani, der, wie wir wissen, bei Lugos fiel. Zwei Belagerungen der Höhle hat die Geschichte aufbewahrt.

Im Jahre 1691 wurde der Mannsfeldische Hauptmann Dominik du Saix Baron d'Arman vom General Veterani beordert, die Höhle mit 300 Mann und 5 Kanonen zu besetzen. Nach einem mühseligen Marsche durch das wüste Gebirge, erreichte er den 16. Mai die Stelle glücklich. Am 21. desselben Monats begannen die Türken bereits die ersten Angriffe auf die Höhle, welche immer heftiger und ungestümmer sich wiederholten, da die Türken den Strom herauf fortwährend Succurs erhielten, und die Höhle endlich auch vom Berge herab angriffen. Nach 45tägiger strenger Belagerung, welche den grössten Theil der Belagerten kampfunfähig gemacht hatte, sah sich Baron d'Arman genöthigt, Friedensvorschläge zu machen. In Folge dessen wurde ihm und seinen Offizieren gestattet, mit Waffen und Bagage frei abzuziehen und die Mannschaft unbewaffnet mit sich zu nehmen.

Eine nicht minder rühmliche Belagerung der Höhle hat, kaum hundert Jahre darauf, ein anderer

österreichischer Krieger unter General Wartensleben überstanden. Es war zu Anfang Juli 1788, als Major Stein mit mehreren Bataillonen die Höhle besetzte. Der Kampf um die Aussenwerke war noch blutiger, als unter Hauptmann d'Arman. Eine ganze Division, unter dem Befehle des Hauptmann Scholderer, war von den Stürmenden aufgerieben worden. Dafür lagen über 2000 erschlagene Türken um die Werke her. In der Höhle fingen alle Vorräthe an auszugehen; es mangelte an Wasser, Lebensmitteln und Munition. Major Stein unterzeichnete darauf, den 30. August, eine ehrenvolle Capitulation, welche ihm freien Abzug gestattete.

Von der Höhle macht man einen angenehmen Spaziergang nach dem Felsecke Kasan, das den Uebergang in eine noch grössere Bucht bildet, wie jene von Dubova ist. Aeusserst lohnend wird dieser Spaziergang durch die schöne freundliche Aussicht von dem erwähnten Ecke.

Zu den ausgezeichnetsten Eigenthümlichkeiten dieser Gegenden gehört das regelmässige Erscheinen der sogenannten Columbaczer Mücken. Sie zeigen sich jährlich um die Mitte oder gegen Ende April, häufig in ungeheueren wolkenähnlichen Schwärmen, und verbreiten, wo sie sich niederlassen, unter den Landleuten und ihren Viehheerden Schrecken und Angst. Die Schilderungen der Schriftsteller und die Erzählungen des Volkes über die grossen Verwüstungen, welche diese unscheinbaren Thiere unter dem Viehe anrichten, sind schaudererregend, und doch nicht im Geringsten übertrieben. Griselini hat am Ende seines oft angeführten Werkes, einen langen Brief an Scopoli über diese Insecten geschrieben, worin er zu beweisen gesucht, dass schon die Römer das Thier unter dem Namen

Oestron kannten, und Virgil es (Georgicorum libr. III.) auch besungen habe, aber wahrscheinlicher ist es die Rinderbremse (Tabanus bovinus), von der die alten Dichter sangen. Eine gründlichere Abhandlung haben wir jedoch Dr. Schönbauer zu verdanken, der, in seiner Anstellung als Bergkammerphysicus im Banate, während einem dreijährigen Aufenthalte in jenen Gegenden, wo diese Thierchen am häufigsten erschienen, die fleissigsten Beobachtungen über ihre Lebensweise angestellt hat*).

Unter den Landleuten des südlichen Banates herrscht über die Entstehung dieser gefürchteten Insecten eine sonderbare Sage. Sie bezeichnen nämlich unterhalb den Columbaczer Schlossruinen eine, bereits in der Reisebeschreibung erwähnte, Höhle als den Ort, in dessen Nähe, einer alten walachischen Sage zufolge, der heilige Georg einen giftigen Drachen bezwungen und ihm den Kopf abgeschlagen haben soll. Diesen Kopf hat der Heilige in die Höhle geworfen und in demselben sollen alljährlich diese Mücken sich erzeugen und sodann in ganzen Schwärmen aus der bezeichneten Höhle kommen.

Aus den angestellten Untersuchungen geht hervor, dass diese Mücken in die Familie der allgemein lästigen Schnacken gehören. Sie sind die kleinste Art unter allen, da ihr ganzer Leib kaum 1½ Linien lang ist und ihre grösste Breite beim Halsstück kaum ½ Linie misst. Schönbauer hat sie unter die Gattung Culex gestellt und als eine neue, dem in Lappland vorkommenden Culex reptans nahe verwandte, Art beschrieben, und Culex Colum-

*) Geschichte der schädlichen Columbaczer Mücken im Banate, als ein Beitrag zur Naturgeschichte von Ungarn, von Joseph Anton Schönbauer. Mit einer Kupfertafel. Wien 1795. 4.

baczensis genannt. In den neueren Werken ist die Art mit Culex reptans L. wieder vereinigt worden. Oken führt sie als Simulium reptans auf, citirt übrigens, was die Lebensweise der Mücken betrifft, Schönbauer's Worte genau.

Im Banate kennt man dieselben allgemein unter dem Namen Columbaczer Mücken. Sie erscheinen in der Regel im Monate April, nach warmen, stillen Tagen um so zahlreicher, je ruhiger und heiterer das Wetter ist. Sie zeigen sich zuerst in der Gegend von Columbacz und Semendria, und überziehen dann in ungeheuern Schwärmen das ganze südliche Banat, den an die Donau grenzenden Theil von Serbien bis in die westliche Walachei. Nur selten verirren sich vereinzelte Haufen, die vom Winde und Wetter verschlagen worden, in höher gelegene Gegenden. Solche Haufen hat man in Siebenbürgen getroffen, dort gehören sie aber zu den Seltenheiten.

Ihre eigentliche Heimath bleiben demnach die sumpfigen, gebüschreichen Ufer der Donau, und die feuchten, mit zahlreichen Viehtriften bedeckten Niederungen und weiten Thäler zwischen Ujpalanka und Orsowa. Ein kalter, stürmischer April verhindert ausserordentlich ihre Entstehung und Verbreitung. Sie erscheinen zwar auch, aber nur in geringer Zahl, und der Schaden, den sie dann anrichten, ist unbedeutend. Wir hatten im Jahre 1835, als ich im April ins Banat kam, eine unfreundliche, regnerische Zeit. In Folge dessen haben die Mücken sich sehr verspätet, sie kamen erst im Mai, und das Landvolk achtete ihrer gar nicht. Ist dagegen das Wetter günstig, so brechen sie an warmen Tagen plötzlich in ungeheueren Zügen, die in der Ferne Wolken gleichen, aus ihren Schlupfwinkeln hervor, und fallen Menschen und Thiere mit einem schrecklichen

Heisshunger an. Sie gehen mit gleicher Wuth auf Ochsen und Schafe, wie auf Pferde und Schweine, und lagern sich vorzüglich auf ihre von Haaren entblösste Theile, wie auf die Augen, Naslöcher und Lippen. Bei den Rindern trachten sie besonders nach den entblössten Schamtheilen, kriechen ihnen bei allen Oeffnungen, selbst in die inneren Höhlungen ein, und das so gehetzte Thier wird entweder sogleich ein Opfer der zahllosen Stichwunden, oder es stirbt in wenig Stunden an den Folgen einer heftigen Entzündung jener zarten Theile. Ganze Heerden fallen auf diese Weise in kurzer Zeit, und die wenigen, die dem Tode entgehen, werden krank und schwächlich. So erzählt Schönbauer, nach amtlichen Berichten, dass allein im Jahre 1783 in den, zu dem Cameral-Bergwesen Dognatska gehörigen Dominien an 20 Pferde, 32 Fohlen, 310 Schafe, 60 Kühe und Ochsen, 71 Kälber und 130 Schweine eine Beute dieser Mücken wurden. Minder gefährlich sind die Stiche den Menschen; die Verwundungen verursachen indessen auch heftige Entzündungen, bei sehr reizbaren Individuen sogar Fieber und endlich auch Convulsionen.

Die armen Thiere fühlen instinctmässig die Annäherung der schrecklichen Feinde. Sobald sie eine Mückenwolke gewahr werden, fliehen alle erschreckt nach den Stallungen oder nach brennenden Haufen, welche die Bauern um ihre Häuser und ihre Viehweiden herum anzuzünden pflegen, um durch den Rauch die gefährlichen Gäste zu vertreiben. Die auf dem Felde arbeitenden Menschen retten sich mit ihren Thieren in die Wohnungen. Wird ein Thier angefallen, so rennt es wüthend und schnaubend einem sicheren Orte zu, selbst ins Wasser, wenn welches in der Nähe ist. Oeffnet man ein an den Stichen dieser Mücken gefallenes Thier,

so findet man häufig die inneren Wandungen des Afters, der Nasenhöhle und der Geschlechtstheile, ja oft selbst die Luftröhre fingerdick mit gestorbenen Mücken belegt.

Indem die Bauern um die Zeit, wenn die Mücken zu erscheinen pflegen, auf den Feldern und in der Nähe der Stallungen grosse Haufen von getrockneten Blättern, mit Moos und Stroh gemischt, anzünden, verscheuchen sie durch den starken Rauch einigermassen diese bösen Feinde. Die von dem Stiche am meisten bedrohten Theile werden mit einem Wermuth- oder Tabakabsud gewaschen, was die Mücken ebenfalls davon abhält. Ein weit wirksameres Mittel hat Schönbauer vorgeschlagen. Er liess die zarten Theile mit einer Salbe aus Schweinefett, mit Steinöl und dem Extracte von Tabaksblättern gemischt, einreiben, und es soll sehr gute Dienste geleistet haben.

Am meisten hat indessen die Natur für die Vernichtung dieser Insecten gesorgt. Wenn einem Gewitter eine drückende Schwüle voranzugehen pflegt, erscheinen diese Mückenschwärme in ungeheurer Menge und setzen den Thieren am heftigsten zu. Sie sind dann am gefährlichsten. Plötzlich werden sie aber von dem ausbrechenden Sturme und Gewitter überrascht und sie gehen dann zu Milliarden zu Grunde. Schönbauer sah einen ungeheuern Schwarm von einem plötzlich ausgebrochenen Gewittersturme auf solche Weise in die Donau geschleudert, wo er auch zu Grunde ging. Ausserdem sind die herumschwärmenden Wasserlibellen ihre ärgsten Feinde. Bei regnerischen, kalten Tagen flüchten sie sich in benachbarte Höhlen und unter Gebüsch, wo sie sich ruhig verhalten, bis das Wetter wieder freundlicher wird. Sie brechen dann gleich Rauchwolken aus den Schlupfwinkeln hervor, was

zu der Sage, als kämen sie aus der Columbaczer Höhle, Veranlassung gegeben hat. Gegen Ende Mai verlieren sie sich allmählig; sie beginnen das Geschäft der Begattung, was sie im Verborgenen verrichten. Ist diess vollendet, so erscheinen sie abermals, aber in weit geringerer Zahl, und sind dann bei weitem nicht mehr so zudringlich und gefährlich. Die Männchen werden schwach und verschwinden allmählig; die Weibchen dagegen schwellen an, und legen im Juni ihre Eier. Nach Johanni hört das Herumschwärmen der Mücken entschieden auf und nur selten sieht man verspätete über diese Zeit hinaus sich erhalten. Dieses Zurückziehen der Insecten zur Zeit der Begattung und ihr Wiedererscheinen nach dem Geschäfte, hat zu der, im Banate allgemein herrschenden, Meinung Veranlassung gegeben, als gäbe es zwei bis drei verschiedene Züge dieser Thiere. Die ersten, im April erscheinenden, hielt man für die gefährlichsten, minder verwüstend und zudringlich den zweiten, und den dritten Zug hat man für ganz unschädlich gehalten. Ihre Eier legen sie, nach Schönbauer's Dafürhalten, in Sumpfwasser, worin sich auch ihre Larven ausbilden sollen. Oken vermuthet dagegen, dass die Larven dieser Schnacken sich auf dem Felde im Kuhmiste entwickelten. (Oken's Naturgeschichte. V. Bd. S. 744.)

Auch die Klissura sollen die Fluthen des bereits erwähnten ungrischen Meeres gewaltsam durchbrochen haben, eine alte Meinung, die schon Griselini entwickelt und Schwarzott wieder aufgewärmt hat. Wir können uns auch dieser Ansicht nicht anschliessen, weil alle Localverhältnisse für ein plötzliches Zerreissen, und kein allmähliges Auswaschen der Gesteine sprechen.

Die Rückfahrt wird gewöhnlich in einer Gondel gemacht, von acht Dalmatinern geführt, die mit dem leichten, netten Fahrzeuge rasch die Wirbel durchschneiden und in weniger als zwei Stunden in Orsowa anlangen *). Man besucht bei Ogradina die trajan'sche Tafel.

Dies grossartige Denkmal ist etwas über dem, bereits in der Reisebeschreibung erwähnten, Treppelwege erhaben, in die Uferwände gehauen. Zwei geflügelte Genien halten von beiden Seiten eine aufgerollte Tafel mit breiter Einfassung, die mit Quadratfeldern und Delphinen geziert ist. Der römische Adler in der oberen Mitte der Einfassung ist ziemlich undeutlich geworden. In dem tief ausgearbeiteten Felde der Tafel ist eine Inschrift eingegraben. Zeit und Witterung haben das colossale Denkmal bedeutend angegriffen, besonders am unteren Theile, wo noch immer serbische Fischer unter den, von der tief gearbeiteten Einfassung der Tafel geschützten, Stellen sich aufzuhalten und Feuer anzumachen pflegen, so dass von der Inschrift nur mehr die ersten wenigen Worte noch leserlich sind:

IMP. CAES. D. NERVAE. FILIUS.
NERVA. TRAJANUS. GERM.
PONT. MA. — — — —
— — — — — —
— — — — — —

Diese grossartigen Reste, wie die trajan'sche Tafel, der Treppelweg, so manche Trümmer von Burgen, die hie und da in der Klissura noch an den

*) In Ermangelung dieser Gondeln wird man sich zu dieser Rückfahrt einen Kahn in Ogradina miethen müssen, da diese Wasserfahrt einen eigenen Reiz bietet und daher nicht versäumt werden sollte.

Felsen kleben, und von denen die Geschichte nichts mehr zu erzählen weiss, beweisen zur Genüge, welche Thätigkeit schon vor Jahrtausenden in diesen wilden Gegenden geherrscht. Schon Trajan's Vorgänger haben viel an diesen Gestaden gefochten. Domitian soll bei dem schon erwähnten Segestica über die Save gesetzt und durch die Alpen Steiermark's nach Dacien gezogen sein, wo ihn Decebalus schimpflich besiegt hat.

Auch Trajan soll, auf seinem ersten Feldzuge dahin, denselben Weg genommen haben, was jedoch nicht möglich ist. Man weiss, dass der Imperator in der Klissura über zwei Schiffbrücken den Strom passirte. Er selbst ging, wie Francke wissen will, mit einer Abtheilung seines Heeres über die obere Brücke, welche bei den Trümmern von Gradiska soll geschlagen worden sein. Von da zog er durch die Bergstädte nach Karansebes, wahrscheinlicher jedoch nach Lugos, und durch das Hatzeger-Thal nach Siebenbürgen. Man sieht noch heutzutage in dem erwähnten Thale grosse Reste eines stark befestigt gewesenen römischen Lagers. Die andere Brücke soll unterhalb dem Falle Tachtalia, bei Columbina über den Strom geführt haben, und ein Legat des Kaisers ging mit der zweiten Abtheilung des Heeres über dieselbe. Er marschirte über Orsowa, Mehadia und Karansebes ebenfalls nach Siebenbürgen. Weit wahrscheinlicher ist es jedoch, dass die zweite Brücke bei dem weit günstiger gelegenen Dorfe Ogradina über den Strom geschlagen worden, denn von hier führte der gerade Weg nach Orsowa und Siebenbürgen, während bei Columbina durch eine wüste Gebirgsgegend ein bedeutender Umweg hätte gemacht werden müssen. Für diese Ansicht scheint auch die Stelle der trajan'schen Tafel, von Ogradina gegenüber, zu sprechen; denn

ohne Zweifel wollte der Kaiser durch dieses Denkmal den, bei seinem ersten Feldzuge nach Dacien, glücklich bewerkstelligten Uebergang seines Heeres über den reissenden Strom verewigen.

Es lässt sich, meines Wissens, durch nichts erweisen, dass die erwähnten zwei Schiffbrücken gerade bei dem Dorfe Gradiska und bei Columbina über den Strom gebaut gewesen, denn nach der trajan'schen Säule zu Rom, dem einzigen verlässlichen historischen Documente aus dem thatenreichen Leben dieses Kaisers, ist es nur gewiss, dass diese Brücken von den Truppen Trajan's wirklich gebaut wurden; es kann also nur die erwähnte Tafel entscheiden, die Francke nicht einmal gekannt zu haben scheint, und die gewiss nicht ohne einen wichtigen Grund in die Uferwände gehauen wurde. Auf die peutinger'schen Tafeln sich hiebei zu berufen, wie Francke gethan hat, dürfte wohl etwas misslich sein, da den alten Geographen, und insbesondere den erwähnten Karten, bei genauen Ortsbestimmungen eben nicht sehr zu trauen ist. Haben sich doch auch die neueren Alterthumsforscher hie und da gewaltig geirrt, was wohl lediglich daher kommt, dass einer dem anderen nachgeschrieben, ohne an Ort und Stelle gewesen zu sein. So bemerkt Gruterus auf Seite 163 seines erwähnten Werkes, wo er unter Nr. 1 die obenstehende Inschrift mittheilt, dass dieselbe unter den Trümmern der trajan'schen Brücke befindlich gewesen, was er wohl nicht gesagt haben würde, wenn er in der Klissura gewesen wäre.

Bemerkenswerth ist ferner, dass die trajan'sche Säule weder des Treppelweges noch der Tafel gedenkt. Der Treppelweg dürfte am wahrscheinlichsten zum Schiffzuge gedient haben, um die Klissura, den Uebergangspunct der Armee, von den Waffen-

plätzen Segestica, Taurunum und Singidunum*) aus, mittelst Fahrzeugen, deren die besagte Säule eine Menge enthält, desto schneller und bequemer mit allem Nöthigen versorgen zu können. Es konnte also der Treppelweg schwerlich zu Eilmärschen der Truppen gedient haben, wie einige wissen wollen, denn der Truppentransport war schneller und leichter zu Wasser zu bewerkstelligen. Marsigli und Griselini erwähnen von den in der Klissura geschlagenen Schiffbrücken nichts.

Auch in späteren Zeiten, nachdem das immer tiefer sinkende Rom sein Dacien wieder den Barbaren überlassen musste, haben sich die an beiden Ufern des Stromes wohnenden Völker häufig bekriegt. So erwähnt ein alter Schriftsteller, Stritter**), der Klissura, indem er sagt, der Pass werde κλειδιον und κλεισουρα, ingleichen auch χιμβα λογγος genannt, und er war durch einen hohen Thurm, Dema und durch eine, zwischen den Felswänden gezogene, Mauer unzugänglich gemacht.

---

e) Zum Wasserfalle nach Mehadia.

Eine Spazierfahrt nach Mehadia und der Besuch des Wasserfalles in der Nähe des Ortes, gehört unter die angenehmsten Ergötzlichkeiten des Badelebens. An dem Wasserfalle selbst findet man wohl nichts besonderes, aber die schöne Lage desselben macht einen Spaziergang dahin lohnenswerth. Die

---

*) Das heutige Belgrad und Semlin.

**) Stritter Memoriae Populorum olim ad Danubium incolentium et scriptoribus Historiae Byzantinae erutae et digestae. Tom. II. Strassb. 1546.

Strasse nach Mehadia führt durch ein sehr freundliches Thal an der Bella-Reka fort. In drei viertel Stunden ist man dort angelangt. Man trägt sogleich Sorge für ein Mittagessen, und tritt die Wanderung nach dem Wasserfalle in Begleitung eines Führers an. Der etwas über eine halbe Stunde lange Weg geht an dem Swerdiner Bache fort, an einer Goldwäschercolonie und mehreren Löffelmühlen vorüber waldeinwärts. Ein weit verhallendes Gemurmel verkündet in einer Weile die Nähe des Falles. Mitten im dichtesten Schatten eines Laubendaches breitet sich ein kleiner Teich aus, der, nach der Versicherung der Landleute, eine bedeutende Tiefe haben soll. Rückwärts streben die Ufer desselben zu einer sechs Klafter hohen, steilen Wand empor, über welche der Bach in die Tiefe stürzt. Eine frische Kühle umgibt den schönen schattigen Ort, und ladet zu längerem Aufenthalte ein.

Die banatischen Sandhügel.

An beiden Ufern der Karas, die das walachisch-illyrische Grenz-Regiment von dem deutsch-banater trennt, dehnt sich eine, etwas über sieben Quadrat-Meilen weite, Ebene aus, welche meist aus Flugsande besteht und unter dem Namen die banatischen Sandhügel, Bielo Berdo bei den Walachen (Agger Romanorum lateinisch), bekannt ist. Diese Sandhügel streichen von dem Donauthale bei Palanka bis oberhalb Karldorf in fast paralleler Richtung von Südost nach Nordwest, wo sie sich an den Alibunarer Feldern in die Ebene abdachen.

Diese ausgedehnten Hügel bestehen theils aus offenem Flugsande, der bei den herrschenden Südost- und Nordwestwinden sein Niveau immerwährend verändert, und aus angebauten Grasplätzen, Oasen genannt, die hie und da auch mit Holz bewachsen sind. Die Bestandtheile dieses feinkörnigen Sandes sind Quarz, Glimmer und Schiefertheile, mit Lehm, Eisenocher und einer grossen Menge zertrümmerter Conchylienresten gemengt. An vielen Stellen bildet ein von Eisentheilen gelblich gefärbter Thon die Unterlage des Sandlagers, aber die Mächtigkeit desselben ist so ungleich, dass man, nach Herrn von Bachhofen's Versicherung, an vielen Stellen selbst bei 90 Klafter dasselbe noch nicht durchbrechen konnte. Bachhofen glaubt, den Thonschiefer, der im nahen Werschitzer Gebirge die herrschende Felsart bildet, als die allgemeine Grundlage des Sandbodens annehmen zu dürfen.

Bei der grossen Flüchtigkeit dieses Sandes richten die herrschenden Winde grosse Verwüstungen an. Sie reissen ganze Grasflächen auf, thürmen den Sand hier zu Bergen auf und überdecken die ganze Vegetation; sie entblössen auf einer anderen Seite wieder alles angebaute Land. Zu diesem verheerenden Uebel gesellt sich ein empfindlicher Mangel an trinkbarem Wasser. Ausser einem, von dem Flugsande beinahe schon ganz verschüttetem, Teiche Kejala Kuluj, findet sich nur an wenigen Stellen etwas Seichwasser in den Vertiefungen und den Morästen; so namentlich an der Grenze der Sandebene bei Dubowatz, Schurscheva, Bara u. s. w. Der offene Flugsand drohte mit der Zeit auch das an die Sandhügel grenzende, bebaute Land zu verschütten. Schon im Jahre 1808 lenkten Se. k. k. Hoheit der Erzherzog Ludwig, als General-Grenzdirector, höchst Ihre Aufmerksamkeit auf diesen Umstand, und ordnete an, zu erheben, auf welche Weise dem Umsichgreifen des Flugsandes Schranken gesetzt werden könnten.

In Folge dieses hohen Befehles, wurde die geometrische Vermessung der Sandstrecke eingeleitet, wobei sich ergab, dass die ganze Fläche 70,660 Joch, 99 Quadrat-Klafter betrug, und dabei ungefähr 30,000 Joch auf den offenen Flugsand kamen, wobei die grösste Ausbreitung im deutsch-banater Regimente Statt fand. Es handelte sich nun um die doppelte Aufgabe, nicht nur die an die Sandhügel angrenzenden Industrialien vor dem Versanden zu schützen, sondern selbst die innere Ausbreitung der Sandschollen für immer zu verhüten. Der banater Grenzwald-Director, von Bachhofen, unterbreitete, nach vollständig aufgenommener Sachlage, dem hochlöbl. k. k. Hofkriegsrathe zu Wien einen Vorschlag, wie nämlich durch einen Mantel von

Baumpflanzungen um die ganze Contur des offenen Flugsandes dem verlangten Zwecke entsprochen werden könne, worauf der Hofkriegsrath nach diesem Vorschlage im Jahre 1818 Probversuche zu beginnen, und da diese erfreuliche Resultate herbeiführten, die Bindung des Sandes nach diesem Plane auszuführen befahl.

Um den cultivirten Boden der, an die Sandschollen angrenzenden, Ortschaften vor Versandung zu schützen, wurden streifenweise, von dem Thale bei Palanka bis an die Alibunarer Felder, die Baumpflanzungen geführt, die theils zusammenhängend, theils in einzelnen Horsten, je nachdem es die Nothwendigkeit erforderte, die erste oder äussere Contur bildeten. Damit aber die Gewalt der Winde noch mehr gebrochen, und hiedurch auch im Innern der Sandwüste der Verheerung und Ausbreitung des Flugsandes wie möglich ein Ziel gesetzt werde, wurde weiters, in Verbindung mit der äussern Contur, längs dem ärarischen Theile und den zur Viehweide verpachteten Prädien der Sandhügeln, eine Traverse, und endlich die grosse offene Sandfläche mit einem Mantel von Baumpflanzungen umzogen, welche Anlagen bereits im Jahre 1837 einen Flächeninhalt von 6834 Joch, 131 Quadrat-Klafter, geometrisch aufgenommen, betrugen und vortrefflich gediehen. Das Material, dessen man sich zur Pflanzung bediente und noch bedient, sind theils Baumarten, die man durch Steckreiser und Samen in den eigens hiezu errichteten Plantagen erzieht, theils sind es Grasarten, deren Samen man aus dem Sandboden selbst ausbeutet.

Von Holzarten gedeihen, besonders im offenen Sande, die Pappelarten, vorzüglich aber die Canadische *(Populus canadensis)* und die Pyramid-Pappel *(Populus italica)*, welche ihre Wurzeln

gleich einem Netz, an der Oberfläche des Sandes drei bis vier Klafter weit auslaufen lassen und dergestalt den Sand binden. Aus den Wurzeln treiben häufige Schösslinge hervor. Die Erle gedeiht an den Morästen ebenfalls gut; weniger die Birke und die Kiefer (*Pinus pinaster* und *sylvestris*). Mit gutem Erfolg wird *Rhus Cotinus* cultivirt, dessen Blätter und junge Zweige in der Gegend allgemein zum Färben und häufig auch als Gerbemittel angewendet werden.

Indessen ist nicht der ganze Flugsand den Pflanzungen gedeihlich. An vielen Stellen vegetiren die Baumpflanzungen nur einige Jahre gut, dann erhalten sie ein kümmerndes Aussehen.

In solchen Gegenden wird zur Bindung der Grasflächen Samen verwendet, der trefflich den Hoffnungen entspricht und denjenigen Pflanzenarten angehört, welche überhaupt in den Sandgegenden zerstreut vorkommen.

Am erspriesslichsten gedeihen die Baumpflanzungen im reinen, mit Thon vermischten Flugsande. Die an der südwestlichen Seite des Flugsandes befindlichen Anlagen bilden hochstämmige Bestände, die, in einem Alter von 8 bis 10 Jahren, eine Höhe von 4 bis 5 Klafter, und eine Stärke von 6 bis 8 Zoll erlangt haben; und es hat sich in dieser Zeit das erfreuliche Resultat ergeben, dass die Gründe der benachbarten Gemeinden Deliblat und Mramorak durch diese Pflanzungen bis jetzt glücklich vor Versandung geschützt waren. Auch im Innern der Sandstrecke haben die Pflanzungen ein gedeihliches Fortkommen. Der Flugsand wird mehr im Zaume gehalten, und durch das Abfallen der Blätter, durch öftere Regengüsse und den vermehrten Thongehalt zur Vegetation allmählig vorbereitet.

Was endlich die allgemeine Beschaffenheit des Sandlagers betrifft, so ist eine Aehnlichkeit desselben mit den grossen Sandablagerungen der ungrischen Ebene nicht zu verkennen. Klein zertrümmerte Schalthierreste bilden, hier wie dort, einen characteristischen Bestandtheil, und was die dort häufig vorkommenden Salzsteppen anbelangt, so hat die banater Sandfläche auch etwas Aehnliches aufzuweisen, denn es finden sich bei Illancza Salzteiche, die viel Glaubersalz enthalten.

Die Lieblingsidee unserer Schriftsteller lässt die Entstehung dieses Sandlagers auch in die Periode fallen, in welcher, nach ihrer Behauptung, das ungrische Meer das Gebirge am Babakay durchbrochen haben soll. Diese Sandmasse blieb beim Zurücktreten des Meerwassers zurück. Wir haben schon im Früheren unsere Ansichten über diese Behauptung, der die neuesten Erfahrungen geradezu widersprechen, dargelegt, und bemerken nur noch, dass man in dem Sandlager durcheinander geworfene Knochen noch lebender Säugethiere, wie von Ochsen, Hirschen und Rehen gefunden hat. Dazwischen kommen incrustirte Kieferzapfen vor, zahlreiche Stämme von Linden, Eichen und Rusten, ja man hat sogar eiserne und kupferne Pfeile ausgegraben, die das Alter und die Beziehung des Sandlagers sattsam bezeichnen. Eine bemerkenswerthe Erscheinung ist ferner, dass frisch gefallener Schnee mit Sand bedeckt, unter dieser lockern Decke bis tief in den Sommer hinein sich erhält. Wenn diese Stellen mitten im Sommer vom Winde zufällig wieder entblösst werden, so erscheint der Schnee ganz unversehrt.

Aber vor Allem ist diese Sandwüste an Pflanzenschätzen ausgezeichnet, worauf Rochel zuerst aufmerksam gemacht hat. *Crambe tataria L., Alys-*

sum rostratum Andrz., Paeonia tenuifolia, Astragalus dasyanthus Pall., die schöne *Mattia umbellata* unseres unermüdeten Schultes, bedecken den unfruchtbaren Boden in unsäglicher Menge. Etwas seltener ist die *Paeonia banatica*, so wie das *Thesium elegans* verbreitet. Und die verschwenderische Natur hat somit auch diese Wüstenei mütterlich bedacht, wo man es am wenigsten erwartet haben würde.

Rückweg durch die Almas und über die Bergstädte.

Als Schlusswort möge hier die Erinnerung stehen, das Banat ja nicht zu verlassen, ohne die schöne Almas besucht zu haben. Man verbindet mit einer Reise durch dieses reizende Thal einen Besuch der banatischen Bergstädte Orawitza, Dognatska, Szaszka und Neu-Moldowa.

Der eigentliche Weg in das Bergrevier der eben genannten Orte führt zwar durch die Klissura über Orsowa, Ogradina, Kasan, Plavischeviza, Svinicza nach Berszaszka, und auf einer vortrefflichen Bergstrasse über den Alibek nach Neu-Moldowa. Aber der Almas zu lieb, wird man, da man die Klissura auf der Donaureise kennen gelernt hat, den Umweg nicht scheuen, und die Heimkehr über Temesvár durch die Bergstädte einschlagen.

Der Weg führt von Mehadia links ab in das wildromantische Globureo-Thal. Bei Prigor, einem Compagnie-Stationsorte, beginnt die erwähnte Almas. Es öffnet sich ein ungemein freundliches Thal, von den sanftesten Höhen umfangen. Zahlreiche Ortschaften (13 an der Zahl) verkünden ein reges Leben; sie liegen wie in einer reichen, üppigen Gartenanlage im Thale zerstreut, und blicken gar freundlich und gastlich mit ihren Thürmen aus dem Gebüsche hervor. Die goldführende Nera bewässert die von der Natur so verschwenderisch bedachte Anlage. Sie eilt vom Semenik herab und wendet sich im raschen Laufe der Temes zu. Bei Dalboschitz erhebt sich die un-

vergleichliche Bergstrasse auf den Stanczilowa, und von da geht es abwärts über die Orte Fontina, Babi Marti; Isvorul Borkuluj und Pojeniele Fetilor nach Szaszka. Von da macht man einen Abstecher nach Neu-Moldowa, oder man geht über Weisskirchen dahin, und macht die Tour nach Moldowa, Szaszka über Csiklowa nach Orawitza, Dognatska, Resicza und von Deutsch-Bogsan nach Temesvár.

In Orawitza wird unser thätige Botaniker, Herr Cameralarzt Wierzbiczky, jedem freundlich an die Hand gehen. Die benachbarten Kalkgebirge nähren eine grosse Menge der seltensten Gewächse.

In Resicza besieht man die schönen Eisenwerke, aus fünf Eisenhämmern, einem Hoch- und Flossofen, einem Gusswerke, einer Nagelschmiede und einem Pochhammer bestehend. Dieser an die Berzava grenzende Pfarrort ist der Sitz eines Bergverwesers. Deutsch-Bogsan hat ebenfalls mehrere Eisenhämmer, einen Pochhammer und Hochofen.